Teilhabe und Verschiedenheit

Dagmar Domenig,
Sandro Cattacin und
Irina Radu (Hrsg.)

**Vielfältig anders
sein – Migration *und*
Behinderung**

Dagmar Domenig, Sandro Cattacin, Irina Radu (Hrsg.)

Vielfältig anders sein: Migration *und* Behinderung

Reihe Teilhabe und Verschiedenheit – Participation et Différences

Die Suche nach Eigenheit und Verschiedenheit, die unsere Gesellschaften seit der Renaissance charakterisiert, kombiniert mit der vereinfachten und erhöhten Mobilität, führt zu einem Anwachsen von pluralen und komplexen Identitäten, Netzwerken und damit verbundenen sozialen Schnittstellen. Immer mehr Menschen lassen sich nicht mehr fest einer Gruppe zuordnen, sondern wechseln und bearbeiten – je nach Situation und Kontext – kontinuierlich ihre identitären Zugehörigkeiten und setzen sich ein für mehr Teilhabe und Anerkennung ihrer Verschiedenheit. Diese Reihe möchte der Frage der individuellen, institutionellen und gesellschaftlichen Herausforderungen einer auf Verschiedenheit geeichten Welt nachgehen. Beiträge zu Themen der Intersektionalität, der Arbeit an identitären Grenzen sowie Betrachtungen, die disziplinäre Forschungsbereiche zu Beeinträchtigung, Mobilität und sexueller Orientierung verbinden und überwinden helfen, finden in dieser Reihe ihren Platz. Interdisziplinäre Forschung und Beiträge mit Praxisbezug sind besonders willkommen. Wachsende Verschiedenheit bedeutet wechselnde Machtverhältnisse, Diskriminierungen und Unterdrückung. Deshalb besteht die grösste Herausforderung in der Organisierung der Teilhabe von Verschiedenheit und in der Ermöglichung emanzipativer Prozesse.

Herausgeber

Prof. Sandro Cattacin, Université de Genève, Département de sociologie.

Dr. Dagmar Domenig, Direktorin Stiftung Arkadis, Olten.

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Bill Hughes, Glasgow School for Business and Society, Glasgow Caledonian University

Prof. Dr. Kerstin Rathgeb, Allgemeine Pädagogik, Evangelische Fachhochschule Darmstadt

Judy Gummich, Deutsches Institut für Menschenrechte, Berlin

Ines Mateos, Expertin für Bildung und Diversität

Prof. tit. Dr. Barbara Jeltsch-Schudel, Universität Freiburg, Heilpädagogisches Institut, Abteilungsleiterin Klinische Heilpädagogik und Sozialpädagogik

Prof. Koviljka Barisnikov, Université de Genève, Unité de psychologie clinique et de neuropsychologie de l'enfant

Dagmar Domenig, Sandro Cattacin
und Irina Radu (Hrsg.)

Vielfältig anders sein: Migration *und* Behinderung

Seismo
verlag

Diese Publikation wurde durch die Stiftung Arkadis in Olten (www.arkadis.ch) ermöglicht.

arkadis
begleiten beraten bewegen

Zudem wurde diese Publikation durch das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen EBGB unterstützt.

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

**Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung
von Menschen mit Behinderungen EBGB**

Publiziert von
Seismo Verlag, Sozialwissenschaften und Gesellschaftsfragen AG, Zürich und Genf
www.seismoverlag.ch | buch@seismoverlag.ch

Der Seismo Verlag wird vom Bundesamt für Kultur für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Texte © Die AutorInnen 2021

ISBN 978-3-03777-144-0 (Print, 2015)

ISBN 978-3-03777-765-7 (PDF)

<http://doi.org/10.33058/seismo.30765>

Umschlag: Hannah Traber, St.Gallen

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – nicht kommerziell – keine Bearbeitung 4.0 international Lizenz

Inhalt

Vorwort <i>Michele Galizia und Andreas Rieder</i>	9
--	---

Einleitung <i>Dagmar Domenig</i>	11
-------------------------------------	----

TEIL I: GRUNDLAGEN

Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund: Von der Gastfreundschaft zur Feindseligkeit <i>Bill Hughes</i>	21
---	----

Unkonventionelle Vorschläge zur Konzeptualisierung von Migration und Behinderung <i>Dan Goodley</i>	44
--	----

TEIL II: FORSCHUNGSPERSPEKTIVEN

Vielfältig anders: Verständnisse und Konzeptualisierungen aus sonderpädagogischer Perspektive <i>Barbara Jeltsch-Schudel</i>	65
---	----

Ein Versuch, Intersektionalität und Interdependenz für die Behindertenarbeit auf die Füße zu stellen <i>Kerstin Rathgeb</i>	88
--	----

Menschen mit pluralen und komplexen Identitäten im Gesundheits- und Sozialbereich <i>Sandro Cattacin und Dagmar Domenig</i>	104
--	-----

TEIL III: PRAXIS

Migrationshintergrund und Behinderung – Herausforderungen an einer
diskriminierungsrelevanten Schnittstelle 127
Judy Gummich

Migration und Beeinträchtigung – Zum Filmprojekt *Dort ist hier* 145
Irina Radu

TEIL IV: SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Komplexe Identitäten: Chancen für eine offene Gesellschaft 161
Sandro Cattacin und Dagmar Domenig

Autorinnen und Autoren 167

Bild 1: Es muss alles passen – aus dem Film *Dort ist hier*.

Bild 2: Die Schraube stimmt – aus dem Film *Dort ist hier*.

Vorwort

Michele Galizia und Andreas Rieder

Max Frischs Diktum von 1965: «Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen» wird immer wieder gerne zitiert. Sowenig Menschsein auf Arbeitskraft reduziert werden kann, sowenig werden einseitige Kategorisierungen und Vereinfachungen dessen Komplexität gerecht. Menschen arbeiten oder sind pensioniert, sind behindert, migrieren, sind Frauen oder Männer – und so wenig all diese Aspekte im Leben auseinander gehalten werden können, so wenig kann man sie bei Unterstützung und Problembehandlung nach Belieben aus- oder einblenden.

Auch einige Zahlen unterstreichen diese Tatsache. Die Schweiz ist seit Jahrzehnten eine Migrationsgesellschaft: Heute weisen mehr als 30 % der Bevölkerung einen Migrationshintergrund auf. Rund 15 % der Einwohnerinnen und Einwohner der Schweiz sind von einer Behinderung betroffen, und es gibt mehr Schweizerinnen als Schweizer – eine eindimensionale Ausrichtung des Schutzes vor Diskriminierung auf Herkunft, Behinderung oder Geschlecht, um nur diese zu nennen, wird der Realität ganz einfach nicht gerecht.

Dieser Anspruch findet zunehmend Widerhall in Diskussionen um Begriffe wie *Mehrfachdiskriminierung* oder *Intersektionalität*. Diskussionen, die auch die Frage aufwerfen, ob nicht auch beim Schutz vor Diskriminierung über die Grenzen etwa zwischen *Antirassismus*, *Gleichstellung von Frau und Mann*, *Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen* hinweg enger zusammengearbeitet werden muss. Wohin, um es auf den Punkt zu bringen, soll sich die in diesem Kontext gerne bemühte schwarze, HIV-positive Frau, die als Prostituierte arbeitet, hinwenden, wenn sie Hilfe braucht?

Auf internationaler Ebene wurde bereits 2001 – auf der Weltkonferenz gegen Rassismus in Durban – gefordert, die Mehrfachdiskriminierung von Opfern rassistischer Diskriminierung durch gleichzeitige Diskriminierung, beispielsweise aufgrund von Geschlecht oder Religion, als eigenständige Problematik anzuerkennen – doch auf den Einbezug der Mehrfachdiskriminierung auch aufgrund der sexuellen Orientierung konnten sich die Staaten nicht einigen. Der Diskussionsbedarf ist weiterhin gross, aber nicht nur im Grundsätzlichen, sondern auch alltägliche, praktische Fragen sind anzugehen: Wie soll etwa der Vielfalt der Menschen, die sich mit unterschiedlichsten Formen der Diskriminierung konfrontiert sehen, im Alltag Rechnung getragen werden?

Sicher ist, dass wir mehr Austausch und engere Zusammenarbeit über bestehende Grenzen hinweg brauchen: zwischen Lebensbereichen, zwischen

Verwaltungsstrukturen, über die föderalistische Arbeitsteilung zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden hinweg, zwischen den Akteuren der Zivilgesellschaft. Und dann braucht es auch mehr Forschung, denn auch wenn die Einsicht, dass die Diskriminierungsrealität komplex ist, einfach ist, ist die Suche nach einfachen Lösungsansätzen komplex.

Die Tagung *Vielfältig anders sein: Migration und Behinderung* der Stiftung Arkadis vom 21.11.2013, auf der dieses Buch aufbaut, lieferte wichtige Meilensteine auf dem noch langen Weg, der vor uns liegt, um dieser Komplexität auf normativer Ebene, auf institutioneller Ebene und vor allem im Alltag der von Diskriminierung betroffenen Menschen angemessen Rechnung zu tragen. Dafür möchten wir den Verantwortlichen herzlich danken und gleichzeitig alle Beteiligten auffordern, den Weg konsequent weiterzugehen.

Einleitung

Dagmar Domenig

Eine Frau italienischer Herkunft, nennen wir sie hier Frau Rossi, die 42 Jahre alt ist, lebt mit einer kognitiven Beeinträchtigung seit über elf Jahren in einer Institution des Behindertenbereichs. Frau Rossi kann den Alltag mit wenig Unterstützung gut meistern. An Weihnachten muss sie jedoch wegen einer Apoplexie notfallmässig ins Spital eingewiesen werden. Dort stellt man eine schwere Hemiplegie fest, mit Sprach-, Seh-, Schluck- und Bewegungseinschränkungen. Nach ein paar Tagen wird die Bezugsperson in der Institution von Frau Rossi informiert, sie werde bald austreten und in die Institution zurückkehren. Die Eltern von Frau Rossi, die unweit der Institution wohnen, wünschen gemäss den Aussagen der zuständigen Ärztin, dass ihre Tochter in ihrer Nähe bleibt. Die Kommunikation mit den Eltern sei jedoch wegen der Sprachbarrieren schwierig. Die Bezugsperson von Frau Rossi macht sich Sorgen, zumal Frau Rossi jetzt stark pflegeabhängig ist und umfassende Pflege benötigt, unter anderem auch Sondennahrung. Zudem arbeitet in der Institution fast ausschliesslich ausgebildetes oder angelerntes agogisches Personal, in der Pflege erfahrene oder ausgebildete Fachpersonen sind hingegen kaum vorhanden. Auch der Leiter der Institution ist sich nicht sicher, ob die Entscheidung, Frau Rossi so kurz nach der Apoplexie und mit einer schweren Hemiplegie wieder aufzunehmen, angemessen sei.

Dieses Beispiel aus der Praxis illustriert eindrücklich, worum es bei dem Thema des vorliegenden Buches, nämlich Migration *und* Behinderung, konkret geht. Die Fragen, die sich bereits aus diesem Fallbeispiel ergeben, ziehen sich – wenn auch auf eher sozialtheoretischer, empirischer oder praktischer Ebene – durch das gesamte Buch hindurch, nämlich: Warum ziehen die Fachpersonen im Spital – wenn sich Verständigungsschwierigkeiten ergeben – keine Übersetzerin beziehungsweise keinen Übersetzer bei, auch wenn dies in besagtem Spital eigentlich angeboten würde? Warum bemühen sich die zuständigen Fachpersonen nicht darum, die Eltern von Frau Rossi korrekt und angemessen zu informieren, insbesondere auch über die Folgen einer Überweisung zurück in die Institution statt in eine Rehabilitationsklinik? Warum wird Frau Rossi nur wenige Tage nach einer schweren Apoplexie zurück in eine Institution überwiesen, die auf die Begleitung von Menschen mit einer Beeinträchtigung beziehungsweise Behinderung, nicht aber auf die Pflege beziehungsweise Rehabilitation von Patientinnen und Patienten mit Hemiplegie spezialisiert ist? Oder zusammengefasst: Warum wird bei Frau Rossi auf eine Rehabilitation in einer Klinik verzichtet, die aus medizinischen Gründen sicher angebracht

gewesen wäre? Auf Grund einer entsprechenden Intervention seitens der Institution wurde Frau Rossi glücklicherweise – letztlich auch dank des glücklichen Zufalls einer institutionsintern vorhandenen, in diesen Fragen kompetenten Fachperson – doch noch in eine Rehabilitationsklinik verlegt, wo sie so gute Fortschritte machte, dass ihr Aufenthalt auf Wunsch der Klinik nach drei Wochen verlängert worden ist. Ein paar Wochen, nachdem Frau Rossi wieder auf ihrer Wohngruppe in der Institution lebte, stellte ihr zuständiger Arzt fest, er sei über den sehr guten Gesundheitszustand von Frau Rossi überrascht. Frau Rossi hatte in der Zwischenzeit grosse Fortschritte gemacht, auch musste das Essen nicht mehr püriert werden.

Diese Geschichte hat also doch noch ein erfreuliches Ende gefunden, doch leider ist das nicht immer so, wenn Menschen mit unterschiedlichen Risikofaktoren für Diskriminierungen, wie eben Behinderung, Migration, aber auch sexuelle Orientierung oder Alter auf Institutionen im Gesundheits- und Sozialbereich treffen. Dabei werden verschiedene Fragen aufgeworfen, wie zum Beispiel: Wie können Einrichtungen im Sozial- und Gesundheitsbereich Menschen mit einer Behinderung *und* Migrationshintergrund so wahrnehmen, dass sie deren Bedürfnisse nach Anerkennung, Respekt und Menschenwürde beantworten? Und braucht es in diesem Kontext einen anderen Blick auf Menschen mit einer Behinderung *und* Migrationshintergrund, damit wir angepasst und bedarfsgerecht Klientinnen und Klienten betreuen, behandeln und pflegen können? Was konkret heisst also Professionalität im Kontext von Migration *und* Behinderung? Aber auch und damit eng verknüpft: Was bedeutet es aus dem Blickwinkel von Menschen mit einer Behinderung *und* Migrationshintergrund, in unserer Gesellschaft zu leben? Wie können Menschen mit Migrationshintergrund in den Einrichtungen des Behindertenbereichs ihr Leben selbstbestimmt, sinnerfüllt und aktiv mitgestalten? Wie können Familien mit Migrationshintergrund besser in der Betreuung ihres Kindes mit einer Behinderung unterstützt werden? Welchen Blick auf uns und auf Andere braucht es denn, damit auch Menschen mit einer Behinderung *und* Migrationshintergrund in unserer Gesellschaft ein selbstbestimmtes, sinnerfülltes Leben leben und aktiv mitgestalten können? Wenn wir davon ausgehen, dass sich Menschen in unserer pluralen Gesellschaft kaum mehr festen, vordefinierten Kategorien zuordnen lassen und im Gegenteil meist mehrere *kategoriale Merkmale* mit sich bringen, die ihre Identität gestalten und prägen, fordert dies von Fachpersonen nicht primär mehr Offenheit, Empathie und Respekt für diese zunehmend komplexer gewordenen Lebensgeschichten und Lebenswelten?

Auf diese und andere Fragen versucht dieses Buch Antworten zu geben, wobei der Fokus auf Behinderung *und* Migration gerichtet ist, exemplarisch für plurale und komplexe Identitäten mit mehreren kategorialen Merkmalen. Wir möchten damit Menschen mit einem Migrationshintergrund im Behin-

derntenbereich und Menschen mit einer Behinderung im Migrationsbereich sichtbar machen, die meistens einer *Entweder-oder-Sicht* durch Fachpersonen ausgesetzt sind, je nach vorhandenen Spezialisierungen, Kenntnissen oder Erfahrungen. Dieses Thema, das bisher eher ein Schattendasein fristete, ans Licht zu holen und dadurch für *Sowohl-als-auch-Identitäten* zu sensibilisieren, ist eines unserer Hauptanliegen in diesem Buch. Dabei handelt es sich primär darum, den Migrationsbereich und den Behindertenbereich nicht als voneinander völlig unabhängige Gebiete von Wissenschaft und Praxis zu konzeptualisieren, sondern im Gegenteil anzuerkennen, dass beide Disziplinen sich mit ähnlichen Thematiken, wie Diskriminierung und Rassismus, Benachteiligung und Vulnerabilität, Ausschluss und Einschluss, Marginalisierung und Verschleierung, beschäftigen. Auch Standards, Chartas und Berichte nationaler, aber auch internationaler Organisationen unterschiedlicher Disziplinen gleichen sich in ihren normativen Forderungen nach Integration oder Inklusion, Mitbestimmung oder Selbstbestimmung, Partizipation oder Befähigung. Dies stellt den Sinn, für jeden spezifischen Risikofaktor für Diskriminierung eigene Spezialisierungen und Disziplinen zu pflegen, mehr als in Frage, zumal die Gefahr besteht, dass plurale Identitäten aus der jeweiligen Disziplin heraus einer bestimmten Kategorie zugeordnet werden und so die Tatsache unterlaufen, dass jede und jeder selber entscheiden darf und muss, welche Bedeutung er oder sie den einzelnen Bindungen und Zugehörigkeiten im jeweiligen Kontext zumisst. Damit stellt sich die Frage, ob nicht *wir* als die *Anderen* lernen müssen, besser mit Vielfalt, Verschiedenheit und Individualität oder schlicht mit dem *Anderssein* umzugehen, statt uns lediglich auf bestimmte *Problemlagen* zu *spezialisieren*.

Letztlich muss es somit immer darum gehen, sich Anderen vorurteilsfrei, offen und neugierig anzunähern, egal woher er oder sie kommt, egal ob er oder sie beeinträchtigt und dadurch auch behindert ist und unabhängig von Religion, Sprache und Alter der oder des Betreffenden. In diesem Sinne bedeutet Professionalität für jede Fachperson im Gesundheits- und Sozialbereich, dazu beizutragen, dass Dienstleistungen im Gesundheits- und Sozialbereich endlich auch auf diese vielfältige Verschiedenheit, auf all diese pluralen und komplexen Identitäten ausgerichtet werden. Dazu gehören im Behindertenbereich die *vielfältige* Gestaltung der Lebens- und Arbeitswelt, immer auch unter Berücksichtigung vorhandener Bedürfnisse und Ressourcen, also auch des Migrationshintergrundes. Denn eine Migrationsgeschichte, ein Migrationsumfeld kann und muss die Kommunikation, die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie, die Arbeit an der Biografie, die Aktivitäten oder auch einfach nur die Gestaltung des Wohn- und Arbeitsraums beeinflussen. Damit sich auch Migrantinnen und Migranten in den Angeboten des Behindertenbereichs wohlfühlen und eine angemessene Förderung erfahren, ist es daher zentral, dass wir uns immer

auch hinterfragen, ob unsere Handlungen ebenso vielfältig sind wie unser Gegenüber. Umgekehrt beeinflusst eine Beeinträchtigung oder eine Behinderung die Biografie von Migrantinnen und Migranten, sei es im Ursprungsland, sei es auf der Flucht oder im Zielland der Migration. Nicht nur die Komplexität einer Migrationsgeschichte wird dadurch zusätzlich gesteigert, sondern auch die Komplexität der notwendigen Unterstützung. Denn die Behinderung eines Kindes beispielsweise verändert die Lebenswelt von Migrantinnen und Migranten nachhaltig und hat nicht zu vernachlässigende Auswirkungen auf den Umgang mit ihnen im Gesundheits- und Sozialwesen, die vermehrt auch von den Behörden und Einrichtungen zur Kenntnis genommen werden müssten.

Den konkreten Anlass zu diesem Buch gab die erste Nationale Arkadis-Fachtagung, die die Stiftung Arkadis im November 2014 in Olten durchgeführt hat. Die Tagung hat Menschen aus unterschiedlichen Disziplinen zusammengebracht und war somit bereits ein erster kleiner Schritt auf dem Weg, Migration im Behindertenbereich und umgekehrt, Behinderung im Migrationsbereich zum Thema zu machen. Das vorliegende Buch, dessen Beiträge mehrheitlich auf den an dieser Tagung gehaltenen Referaten beruhen, ist nun ein weiterer Schritt in Richtung eines menschenwürdigen Umgangs mit pluralen und komplexen Identitäten oder dem *Vielfältig-anders-Sein* in den Sozial- und Gesundheitsinstitutionen.

Das Buch wird von Bill Hughes und Dan Goodley – zwei Schlüsselfiguren der internationalen *Disability-Studies*-Forschung – mit einem ersten Teil *Grundlagen* eingeführt. Bei beiden Beiträgen handelt es sich um eigene Übersetzungen aus dem Englischen.

Bill Hughes zeigt in seinem das Buch einführenden Essay auf, wie in einem neoliberalen Kontext Menschen mit einer Behinderung und Migrierende fast austauschbar seien, was die Repertoires der Entwertung anbelange. Paradoxerweise würde den Elendsten die Schuld für strukturelle Ungleichheiten aufgebürdet, indem ein rhetorischer Rahmen geschaffen werde, der Migrierenden *und* Menschen mit einer Behinderung den Hauch von Profiteuren verleihe. In seinem Beitrag zeichnet Hughes nach, wie sich historisch, und bereits im klassischen Liberalismus, die Idee der eugenischen Intervention legitimiert und damit überlebenswichtige, gesellschaftliche Logiken der Gastfreundschaft und Toleranz in Frage gestellt werden, was bis heute dazu führe, dass Menschen mit einer Behinderung und Migrierende als verunreinigt, bedrohlich und belastend dargestellt würden.

In seinem Beitrag stellt *Dan Goodley* die Kategorien von Behinderung und Befähigung auf den Kopf. Seine postkonventionellen Betrachtungen zu Migration und Behinderung kontextualisieren Diskriminierung und Unterdrückung in einer Welt, die von Sparpolitik, wirtschaftlicher Rezession, stei-

gender Arbeitslosigkeit und einer wachsenden Kluft zwischen Arm und Reich gekennzeichnet ist. Wie Hughes leitet er die Sündenbockfunktion für Personen ab, die sich nicht wehren können. Dem fügt er eine Analyse hinzu, die aufzeigt, wie Behindertenfeindlichkeit mit Rassismus, Homophobie und Sexismus zusammenspielen. Er fragt sich schliesslich, welche Strategien – die grundsätzlich subversiv seien, da sie den neoliberalen Konsens in Frage stellten – möglich seien, um dieser Rolle des Schuldigen zu entkommen. Ähnlich zu Judith Butler argumentiert Goodley, dass strategische Koalitionen, die Migration *und* Behinderung intersektional in Beziehung zu Sexismus, Rassismus, Homophobie, Kolonialismus, Imperialismus, Patriarchalismus und Kapitalismus bringen, notwendig seien.

Im zweiten Teil werden *Forschungsperspektiven* vorgestellt. Kerstin Rathgeb setzt sich dabei in ihrem Beitrag mit den Kategorien *Migration* und *Behinderung* auseinander und analysiert die mit diesen einhergehende Produktion sozialer Ungleichheit und Ausschluss. Dabei kritisiert Rathgeb, dass das Merkmal Behinderung sozusagen als *blinder Fleck* alle anderen Merkmale in der Behindertenarbeit verdränge, obwohl der Blick immer auf alle Merkmale gerichtet werden und Intersektionalität als Betrachtungsweise vermehrt in die Arbeit mit Menschen mit einer Behinderung einfließen müsste. Welche Bedeutung das Konzept der Intersektionalität und Interdependenz für die Behindertenarbeit habe, ist somit die zentrale Frage des Beitrags von Rathgeb. Für Rathgeb ist die Festlegung auf eine Identität, die auf *einem* Merkmal beruht, unzureichend und sie sieht in dieser Erkenntnis auch Potenzial für die Weiterentwicklung der pädagogischen Disziplinen. Um sozialen Ausschluss und Diskriminierungen mit dem Ziel zu analysieren, Theorie oder Handlungskonzepte zu generieren, sei es jedoch erforderlich, gesellschaftliche Widersprüche bis in die subjektiven Erfahrungsräume hinein dialektisch aufzugreifen. Dabei plädiert Rathgeb dafür, bestehende individuell erlebte Ausbeutungs- und Diskriminierungsformen nicht individualisierend zu bearbeiten, sondern Individuen dahingehend zu unterstützen, neue Ressourcen zu entdecken und zu entwickeln sowie soziale Strukturen zu verändern.

Barbara Jeltsch-Schudel geht in ihrem Beitrag der Andersheit und Fremdheit nach, indem sie *Aussensicht* und *Innensicht* einander gegenüberstellt. Dabei orientiere sich die Aussensicht, die den Fachpersonen als einzig mögliche Perspektive zugeschrieben wird, an geltenden Normen und dominiere damit Interaktionen. Im Gegensatz dazu plädiert Jeltsch-Schudel in ihrem Beitrag dafür, die ebenso für (sonderpädagogische) Interaktionen wesentliche *Innensicht* einzunehmen sowie Aussensicht und Innensicht plausibel miteinander zu verknüpfen. Abschliessend stellt Jeltsch-Schudel fest, dass Migration *und* Behinderung in der gemeinsamen Nennung zu vielerlei Überlegungen aus sonderpädagogischer Sicht führten, weil nicht wie sonst *ein* Phänomen,

nämlich Behinderung, essenzialisiert werde. Im Konzept der Intersektionalität sieht sie dabei eine Möglichkeit, die damit einhergehenden wechselseitigen Verbindungen auch abzubilden. Dabei betont sie nicht nur dessen Potenzial für kritische, *interdisziplinäre* Analysen sondern auch für eine gesellschaftliche Veränderung.

Der Beitrag, den *Sandro Cattacin und ich* gemeinsam geschrieben haben, geht davon aus, dass die Suche nach Eigenheit und expliziter individueller Verschiedenheit zu einem Anstieg der Komplexität von Lebensgeschichten und Lebenswelten und damit auch zu verbundenen sozialen Überschneidungen geführt haben. Anhand einer empirischen Studie illustrieren wir diese *dynamische* Intersektionalität am Beispiel des Zusammentreffens von Menschen mit pluralen und komplexen Identitäten mit Institutionen des Gesundheits- und Sozialbereichs und zeigen auf, wie deren komplexe Geschichten in Misstrauen und Vorurteilen verdichtet werden. Dabei stellen wir seitens der Interviewten einerseits verschiedene Strategien als Reaktion auf den Umgang von Institutionen mit komplexer identitärer Vielfalt fest, andererseits begegnen uns aber auch konstruktive Vorschläge zu möglichen Prozessen institutioneller Veränderung, insbesondere zu Verhaltensweisen, wie Fachpersonen ihnen adäquater und respektvoller begegnen könnten.

Im letzten, dritten Teil des Buches stehen Beiträge aus der Praxis an. *Judy Gummich* beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der komplexen Schnittstelle Migrationshintergrund *und* Behinderung, indem sie der Frage nachgeht, welche Parallelen und Unterschiede es bei den jeweiligen Ausgrenzungsmechanismen sowie Konzepten von *Normalität* gibt. Migrationshintergrund beziehungsweise rassistische Diskriminierung *und* Behinderung würden dabei, betont Gummich, nach wie vor selten in ihrer komplexen Verwobenheit wahrgenommen, obwohl diese die Lebensrealitäten der betreffenden Personen wesentlich beeinflussten, wenn auch in unterschiedlichem Ausmass und unterschiedlicher Ausprägung. Gummich will mit ihrem Beitrag anhand konkreter Beispiele den Blick für diese spezifischen Realitäten, die verschiedenen Ausgrenzungsmechanismen und individuellen Bewältigungsstrategien weiten und Ansätze für eine intersektionale Herangehensweise an das Thema herausarbeiten. Dabei plädiert sie dafür, inklusionsfördernde Handlungskonzepte nicht an der Zuordnung zu Kategorien auszurichten, sondern an den Lebensrealitäten der Menschen. *Migrationshintergrund* und *Behinderung* könnten – wie alle Kategorien – dabei lediglich als Orientierungshilfe betrachtet werden.

Irina Radu beschreibt im letzten Kapitel die Entstehung und den pädagogischen Umgang, der mit dem beigelegten Kurzfilm «Dort ist hier» möglich ist. «Dort ist hier» von *Dana Pedemonte, Irina Radu* und *Anna Weber* porträtiert auf eindrückliche Weise Astrit, Monia und Samson, alles Personen, die Dienstleistungen der Stiftung Arkadis in Anspruch nehmen. Der Film stellt dabei

weder den Migrationshintergrund noch die Behinderung, sondern die beiden Protagonisten sowie die Protagonistin selbst ins Zentrum. Auf diese Weise wird sehr anschaulich und emotional berührend aufgezeigt, wie das Thema Migration zwar immer wieder im Alltag – auch für die Betreuenden – zu einer spannenden Herausforderung wird, es letztlich jedoch darum geht, dass jeder Mensch seine Autonomie und Individualität überall voll und ganz leben kann.

In den Schlussfolgerungen werden schliesslich die institutionellen und politischen Konsequenzen dieser Analyse entwickelt und es wird auf die Zusammenhänge zwischen Teilhabe und Verschiedenheit aufmerksam gemacht. Diese erklären auch, wieso es sich bei dem vorliegenden Buch um den ersten Band der vom Seismo Verlag neu lancierten Reihe *Teilhabe und Verschiedenheit* handelt.

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich ein grosses Dankeschön für die grossartige Unterstützung des Département de sociologie der Universität Genf und des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen aussprechen, die nicht nur die Tagung, sondern auch den Film «Dort ist hier» und die Herstellung dieses Buches ermöglicht haben. Ein Dankeschön für die Mitarbeit und Hilfe gebührt auch dem Präsidenten Daniel Menzi sowie den Mitarbeitenden der Stiftung Arkadis, namentlich Urs Schäfer, Daniela Zarrella, Markus Maucher sowie allen anderen, die für das Gelingen einen Beitrag geleistet haben.

Ein weiterer besonders herzlicher Dank geht an die Protagonistin Monia sowie an die Protagonisten Samson und Astrit und ihre Familien, die wesentlich dafür verantwortlich sind, dass der beigefügte Film, berührt, nachdenklich stimmt, aber auch Freude macht. Auch allen Mitarbeitenden der Schärenmatte, wo der Film hauptsächlich spielt, sei hier gedankt, insbesondere denjenigen, die den Film auch durch ihren Auftritt persönlich unterstützt haben. Weiter sei an dieser Stelle den drei Frauen Dana Pedemonte, Anna Weber und Irina Radu gedankt, die mit ihrem unermüdlichen und äusserst engagierten Einsatz in kürzester Zeit ein eindruckliches Filmdokument zur Thematik Migration und Behinderung geschaffen haben.

Last but not least möchte ich dem Mitherausgeber Sandro Cattacin und der Mitherausgeberin Irina Radu dafür danken, dass sie bereit waren, sich gemeinsam mit mir für ein Gelingen dieses Buches engagiert und intensiv ein- und auseinanderzusetzen. Sandro Cattacin danke ich zudem für das wertvolle Mitdenken bei der Konzeption der Tagung, des Films sowie des vorliegenden Buches.

Bild 3: Samson – aus dem Film *Dort ist hier*.

TEIL I

GRUNDLAGEN

Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund: Von der Gastfreundschaft zur Feindseligkeit

Bill Hughes

Einleitung

Menschen mit einer Behinderung und Migrierende sind (beinahe) untereinander austauschbar in den Repertoires der Entwertung, die im zeitgenössischen Neoliberalismus zum Einsatz kommen. Im folgenden Beitrag belege ich diese Aussage, indem ich die abwertenden Darstellungen herausarbeite, die sowohl Menschen mit einer Behinderung als auch Migrierende betreffen und deren Ursprung in ungastlichen und ableistischen¹ Phantasien ich anhand von Beispielen aus dem Mittelalter und den eugenischen Einstellungen und Praktiken nachzeichne, die dem klassischen Liberalismus zuzurechnen sind. Der Neoliberalismus mobilisiert dabei Repertoires der Entwertung, wie verunglimpfende Repräsentationen, stigmatisierende Bedeutungsträger, historisch geladene Fiktionen von Verachtung und Ablagerungen von Vorurteilen, in denen die Fremden, aus welchem Stoff auch immer – unwillkommen, ungeladen, unbekannt – entwurzelt oder ins Exil getrieben, vernichtet oder repatriert, an den Grenzen kontrolliert oder an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Wenn die Politik der Gastfreundschaft und die Versorgung in einer Krisensituation historisch auf Eis gelegt werden, wenn Fremde Gefahr bedeuten, werden Menschen mit einer Behinderung und Migrierende als verunreinigend, bedrohlich und als Belastung dargestellt. Wenn Zuwandernde mit ihren ungewohnten Lebensweisen ankommen und Beeinträchtigte in das somatische und soziogeografische Territorium der Normalität eindringen, wird die Mobilisierung von Ethnozentrismus und Ableismus zu einem brodelnden Gebräu, das Raum für eine populistische Politik des Ressentiments eröffnet. Das zeitgenössische neoliberale Grossbritannien ist ein solcher Ort.

Der Kontrast zwischen Gastfreundschaft und Ressentiment als grundlegenden Positionen in der Politik ist frappant. Kant argumentiert dahingehend, dass die *kosmopolitische Gastfreundschaft* ein Gebot für die Realisierung eines

1 Ableistisch (*able*) meint hier fähig als Gegenstück zu disableistisch (*disable*), also *unfähig*, also *behindert*.

dauerhaften Friedens sei (Kant, [1795] 1991, 105–108) und Derrida unterstreicht diesen Anspruch für eine ethisch-politische Integrität:

Pure and unconditional hospitality, hospitality itself opens, or is in advance open, to someone who is neither expected nor invited, to whoever arrives as an absolute foreign visitor, as a new arrival, non-identifiable and unforeseeable, in short wholly other. (Derrida, 2000, 128–129)

Es gibt *Kulturen*, wie die keltische zum Beispiel, die diesen bedingungslosen Wert als *Sitte* als *ihren Weg* beanspruchen. Im Gegensatz dazu beginnt die Politik des Ressentiments mit einer Erklärung der kulturellen Abgeschlossenheit, wie die folgenden Worte aus Kafkas *Metamorphose* (Kafka, [1914] 1992, 164) illustrieren: «Gastfreundlichkeit ist bei uns nicht die Sitte, wir brauchen keine Gäste.»

Nietzsche (1967) zufolge steht *Ressentiment* für die Haltung von Hass und Ablehnung, die Teil der *Sklavenmoral* sei. Das Vorhandensein von Verschiedenheit habe keinen Wert. Ressentiment umfasst – um es etwas zeitgemässer auszudrücken – eine *Schulduzuweisungskultur*, die perfekt dazu geeignet ist, Sündenböcke ins Leben zu rufen, nämlich die verabscheuten und angeschwärtzten Anderen, auf die nicht nur sämtliche Probleme, Missstände und Übel dieser Welt projiziert, sondern die für diese auch noch verantwortlich gemacht werden. Dies ist der Raum, der den Menschen mit einer Behinderung oder Migrierenden im neoliberalen Grossbritannien zugewiesen worden ist. In der anthropologischen Figur des Fremden beginnen diese zwei Identitäten sich zu vereinigen.

Menschen mit Migrationshintergrund *und* Behinderung – die beeinträchtigten *Arrivants*² – machen ihren Anspruch auf Gastfreundschaft aus einer Position der (*ver*)*doppelten Marginalisierung* heraus geltend, indem sie aus zwei – weitgehend voneinander unabhängigen – Gründen an den Rand gesellschaftlicher Akzeptanz verwiesen werden. Zuwandernde sind Fremde – eine Quelle der Furcht und Angst – und so ergeht es auch Personen mit einer Behinderung, die Fremde inmitten der Normalität sind und so eine ständig ungelegene kommende Ermahnung an die Ungewissheiten im Leben, an die Verwundbarkeiten der Existenz, an die erdrückenden Behauptungen der menschlichen Sterblichkeit, die die ableistische Psyche mit Furcht erfüllen (Hughes, 2002). Zuwandernde mit einer Behinderung werden als doppelte Bedrohung für die Stabilität der *beständigen* Bevölkerung wahrgenommen, aufgenommen als

2 Hier bezieht sich der Autor auf Derridas Konzept der *Arrivants* (Ankommenden), das für das radikal Andere steht (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

sowohl geografisch als auch existenziell Fremde und als solche für eine Erfahrung der *kumulativen Konstellation von Unterdrückungen* geradezu bestimmt (Harris, 2003, 395). Behinderung wird als Bild konstruiert, das die existenziell Fremden als ungeladene Gäste darstellt, die die Nähe zur verkörperten und körperlich bedingten Vulnerabilität aufzeigen, wohingegen die von weit her kommenden, ungeladenen Zuwandernden für neue Lebensweisen des Tuns und Seins stehen, die das Nahe, das Liebgewonnene und das Klare bedrohen. Das Entgleiten von Gastfreundschaft und Toleranz, verkörpert durch diese (beinahe) austauschbaren Begrüssungen, öffnet das Tor für eine Politik des Ressentiments.

Das Herausbilden einer entsprechenden Ethik der Gastfreundschaft (oder eben nicht) ist dabei wesentlich für Migrantengruppen und andere Gruppen, deren am nächsten liegendes Zuhause sich am Rand der Gesellschaft befindet. Dessen Ausbleiben hat die Geschichte der Behinderung charakterisiert (Stiker, 1999), wobei die Intoleranz, die die gelebte Erfahrung von Migrierenden im heutigen Europa kennzeichnet, dazu eine aufschlussreiche Parallele bildet. Wenn man die *pluralen Konstitutionen des Seins und der Zugehörigkeit* (Amin, 2012, 3), die durch die derzeitigen multiplen Formen der Diaspora angeboten werden, zusammenfasst, lässt sich vieles von der Geschichte über Behinderung und von der Erfahrung von Menschen mit einer Behinderung lernen. Von denjenigen, die als soziale Sonderfälle oder gar als Geächtete betrachtet und ontologisch für unwert erklärt worden sind, und zwar durch Gemeinschaften, die Fremde nicht nur als Kumpel – nicht einmal für einen Augenblick –, sondern auch als ein Selbst wahrnehmen können: ein Selbst, verletzt und umherziehend und nichtsdestotrotz erkennbar als das Doppelte, das *ich* von mir gewiesen habe. Behinderung ist für nicht behinderte Menschen das existenziell Fremde *par excellence* – ein sehr unwillkommener Gast, ein Besucher, mit dem wir weder zusammenwohnen noch verkehren möchten, eine Bewährungsprobe für die Gastfreundschaft, die durch die lange Tradition des Ausschlusses und der Intoleranz zu dem geworden ist, was sie ist. Wenn wir mit anderen, deren Verletzlichkeit wir als unsere eigene erkennen, zusammenleben und verkehren, und wenn wir ganz genau hinsehen, werden wir durch das undurchsichtige Kalkül von Vorurteil und Bigotterie zweifellos uns selbst erkennen, was uns zu der dringendsten Frage der heutigen Zeit führt, nämlich, wie wir uns selbst im Spiegelbild der gastfreundlichen Selbsterkennung sehen.

In meinem Beitrag möchte ich zeigen, dass die *Arrivants* und der Mensch mit einer Behinderung hinsichtlich der Repertoires von im Neoliberalismus angewandter Entwertung und Stigmatisierung austauschbar sind. Diese Repertoires bestehen aus (relativ) frei beweglichen Bedeutungsträgern, die durch die Herrschaft auf die Köpfe der Unterdrückten *abgeworfen* werden, um ein Szenario der *Ungerechtigkeit durch Diffamierung* herzustellen. Ich möchte diese

Behauptung untermauern, indem ich nicht nur die abschätzigen Beschreibungen oder Darstellungen aufzeige, denen Menschen mit einer Behinderung und Migrierende im Kontext der aktuellen Sparpolitik unterworfen sind, sondern auch, indem ich in einem ersten Schritt darlege, wie die Strategien und Repertoires der verunglimpfenden Entwertung, die gegen unsere zwei Hauptprotagonistinnen und -protagonisten eingesetzt werden, ebenso in den Diskursen der Vergangenheit lebendig waren. Die Bedeutungsträger, die benutzt wurden, um unsere geschwisterlichen Fremden, auf die ich mich hier beziehe, zu entwerten, zu diffamieren und zu stigmatisieren, beruhen dabei auf der Konstruktion von Behinderten- beziehungsweise Migrantenidentitäten als verunreinigend, bedrohlich und belastend.

Fremde als moralisch Verunreinigte: Beispiele historischer Präzedenzfälle

Bei der Auferstehung werde es – so die Ansicht des Heiligen Augustinus und seines Lehrers, des Heiligen Anselm im 4. Jahrhundert – weder *Monster* noch *Idioten* geben (Pender, 1996; Metzler, 2006). Die *Defekten* und *Entstellten* würden an der grossen, himmlischen Erneuerung der Geschichte neu verkörpert, um diese der *normalen menschlichen Gestalt* anzugleichen (Stainton, 2008, 490). Diese Idee zieht sich durch die gesamte kirchenväterliche Tradition im Christentum hindurch. So wurde «behinderten Christen, die lebend nicht von Wunderheilungen profitieren konnten, das Geschenk der fähigen Körperlichkeit im Leben danach versprochen» (Wheatly, 2010, 184). Obwohl der Prozess der fleischlichen Gesundung durch die Kirchenväter seit Augustinus nicht detailliert dargelegt wird, wird klar, dass am Tag des Jüngsten Gerichts, diesem krönenden endzeitlichen Moment der Seligsprechung oder Verzweiflung, die somatischen Abnormitäten und mentalen Gebrechen des gewöhnlichen sterblichen Lebens weggespült werden. Heiligkeit ist Ganzheitlichkeit. Um in den Genuss der Gegenwart des Allmächtigen zu kommen, muss man daher körperlich passend sein, wobei einige Seelen leichter migrieren als andere.

Behinderung ist gerade gut genug für ein irdisches Dasein und zudem die Verkörperung des göttlichen Zorns. So funktioniert sie nicht nur als Zeichen der Sünde und Strafe, sondern auch als Dreh- und Angelpunkt für eine moralische Wirtschaft, insbesondere als Objekt der Nächstenliebe und damit der Möglichkeit für Menschen, die Himmelsleiter ohne Behinderung zu erklimmen. Doch im Himmel wird Behinderung dann der Zugang verweigert, denn sie steht für Unreinheit und ist somit ein Fleck auf der Landschaft der Perfektion. Der Himmel wird dadurch für Menschen mit einer Behinderung zur ungastlichen Grenze *par excellence*, denn Behinderung – als anste-

ckende Erscheinung und ungültiges Eintrittsvisum – wird nicht eingelassen. Die Wachen am Eingang der heiligen Tore setzen eine Ausschlusspolitik um, die – wie es scheint – auf eugenischen Kriterien basiert. Sie praktizieren dabei eine Form der *himmlischen Apartheid*, indem sie Menschen mit einer Behinderung, die am Paradiestor anklopfen, zu *Sans Papiers* machen. Der Einlass ist somit abhängig von einem Reinigungsprogramm, das körperliche und mentale Beeinträchtigungen wegspült. Die Zulassungsprotokolle, die mit der Aufnahme in die *totalen Institutionen* der grossen Gefangenschaft – diese besonderen Räume der Einsperrung und Institutionalisierung für Menschen mit einer Behinderung in der Moderne – assoziiert werden können, scheinen offenbar bereits seit den Anfängen der Zeit von Petrus praktiziert worden zu sein. Die Moderne entwickelte ihre eigenen ungastlichen Praktiken, um verunreinigten Zuwandernden und existenziellen Fremden den Prozess zu machen. Im Folgenden beziehe ich mich auf Beispiele aus den USA des 19. Jahrhunderts.

Im späten viktorianischen Zeitalter zeigte sich der Staat New York besorgt über Schlag und Sorte von Menschen, die Ellis Island passierten und erliess in der Folge ein Gesetz, das *die Landung von Bettlern, Krüppeln, Kriminellen und Idioten verhindern* sollte (Schweik, 2009, 165). Hier handelt es sich um eine klassische anthropoemische Herangehensweise gegenüber Fremden, indem Vorgehensweisen beschrieben werden, wie Menschen, die als Fremde und *Arrivants* wahrgenommen worden sind, entwurzelt und ausgeschafft werden sollen. In diesem konkreten Fall wurden sie an der Grenze angehalten und an ihren Ursprungsort zurückgeschickt, vollzogen durch die Darstellung des Fremden als verwerflich und verunreinigend. Das New Yorker Statut konstruiert einen Ort des Zusammenflusses, an dem sich Identitäten mit einer Behinderung oder mit einem Migrationshintergrund mit den trüben Gewässern der Kriminalität vereinigen. Durch das Schaffen und Repräsentieren von Identitäten nicht nur als fremd, sondern auch als eine bedeutende Bedrohung für die *moralische Wirtschaft*, wird es politisch gesehen einfach, eine ungastliche Politik der Restriktion sowie entsprechende Massnahmen zu entwickeln, mit dem Ziel, sich soziale Unreinheit vom Leib zu halten. Durch diese Strategie der anthropoemischen³ Entwertung kann man auf legitime Art und Weise potenziell Verunreinigte ausserhalb der Mauern halten. Einige *Degenerierte* schaffen es, trotzdem hereinzukommen, andere sind bereits Einheimische. Und doch gab es beim Management der *elenden Subjekte*, die die Aufmerksamkeit des eugenischen Staates im Amerika des 19. Jahrhunderts erforderten, innerhalb der Mauern beträchtliche Probleme (Snyder und Mitchell, 2006).

3 Mit anthropoemisch bezieht sich der Autor auf Lévi-Strauss, der anthropoemische, moderne Gesellschaften mit traditionellen, anthropophagischen (kannibalischen) Gesellschaften gleichsetzte: die einen fressen Fremde auf, die anderen werfen sie weg oder weisen sie aus (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

Die gemeinsame Verortung von Kriminalität und Behinderung beziehungsweise Migrationsstatus ist an sich schon interessant. Ihre Wurzeln liegen in der frühen Moderne in den umfassenden europäischen Gesetzen gegen das Vagabundieren, die die umherziehenden Gaunerinnen oder Bettler kontrollieren sollten, die als *Meisterlose Menschen* umher streunten und damit die herrschende feudale Hierarchie des zugeschriebenen Standes und Ortes unterliefen (Jutte, 2013). Die Kriminalisierung von Menschen mit einer Behinderung sowie von Migrierenden in der Moderne führten – insbesondere im Kontext der massenhaften Migration aus der ländlichen in die städtische Umgebung während der Phase der Industrialisierung – zu einer Bündelung von Attributen, die mit einem moralischen Zerfall in Zusammenhang gebracht wurden. Die damals zutiefst empfundenen eugenischen Haltungen trugen dazu bei, bestimmte Identitäten einem Schmelztiegel von verarmten und abhängigen sozialen Elementen zuzuweisen, einem Eintopf auf Tuchfühlung von verwerflichen und kulturell eigenartigen Tunichtguten, der nicht nur Kriminelle, Migrierende und Menschen mit einer Behinderung sondern auch Farbige beherbergte (Snyder and Mitchell, 2006). Es war dabei üblich, *race*⁴ zur Kaste der Degeneration zu rechnen und somit menschenunwürdig gewordene, verkörperte Differenz in einem erweiterten, finsternen Gewebe potenziell krimineller Charaktere zu verorten. Dabei trug die Eugenik dazu bei, den Mythos einer intersektionalen Bedrohung für die Gesundheit und Reinheit der Bevölkerung zu schaffen:

Non-white races were routinely connected to people with disabilities, both of whom were depicted as evolutionary laggards or throwbacks. (Baynton, 2001, 36)

Diese Gruppen werden an den moralischen Grenzen *festgehalten* und tragen so dazu bei, sowohl die moralische Peripherie als auch das moralische Zentrum vorzuzeichnen und damit einer polarisierten moralischen Wirtschaft Struktur zu geben.

Diejenigen, die als Sündenböcke für die grossen sozialen Probleme des industriellen Zeitalters herhalten mussten – wie Krüppel, Kriminelle, Idiotinnen und Idioten, Alkoholabhängige, Menschen mit Sinnesbehinderungen, alle

4 Der Begriff *Rasse*, im Sinne von biologisch fixen Kriterien einer Spezies Menschen, ist in sich rassistisch und wird insbesondere auch im Nachgang zum Nationalsozialismus im deutschsprachigen Raum nicht mehr benutzt. Der englische Begriff *race* ist kein biologisch basierter Begriff, sondern versteht darunter die soziale Konstruktion einer sogenannten Rasse. Die Übersetzung von *race* auf deutsch ist daher problematisch. Deshalb wird in diesem Buch der englische Begriff beibehalten und auf eine deutsche Übersetzung verzichtet (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

mit offenkundigen Zeichen einer körperlichen oder mentalen Differenz, aber auch die Massen der ungebildeten und unproduktiven Armen, inklusive der Frauen mit einem zweifelhaftem Lebenswandel – sie alle wurden durch die Geschütze der eugenischen Wissenschaft als *biologisch Unterlegene* betrachtet, die nicht dafür gemacht seien an den Vorteilen einer zivilisierten Existenz teilzuhaben (Snyder und Mitchell, 2006). Diese Politik der Intoleranz, des Ressentiments und der Abscheu, die von viktorianischen, auf stark aversiven Emotionen wie Ekel, Mitleid und Hass für das (unwürdige) Andere basierenden Wertvorstellungen genährt wurde, wurde durch die Schaffung des Abwasserbeckens der Degeneration – bevölkert mit Migrierenden, Menschen mit einer Behinderung, Kriminellen und Farbigen – unterstützt.

Die durch eine populistische Pseudowissenschaft während der langen Zeitspanne der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts portierte Ähnlichkeit von Kriminalität und Behinderung reduzierte körperliche und/oder intellektuelle Unterschiede auf Charakter- und Verhaltensdefekte. Die Physiognomie eines Aristoteles wurde damit in der Modernität wieder aufgenommen und legitimierte die Bestrafung von Behinderungen, orientiert an einem eigentümlich verdrehten Sinn für Gerechtigkeit. Die *Ugly Laws* – die in den Vereinigten Staaten in der späteren Hälfte des 19. Jahrhunderts implementiert worden sind –, bestraften Menschen mit einer Behinderung für ihre Unansehnlichkeit (Schweik, 2009), für ihre ästhetischen Verstöße, für die bei *anständigen* Bürgerinnen und Bürgern auf Grund des auftretenden Unbehagens hervorgerufene Abscheu, wenn sie die urbane Umgebung mit solch jämmerlichen Kreaturen teilen mussten. Migrierende vom Land und aus dem Ausland sind zu den schmutzigen Körpern hinzugekommen, die in den glitzernden Räumen des kapitalistischen Wohlstandes Verwirrung stifteten. Diese unansehnlichen Figuren ruinierten die angenehmen Strassen und die urbanen Arkaden für die eleganten *Flanierenden* und bürgerlichen konsumorientierten Familien, die wegen des Geruchs der Entbehrung und der ungeziemenden Blicke auf Beeinträchtigung und zerlumptes Vagabundieren sich ausser Stande sahen, sowohl Zeit als auch Geld in Ruhe und mit Genuss aufzuwenden. So steht im Abschnitt 36034 des *Chicago Municipal Code*, der seit dem zweiten Weltkrieg immer noch in Kraft ist:

Any person who is diseased, maimed, mutilated or in any way deformed so as to be unsightly or disgusting objects, or an improper person to be allowed in or on the streets, highways, thoroughfares or public spaces in this city, shall not therein or thereon expose himself to public view under the penalty of a fine of \$ 1 for each offense. (Zitiert nach Schweik, 2009, 1–2)

Hier handelt es sich um dieselbe Art von Personen, nämlich Anstössige auf Grund der Versehrung, Erkrankung, Verstümmelung oder Ungebetenheit und *Heruntergekommene*, mutmassliche Kriminelle und somit Hinauszuwerfende, welche – die Adern der Migration und des *freien* Flusses von Arbeitskräften ins Kernland des industrialisierten Amerikas verstopfend – vom *Gelobten Land* zu ihren ungastlichen Ursprungsorten zurückgeschickt wurden. Zudem wurden sie als nicht fit genug betrachtet, sich am amerikanischen Traum zu beteiligen. Menschen mit einer Behinderung oder Migrierende waren die unwillkommenen Gäste, abgewiesen oder vom ausgetrockneten Brunnen der bürgerlichen Gastfreundschaft in die dunklen Ecken der Grossstädte vertrieben.

Die Vorstellung, dass Fremde – Menschen mit einer Behinderung oder nicht geladene *Arrivants* – eine potenzielle Verunreinigung für das Staatswesen darstellen, ist ein Thema, dessen Bedeutung zurückgegangen ist, seitdem die Eugenik in der Mitte des 20. Jahrhunderts einen schlechten Ruf bekommen hat. Und doch galt Migration weiterhin als Risiko für die öffentliche Gesundheit. Tuberkulose, HIV, Behinderung, jede Krankheit oder Beeinträchtigung, besonders wenn diese Gefahr lief, eine *bedeutende Kostenschwelle* zu übersteigen, wurde von den wohlhabenden Empfangsländern als Grund gesehen, Einreisegesuche abzuweisen oder die Aufnahme von Flüchtlingen zu verweigern. Das Gebot, das *Territorium* vor der Verunreinigung (und deren Kosten) zu schützen, ist weiterhin eine *conditio sine qua non* des Diskurses in der Einwanderungspolitik, wobei dessen Wichtigkeit im Verhältnis zur Verweigerung der Gastfreundschaft aus Gründen der sozialen und nationalen Sicherheit sowie der vermeintlich exponentiell negativen Auswirkung von Migrierenden auf die sozialen Dienstleistungen und auf die bewährte Lebensweise, abgenommen hat. Das bedeutet aber nicht, dass Menschen mit einer Behinderung und Migrierende durch die derzeitige Politik der Ressentiments nicht *verelendet* werden. Die Tatsache, dass Repertoires der Entwertung nicht nur weiterhin existieren, sondern gegenwärtig noch verschärft werden, wird von Imogen Tyler (2013) gut bearbeitet, indem sie argumentiert, dass das zeitgenössische neoliberale Grossbritannien – als Teil seiner Praxis der Staatsbildung – eine Klasse ausgeschlossener, sozial Unerwünschter geschaffen hat, einschliesslich der Menschen mit einer Behinderung und Migrierender, die als überflüssige und wertlose Parasiten dargestellt werden, die auf Kosten der Energien und der harten Arbeit der normalen, anständigen Bürger lebten. Diese *moralische Mehrheit* wurde vom Populismus am rechten Flügel als eine *Klasse* rechtmässiger, steuerzahlender Bürgerinnen und Bürger konstituiert, die die britische Lebensweise verkörpert. Dabei ist diese rechtschaffene Klasse gebeutelt, belagert und zu Recht aufgebracht gegenüber einer nichtsnutzigen, arbeitslosen *Unterklasse* (einschliesslich der Menschen mit einer Behinderung sowie

der ungeladen *Zuwandernden*), die von deren Arbeit lebt und sich deren Beitrag zum *Commonwealth* zu eigen machen (Hoggett et al., 2013).

Die Bedrohung durch die Fremden

Der klassische Liberalismus entwickelte eine hochwirksame und giftige Strategie des Ausschlusses von Migrierenden und Menschen mit einer Behinderung, deren Repertoires der Entwertung auf die *Unreinheit* ausgerichtet waren, also auf das Verunreinigungspotenzial von der Norm abweichender Gruppen, deren intersektionale Zwischenräume sie untereinander hinsichtlich ihrer unerwünschten Charakteristiken weitgehend austauschbar machte. Die austauschbare Natur der Repertoires der Entwertung besteht auch heute noch, aber in veränderter Form, denn indem Migrierende sowie Personen mit einer Behinderung zu negativen Figuren der sozialen Vorstellungswelt geworden sind, stürzen sie weniger auf das schonungslose Schwert der eugenischen Verunreinigung. Vielmehr sind sie nun von abwertenden populären Darstellungen betroffen, die auf die durch die *ungeladenen Gäste* verkörperte Bedrohung *unserer* sozialen und nationalen Sicherheit sowie *unseres* kulturellen und ökonomischen Komforts und Wohlstands fokussieren.

Während der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg waren für das Projekt der Staatsbildung sozialdemokratischer Konsens und eine Politik der Gastfreundschaft zentral. In diesem Kontext verkörperten kannibalische Strategien der Entwertung die soziale Antwort auf den Fremden, indem sie auf die Eliminierung von Differenz durch die Ermunterung zur Gleichförmigkeit fokussierten, inklusive der Rehabilitierung und Gemeinschaftsversorgung von Menschen mit einer Behinderung sowie der Assimilierung, später Integration von Migrierenden. Das waren die gastfreundlichen Lösungen der kollektivistischen Vormachtstellung jener Zeit, in der der Wert der Integration für den sozialen Zusammenhalt sowie harmonische Beziehungen zwischen den unterschiedlichen *races* gefeiert wurden. Menschen mit einer Behinderung wurden (langsam) aus der Gefangenschaft entlassen und der sozialdemokratische Staat begann seine formellen Verpflichtungen als *Gastberggemeinschaft* für Zuwandernde zu erfüllen. Zudem nahm Grossbritannien als Unterzeichnerstaat sowohl der Flüchtlingskonvention von 1951 als auch der Europäischen Menschenrechtskonvention die Verpflichtung ernst, Menschen auf der Flucht legalen Schutz vor Verfolgung und einen sicheren Hafen zu bieten. Während dieser Periode der sozialdemokratischen Hegemonie wurde die Haltung des britischen Staates gegenüber Menschen auf der Flucht vor religiöser oder politischer Verfolgung von Boswell (2003) als weitgehend liberal und gastfreundlich bezeichnet. Mit der Ankunft einer hohen Anzahl von Migrierenden aus den neuen *Common-*

wealth-Ländern in den 1960er-Jahren wurde der Empfang bedeutend frostiger und kam es zu überwältigenden Problemen eines chronisch unterfinanzierten Versorgungssystems und unzugänglicher baulicher Einrichtungen, kombiniert mit der Zerschlagung der Möglichkeiten für eine kulturelle, soziale und ökonomische Partizipation von Menschen mit einer Behinderung.

Diskurse über multikulturelle Harmonie, Vorstellungen über soziale Kohäsion und eine Politik, die auf dem Imperativ der öffentlichen Verantwortlichkeit durch Interventionen des Staates beruht, versiegten, als der Neoliberalismus im Laufe der letzten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts seine Vormachtstellung stärkte. Während der kannibalische Ansatz nach wie vor die Oberhand hatte, wurde er – moralisch – abgedämpft durch entwertende Repertoires der Stigmatisierung, die die Identitäten von Minderheiten durch und durch mit Fäden der Negativität verbunden haben. Menschen mit einer Behinderung (Strathclyde Centre for Disability Studies, 2012) und Menschen mit einem Migrationshintergrund (Philo et al., 2013), die im öffentlichen Diskurs durch Bedeutungsträger repräsentiert worden sind, die ihre Glaubwürdigkeit als Bürgerinnen und Bürger anfechten, sind durch Scheingerichte des vierten Standes effektiv kriminalisiert worden, aber auch durch die politische Klasse, die aus der restriktiven und bestrafenden Migrationspolitik und dem massiven Sozialabbau, gerechtfertigt durch den Diskurs, Sozialhilfe sei keine Unterstützungszahlung, sondern ein Almosen, das Armut kreiere und Untätigkeit fördere, Kapital geschlagen hat. Der neue Rechtspopulismus wird durch Ressentiments genährt, die ihrerseits wiederum durch die Auffassung verstärkt werden, heimtückische *Schmarotzende* – Flüchtlinge, Asylsuchende und Menschen mit einer Behinderung sowie andere arme, sozial benachteiligte Gruppen – profitierten auf ungerechte Weise von der britischen Grosszügigkeit.

In diesem Kontext ist der Geist der Konvention von 1951 verblasst. Das Ausmass und die Ströme der Migration haben sich in den vergangenen 60 Jahren gewaltig verändert. Die jüngsten britischen Regierungen – die Labour Party, die Konservativen und die Koalition – haben sich für Migrierende ein neues Bild ausgedacht und Asylsuchende sowie Flüchtlinge in ein ausschliesslich negatives Licht gerückt, indem sie eine Geschichte über den bedrohlichen *Fremden vor der Tür* erschaffen haben, der drauf und dran ist, über die Schwelle in den heiligen Raum der geliebten Heimat zu treten. Diese Figur repräsentiert eine reale erhebliche Gefahr. Migrierende nach der Jahrtausendwende werden in Grossbritannien somit als potenzielle Bedrohung für die staatliche Sicherheit konstruiert, als Eindringlinge, die ein hohes Risiko für terroristische Zusammenschlüsse verkörpern und höchstwahrscheinlich wertvolle öffentliche Ressourcen aussaugen. Neoliberale Staaten mögen sich vielleicht mit dem freien Kapitalfluss über nationale Grenzen hinweg wohlfühlen, dasselbe trifft aber nicht auf den Fluss von Arbeitskraft zu. So zeichnen sich Kontrollen bezüg-

lich der globalen Arbeitsmobilität dadurch aus, dass diese Bürgerinnen und Bürger der weissen Nationen sich vor den unbeständigen Unruhestiftenden des militanten Islams absichern. Regelmässig werden dabei im moralischen Positionieren der neu Zuwandernden ethnozentrische und rassistische Karten ausgespielt, denn das potenziell gewalttätige und angriffslustige Andere lädt gerade dazu ein, Aussenstehende im Kontext von Risiko, Gefahr und Unheil zu betrachten.

Durch die Betonung der Gefahr für die Sicherheit und des Schutzes nationaler Interessen wurde die in einer Politik der Versorgung und Gastfreundschaft verankerte Pflicht zu schützen verdrängt. Als europäische Einmischung in die Souveränität des britischen Staats und potenzielle Gefahr für die Sicherheit der verbürgten Staatsbürgerinnen und Staatsbürger wurden Menschenrechtsbestimmungen durch die Rechte in Grossbritannien aufgehoben. Diese ethnozentrische Kritik ist ein tiefer Einschnitt ins Herz des neoliberalen Konzepts der Verantwortlichkeit des britischen Staats gegenüber den *Arrivants*. Die Konvention von 1951 bindet Grossbritannien an die *Gastfreundschaft per Gesetz*, an einen Kant'schen Imperativ gemäss seinem dritten, definitiven Artikel *Zum ewigen Frieden* ([1795] 1991, 105–108), in dem Kant das universelle ethische Prinzip der *kosmopolitischen Gastfreundschaft* verkündet. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war ein solch kategorisches und bedingungsloses Bekenntnis an eine makellose Gastfreundschaft wahrscheinlich genau das Richtige, doch neoliberale Zeiten verwandelten kategorische Imperative in überholte Vorstellungen. Die Asyl- und Flüchtlingspolitik schwenkte vom Kant'schen Universalismus zum neoliberalen Pragmatismus, einer Politik, in der das *Territorium* sein Recht einfordert, zu entscheiden, wer hineinkommen darf und wer nicht. Das Kant'sche Absolute eines *Rechts auf Zutritt* für jegliche Fremde, die um Schutz ersuchen, wird auf dem Boden von Fremden als Gefahr widerrufen. Die zeitgenössische Politik sucht seither nach Wegen, Menschen draussen zu halten und das Leben derer, die *drinnen* sind, so unbequem wie möglich zu machen.

Seit dem *Nationality Act* von 1981, der von der Regierung Thatcher als Mechanismus eingesetzt worden war, die Migrationsströme einzudämmen (Tyler, 2013, 53), wurde Grossbritannien weltweit führend in der Entwicklung und Promotion einer *restriktiven* Haltung gegenüber Migration (Robinson, 2003). Die *UK Border Agency (UKBA)* – das neueste Instrument in der restriktiven Box – ist seit ihrer Etablierung 2008 das zentrale Organ im Kampf um die *Eindämmung des Ausländerstroms*. Für die Inselmentalität Grossbritanniens sind diese Wasser-Metaphern über das angebliche Verschlingen und Ertrinken eine symbolische Massnahme der Angstkultur. Diese umfasst die wahrgenommene Bedrohung einer grossen Menge an Fremden, die über die Ufer der Gemeinschaft hereinbrechen und wie eine grosse Wasserkraft, über

die soliden, lange bestehenden hegemonischen Wertvorstellungen und über die *reine ethnische Linie*, die Grossbritannien so grossartig macht, hinweg fliessen. Rassistische Befürchtungen gehen einher mit der Meinung, es sei der Ehrgeiz der Zuwandernden, untätig von den durch die grossherzigen Gastgebenden bezahlten Steuern zu leben. Ableistische Ängste hinsichtlich der existenziellen Fremden (innerhalb) sind auf eine ähnliche Art und Weise verschärft worden, nämlich durch die Transformation von Behinderung von einem *würdigen* Status in einen, in dem Verdächtigungen *vorgetäuschter Bettelei* entfacht werden. Der zeitgenössische neoliberale Diskurs hat Menschen mit einer Behinderung als Unterstützungsleistungen Erschwindelnde positioniert.

Die ableistische Vormachtstellung (Campbell, 2010) kennzeichnet Behinderung als negative Verkörperung und als existenziell unwert. Die Migration der negativen Verkörperung in diejenigen Räume, die durch das nichtbehinderte und unverwundbare Selbst bewohnt werden, ist eine Quelle der Angst. Entfremdet durch die modernen Kurtisanen der Perfektion – Medizin, Genetik, Konsum, die modische Ästhetik der Verkörperung – hat das zeitgenössische Selbst neue Wege gefunden, sich von der Fragilität des menschlichen Wesens zu distanzieren. Angst vor den Unvermeidbarkeiten der menschlichen Reise in Richtung Verfall und Tod und dem märchenhaft übermässigen *Spektrum* von Beeinträchtigung und Behinderung, das damit einhergeht, veranlasst den modernen Charakter dazu, den Luxus einer erfreulichen Gegenwart einer reflexiven Betrachtung der offensichtlichen Verstocktheit der Natur vorzuziehen (Shildrick, 2002; Bauman, 2007). Die tödliche Zukunft ist in der Phantasie der Menschen ohne Behinderung eine schwer bewachte ontologische Grenze – eine hohe Mauer – über die die körperlich fähigen, durch die magischen Momente des Konsums abgelenkten Mitwirkenden nicht zu spähen wagen. Die Desavouierung von Beeinträchtigung und Behinderung hemmt das menschliche Sein und Werden, verweist Verschiedenheit an die gesellschaftlichen Ränder und verdammt Nichtbehinderung zu einer beunruhigend naiven Phantasie des Wohlbefindens. Dabei ist nur das bedauernswerte Andere in einer ontologischen Hölle gefangen und selbst das Mitleid für dieses unnachgiebige Schicksal verzeichnet einen Rückgang. Währendem definieren neoliberale Repertoires der Entwertung Behinderung neu als Gefahr für die fiskalische Sicherheit der *normalen* Menschen, die offenbar die Botschaft verinnerlicht haben, Müsiggang sei für Menschen mit einer Behinderung eine Lifestyle-Entscheidung (Scope, 2011).

Wenn Behinderung den Kontrollverlust über den Körper oder, genauer gesagt, die Angst davor bedeutet, wie Susan Wendell (1996) argumentiert, dann werden Migrierende als Bedrohung für den sozialen Körper und die soziale Identität konstruiert (Innes, 2010). Beide überfallen *unsere* geliebten Territorien, die einen das Territorium des Fleischlichen, die anderen die Territorien

des Ortes oder des Zuhauses. Auf diesem Boden gedeihen Diskriminierungen gegen Migrierende sowie Menschen mit einer Behinderung und versuchen Grenzwächter der *einheimischen* und *normierten* Gemeinschaften, den Ruf der Überfallenden zu schädigen.

Protektion und Restriktion sind die Lösungen der Grenzwächter, wobei Protektion für die einheimische Gemeinschaft und Restriktion für die Fremden vorgesehen sind. Die *United Kingdom Border Agency* (UKBA) ist die Organisation, die die staatliche Sicherheit vor den *multiplen Bedrohungen* der Migration schützt und ironischerweise gleichzeitig mit dem Schutz der Menschenrechte von Flüchtlingen und Asylsuchenden beauftragt ist. Als Hüter der Flüchtlingskonvention von 1951 einerseits und als Spieler an vorderster Front in der Verteidigung der Nation gegen die Gefahr sowohl des Terrorismus als auch des ausländischen Schmarotzertums ist die UKBA in einem Widerspruch gefangen, dem sie nicht entkommen kann. Es ist unvermeidbar, dass dies auf Kosten von jemandem geht, und das sind fast immer die Rechte der *Zuwandernden*, Rechte, denen Innenministerium und Regierung – Organe, die sich nachdrücklich für die Aufhebung der Menschenrechtskonvention von 1999 einsetzen – eine niedrige Priorität einräumen. Die schwere Überwachung der Grenzen beruht auf der eingebildeten *tatsächlich existierenden* Gefahr eines nicht eindringenden Feindes, ein gewalttätiger Feind, der auf Terror oder auf eine langsamere, schleichendere Zerstörung einer in Ehren geschätzten Lebensweise aus ist. Islam, Terrorismus, Migration werden zu einer Gefahrenkette zusammengeführt, die die Sicherheit der Völker der *weissen*, wohlhabenden Länder bedroht (Marfleet, 2006). Darstellungen über Flüchtlinge und Asylsuchende in Grossbritannien *stützen sich auf Verdächtigungen gegenüber Muslimen in Grossbritannien und reproduzieren sie* (Leudar et al., 2008, 189). Islamophobie und Rassismus sind besonders wichtige Bedeutungsträger in der Konstruktion der Migrantenbedrohung, weil sie leicht mit dem *globalen Krieg gegen Terrorismus* und der postimperialistischen Phantasie einer manichäischen Welt von Gut und Böse verknüpft werden können, in der der weisse Westen, der in fernen Ländern gegen die Bedrohung der *verrückten Islamisten* kämpft, (immer) auf der richtigen Seite steht. Die auswärtigen Kriege und die geschlossenen Grenzen sind Teil desselben Pakets der *flüchtigen Angst* und der *negativen Globalisierung* (Bauman, 2007), in der das Andere – in welcher Form auch immer – eine immerwährende Bedrohung ist.

Der Neoliberalismus ist davon getrieben, den überfürsorglichen Staat zu demontieren. Toleranz gegenüber denjenigen, die ihre Ärmel nicht hochkrempeln können oder wollen und sich nicht *anstrengen* (ein von der Koalitionsregierung Grossbritanniens oft bemühtes Wort), um einen Beitrag für das Gemeinwohl zu leisten, ist extrem limitiert. Schlimmer noch, die Annahme der Politik hinsichtlich des *angeborenen Müssiggangs der Zuwandernden* wird

durch die Repertoires der Entwertung getragen, die sich an der Türe oder bereits innerhalb des Systems befindende Fremde stigmatisieren, stereotypisieren und demütigen. Ferner arbeitet der Neoliberalismus, als unbestrittener Meister der Ideologie des freien Marktes, intensiv daran, die grossen Ungleichheiten, die dieser mit sich bringt, zu rechtfertigen. Diejenigen, die ihre Arbeitskraft nicht zu Markte tragen wollen (oder es nicht können), werden dabei als arbeitsscheue Diebe und Schmarotzer dargestellt, die – auf Grund ihrer nichtstuerischen Art – den monströsen Leviathan des Wohlfahrtsstaats, der die Stärke der unsichtbaren Hand untergräbt, krieert und am Leben erhalten haben (Wiggan, 2012). Eine besondere Art eines in Grossbritannien weit entwickelten Anti-Sozialhilfe-Populismus stellt die guten Durchschnittsbürgerinnen und -bürger als Opfer von unzähligen Schmarotzenden dar, von Fremden, die äusserst unangemessene Ansprüche gegenüber der arbeitenden Mehrheit stellen. Gute Bürgerinnen und Bürger geben einen Anteil dessen, was ihnen rechtmässig gehört, denjenigen ab, die sich weigern, einen Beitrag zu leisten. Repertoires der Entwertung, die Randgruppen wie Migrierende, Menschen mit einer Behinderung und Andere in geordneten Lebensverhältnissen zum Sündenbock machen, wurden zum moralischen Dreh- und Angelpunkt der neoliberalen Legitimation. Gastfreundschaft wird durch Ressentiment übertrumpft. Repertoires der Entwertung liefern den Zündstoff, der die populistische Politik des Ressentiments nährt (Hoggett et al., 2013).

Paul Scheffer (2011) plädiert dafür, dass die gegenwärtigen *Einwanderungsländer* Einwanderung nicht auf *Integrationspolitik* oder eine abgedroschene Rubrik von «*Race*»-*Beziehungen* reduzieren, die auf der Höhe der Politik des *Multikulturalismus* gerade noch ihren Zweck erfüllen. Das Gleiche kann auch über die Politik der De-Institutionalisierung und der Aufhebung geschlossener Anstalten gesagt werden, die während des späten 20. Jahrhunderts Menschen mit einer Behinderung nach der grossen Einsperrung zurück in die Öffentlichkeit gebracht hat. Entscheidend ist, dass Neuankommende Neueinschätzungen der eigenen Identität mit sich bringen, die zwangsläufig dann stattfinden, wenn neue *Kulturen* und Lebensweisen Seite an Seite stehen und mit dem Prozess der Anpassung und den Anforderungen an Toleranz zurechtkommen müssen, die in den komplexen urbanen Räumen, wo *Fremde* aufeinandertreffen, erforderlich sind. Im neoliberalen Westen wurde das Potenzial für eine positive soziale Katharsis, für eine kontinuierliche Neuentdeckung der kosmopolitischen Politik der Gastfreundschaft, die auf der Wiederbelebung sozialer Verbindungen und dem Wiederaufleben des sozialen Zusammenhalts gründet, für eine Art von Politik, die für die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft in einer sich schnell entwickelnden urbanen Welt notwendig wäre, in eine Übung von Ressentiment und Diffamierung transformiert. Diejenigen am Rande der Gesellschaft, die durch die Verschärfung der sozialen Ungleichheiten an den

Rand des Abgrundes gestossen worden sind, werden den Repertoires der Stigmatisierung unterworfen, in denen sie als Last, als fiskalische Räuber, als quasi Kriminelle, als *falsche Bettler* und als ein Gewicht beschrieben werden, das die *damit belastete* moralische Mehrheit einfach nicht tragen könne.

Diese Fremden *verlangen unsere* Unterstützung, und indem sie das tun, werden *wir*, die anständige, strebsame, hart arbeitende Mehrheit *aufrechter* Bürgerinnen und Bürger, der Früchte *unserer* Arbeit beraubt. Sowohl Migrierende als auch Menschen mit einer Behinderung sind – in neoliberalen Zeiten – in diese Kategorie gefallen, wo sie ein bisschen besser als *Bettler*, sozusagen als eine Unterklasse von Schmarotzenden, hingestellt werden (Philo et al., 2013; Strathclyde Centre for Disability Studies, 2012). Beiden wird vorgeworfen, dass sie eine *bettelnde* Rolle in Bezug auf öffentliche Formen sozialer Unterstützung und Wohlfahrt einnehmen. Die gute, stille Mehrheit sind die Opfer der Fremden, die kommen, um auszubeuten und zu missbrauchen. Indem die Mehrheit in die Opferrolle versetzt wird, wird die neoliberale Politik des Ressentiments fähig, diese schlagkräftige Irreführung zu mobilisieren, die ihrer besonderen Art eines moralischen Populismus am besten dient (Albertazzi et al., 2008). Die Bedrohung für die zum Opfer gewordene Mehrheit Grossbritanniens wurde auf die Verteilung materieller, dem Staat gehörender Ressourcen konzentriert und darauf, wie diese – aus einer neoliberalen Perspektive – in verbrecherischer Weise durch ruchlose, arbeitsscheue Anspruch stellende unterschlagen würden.

Eine der grössten Spannungen in der Erfahrung des sozialen Wandels, die mit den grossen Diaspora-Gemeinschaften der flüchtigen Moderne in Verbindung gebracht werden, ist die Debatte rund um den Zugang zu Sozialhilfeleistungen und anderen Dienstleistungen. Das Verhältnis von Asylsuchenden und Flüchtlingen zur Sozialhilfe wird – trotz der enormen Einschränkungen hinsichtlich ihres Anspruchs auf Unterstützungsleistungen – als parasitär dargestellt. Die populäre Vorstellung, das *grosszügige* Sozialhilfesystem sei *der* Grund schlechthin, weshalb das Land für diejenigen ein attraktives Ziel sei, die ein Leben der Almosen und endlosen Entspannung suchen, ist in Grossbritannien tief verwurzelt. Die *Gastfreundschaft* des Sozialhilfesystems wird in diesem Kontext aufgebauscht. Die Darstellung des britischen Wohlfahrtsstaats als ein Nirwana der Leichtigkeit für die Bequemlichkeit globaler Heimatloser und Vagabundierender validiert die massiven Kürzungen, die in den vergangenen Jahren unter dem *progressiven* Euphemismus als *wohlfahrtsstaatliche Reform* ausgegeben wurden. Die Rollläden der Gastfreundschaft wurden hart auf die Finger der Asylsuchenden und Flüchtlinge und gar noch härter auf Menschen mit einer Behinderung heruntergelassen. Für Letztere wurde der Zugang zu Sozialhilfeleistungen und anderen Dienstleistungen bei jeder Gelegenheit verwehrt. Der *Think-Tank* Demos (2013) schätzt, dass Menschen mit einer Behin-

derung als Folge des Sozialabbaus in Grossbritannien bis 2019 um 28,3 Milliarden Pfund ärmer sein werden.

Das neoliberale Grossbritannien hat sich sehr darum bemüht, die zunehmende Verarmung marginalisierter Gruppen zu ignorieren und fährt damit fort, die *Struktur der Gastfreundschaft* zu demontieren, die einst als *Sicherheitsnetz* für den Schutz von Menschen in prekären Situationen vor den in der freien Marktwirtschaft eingebauten Diskriminierungen und Ausgrenzungen diente. Heimtückische Darstellungen von Behinderung werden breitflächig verwendet, um Menschen mit einer Behinderung, die Sozialleistungen beanspruchen, zu diskreditieren. Diese Repertoires der Entwertung sind die Werkzeuge, die durch die neoliberale Gouvernamentalität eingesetzt werden, um die realen materiellen Schwierigkeiten zu verbergen und zu beschönigen, denen Menschen mit einer Behinderung heutzutage ausgesetzt sind. Dadurch fördern sie die Meinung, Menschen mit einer Behinderung befänden sich in einer *würdigen* Situation. Neoliberale *Gastfreundschaft* ist an sich schon vollständig an Bedingungen geknüpft, denn ohne einen Nachweis über genügende Mittel für die Eigenversorgung wird man nicht willkommen geheissen und gibt es kein Zimmer im Gasthaus. Ohne Beweis der durch drakonische Prüfungen der Arbeitsfähigkeit medizinisch attestierten Invalidität verlieren Menschen mit einer Behinderung ihr Recht auf Sozialleistungen. Diejenigen, die Gastfreundschaft suchen und an der neoliberalen Tür klopfen – seien sie innerhalb oder ausserhalb der zunehmend begrenzten, normativ definierten *eingebildeten Gemeinschaft* – treffen nicht nur auf Verweigerung, sondern auch auf Herabwürdigung. Sie werden in *Sündenböcke* und *Teufel des Volkes* verwandelt, das hässliche Zeugs moralischer Panik. Der neoliberale Staat bezieht sich dabei in erster Linie auf ein wirtschaftliches Kalkül, das *Zuwandernde* und Menschen mit einer Behinderung als unechte Anspruch stellende hinstellt, wenn er die moralische Wirtschaft durch Dämonisierung und Erniedrigung marginalisierter Gruppen neu anordnet. Die Gefahr für das materielle Wohlergehen der Mehrheit – Opfer einer heimtückischen Minderheit – wird bei diesem seltsamen Kalkül als unberechenbar einkalkuliert.

Michael Keith (2013, 27) beschreibt die aktuelle Kampagne gegen Asylsuchende und Flüchtlinge als die Implementierung des *Kalküls der Eiferer*, indem die Kosten der unwillkommenen Einreisen zusammengezählt werden, die sich auf Grund *vorgetäuschter* Gründe in unserer Mitte befinden. Dieses Kalkül geht Hand in Hand mit dem *Kalkül der Geizigen*, dessen Kosten die sogenannten *guten Bürgerinnen und Bürger* für die scheinbare Untauglichkeit tragen müssen, für *falsche Bettler*, für Menschen, die Behinderung vortäuschen und den Schwegrad ihrer Beeinträchtigung aufbauschen, um die Wächter der öffentlichen Geldbörse hereinzulegen, damit sie die *grosszügigen* Unterstützungsleistungen verteilen, die die Gemeinschaft für Menschen zahlt, die arbeiten könnten und

sollten (Strathclyde Centre for Disability Studies, 2012; Garthwaite, 2011). Dies versinnbildlicht die *Politik des Ressentiments*, einer Sklavenmoral, in der die Angst vor der Bedrohung der Anderen als unfair und ungerecht kontextualisiert wird. Die Ankunft der Fremden verwandelt die Gemeinschaft in ein Opfer parasitärer Anforderungen der Fremden. Der Kuchen wird immer kleiner und kleiner, weil Fremde die Ressourcen des Gastgebers ausbluten. Die Kritik an den Unterstützungsleistungen, die von der Koalitionsregierung Grossbritanniens portiert wurde, basiert auf *moralischem Autoritarismus* (Clarke und Newman, 2012), einem Populismus, der Ressentiment und Gastfreundschaft sowie marginalisierte *verelendete Subjekte* und *saubere und schickliche* Mainstream-Körper gegeneinander ausspielt.

In der neoliberalen moralischen Wirtschaft ist das Kalkül der Bigotterie und des Ableismus offensichtlich, nicht so sehr in Bezug auf die Kosten in harter Währung für das Aufkommen *erschwindelter* Ansprüche auf Staatsbürgerschaft oder Unterstützung, – eine Beanstandung, die durch den Staat nie als berechtigtes Fazit bestätigt wurde – sondern viel eher hinsichtlich der Beschimpfungen und der Feindseligkeit, die sowohl in der Presse als auch in der Bevölkerung wegen der *Ungerechtigkeit* mobilisiert worden sind (Leudar et al., 2008). Ironischerweise verwandelt sich das Ressentiment in einen Diskurs der Gerechtigkeit, um das eigene Verhalten gegenüber Anderen zu rechtfertigen. Das *Kalkül der Geizigen*, heraufbeschworen von denen, die es mögen, diejenigen, die auf Grund einer Behinderung Unterstützungsleistungen beanspruchen, scharf zu kritisieren, misst sich an den Vorwürfen von Faulheit und betrügerischem Verhalten (Garthwaite, 2011). Das *Kalkül der Eiferer* drückt sich in ethnozentristischen Spitzen und kulturellem Rassismus aus. Diese Repertoires der Entwertung, die offensichtlich unfairerweise auf Anschuldigungen von Missbrauch des Sozialhilfesystems oder fremder Ansteckung von Kultur durch Marginalisierte und Benachteiligte fokussieren, stehen auf sehr auffällige Art und Weise in Einklang mit den *Wahrheiten* neoliberaler Sozialpolitik, die den *Triumph des Marktes über die Bürgerschaft* (Crouch et al., 2001, 11) sowie die *leise Kapitulation der öffentlichen Verantwortung* (Gilbert, 2004) hervorgebracht hat. Triumph und Kapitulation stellen beide sicher, dass die zeitgenössische Politik der Gastfreundschaft abschwört, um Ressentiments zu legitimieren. Die neoliberale Vorherrschaft arbeitet hart daran, sicherzustellen, dass der Markt aus den Ketten staatlicher Interventionen befreit und die Zivilgesellschaft zu einem Lehengut privater und philanthropischer Interessen wird. In einer solchen Restrukturierung der moralischen Wirtschaft wird soziale Notwendigkeit individualisiert und Kultur homogenisiert. Populistische Ressentiments und deren doppeltes Kalkül sind die eingesetzten diskursiven Mittel, um die Aussage zu legitimieren, dass Ungleichheit fair ist.

Das Thema der existenziell oder geografischen *Arrivants* als eine Last spiegelt die emotionalen und ökonomischen Parameter wider, die die Beziehungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung sowie Menschen mit Migrationshintergrund und Gastgebenden denunzieren. Die *Schmarotzenden von innerhalb* finden neue Verbündete im Müssiggang aus dem Ausland, die ihre Reihen grösser werden lassen. Die zunehmende Intoleranz gegenüber Masseneinwanderung und Multikulturalismus in Grossbritannien und sogar darüber hinaus in ganz Europa passt in den Bereich der Intoleranz gegenüber einheimischer *Abhängigkeit*, die *lokal* schon existiert. Während der Neoliberalismus sich so rasch wie nur möglich vom Sozialstaat entfernt, die Arme weit geöffnet, um dessen asoziale Ablösung zu umarmen, benutzt er dieselben Repertoires der Entwertung, denselben spöttischen Blick zurück auf Menschen mit einer Behinderung, Neuankommende und Andere, die sich am Rande der Gesellschaft befinden, die – wie deren Verfechterinnen und Verfechter annehmen – so leben wie sie leben, weil sie sind, was sie sind und weil sie nichts dagegen tun. Abschiebung für die *schmarotzenden Arrivants* und Umwandlung von Sozialhilfe in Arbeit, sowohl für diejenigen, denen die Erlaubnis gegeben wird, zu bleiben, als auch für diejenigen, die eine Beeinträchtigung vortäuschen, ist die beste Medizin für *diese* Leute. *Sie* nehmen, aber geben nicht, fordern, aber tragen nichts dazu bei. *Sie* verderben unsere Unternehmenskultur mit ihrer Trägheit. Die wenigen wirklich Bedürftigen – die *ohnmächtigen Armen* – werden durch die karitative Zivilgesellschaft oder die *Grosse Gesellschaft*, wie die Konservativen in Grossbritannien sie bezeichnen, umsorgt, basierend auf einer gemischten Ökonomie der Sozialhilfe, einem durch eine minimale staatliche Präsenz neugestalteten und durch private und soziale Unternehmen neubelebtem Mix. Das unbarmherzige, übelnehmerische Kalkül der Eiferer und Geizigen wird die restlichen, unechten Bürgerinnen und Bürger so beschämen, dass sie für sich selbst sorgen.

Das Kalkül des Ressentiments und der Scham ist bereits im Gange. Menschen mit einer Behinderung, Flüchtlinge und Asylsuchende bevölkern die Reihen der Abermillionen, die zu einem Abfallprodukt der globalen Neoliberalisierung geworden sind. Sie figurieren unter den beispielhaften Produkten einer *negativen Globalisierung* und der Ungerechtigkeit, die diese generiert (Bauman, 2007). Die Dämonisierung von Menschen mit einer Behinderung, die Unterstützungsleistungen beanspruchen, ist alltäglich geworden. So gibt es einen signifikant zunehmenden Gebrauch einer abwertenden Sprache, um Menschen mit einer Behinderung zu beschreiben, einschliesslich der Unterstellungen, das Leben mit Unterstützungsleistungen wegen Invalidität sei zu einer *Lifestyle-Entscheidung* geworden. Die Verwendung von Ausdrücken wie *Schmarotzer*, *Betrüger* und *Drückeberger* wurde in 18 % der Zeitungsartikel aus den Jahren 2010/11 gefunden, im Vergleich zu 12 % in den Jahren 2004/5. Es

gab 54 Erwähnungen dieser Wörter in den Jahren 2004/5, verglichen mit 142 in 2010/11. Diese Veränderungen verstärkten das Bild von Anspruchsberechtigten mit einer Behinderung als *unwürdig* (Strathclyde Centre for Disability Studies, 2012, 5).

Das Auswechseln von Unterstützungsleistungen durch Beschimpfungen ist wohl kaum ein guter Tausch für Menschen mit einer Behinderung in Grossbritannien. Diese neuen, hochrhetorischen und emotionalen Repertoires der Entwertung sind ein Hinweis auf das Abdrängen an den Rand der Gesellschaft, an einen Ort des Lagers und *nackten Lebens* am Rande der Existenz (Darling, 2009), wo Gastfreundschaft von *privater Wohltätigkeit* abhängig ist. Eine ähnliche Perspektive der Verunglimpfung erwartet Grossbritanniens Zuwandernde, wenn sie ihr Leben in Haft, Not und Abschiebung verbringen (Leudar et al., 2008; Lewis, 2007), erniedrigt durch ungastliche Prozesse und Orte (Tyler, 2013) und ungehörige Darstellungen (Innes, 2010). Für notleidende Migrierende und Menschen mit einer Behinderung ist die Perspektive eines Lebens am Grabstein des britischen Sozialstaates keine Perspektive sondern Realität.

Schlussbemerkungen

Sowohl Menschen mit einer Behinderung, die im ungastlichen Wind der sozialstaatlichen Reform Grossbritanniens zittern, als auch Migrierende, Flüchtlinge und Asylsuchende, die sich mühselig durch das *nackte Leben* in Bruchbuden, Gefängnissen oder notleidend auf den Strassen einer der reichsten Nationen der Welt schlagen, sind als eine Last für die moralische Mehrheit und Quelle des nationalen Verfalls und der Verkommenheit gedemütigte Subjekte, verunglimpft durch die populistische Politik des Ressentiments und dargestellt als Geröll der Gemeinschaft durch die Repertoires der Entwertung. Das Versprechen eines Neuanfangs, das die zuwandernden Fremden und der existenziellen Besuchenden versinnbildlicht, ruft – in den hier dargelegten Beispielen – nicht den erwärmenden Sinn für Gastfreundschaft hervor, das in Jacques Derridas Beschreibung des idealtypischen, bedingungslosen Willkommens verankert ist, mit dem dieser Essay begann. Die Anzeichen sprechen dafür, dass der ableistische, ethnozentrische Neoliberalismus mit Kafkas Abriss über die insulare Engstirnigkeit kompatibel ist: *Gastfreundlichkeit ist bei uns nicht die Sitte, wir brauchen keine Gäste*. Der zeitgenössische Neoliberalismus ist dem Bild der Verunreinigung verfallen, das durch die Vergangenheit in die Gegenwart durchsickert, eine Legende, die im historischen Imaginären als eine furchterregende Bedrohung für Sicherheit und Wohlfahrt eingraviert ist; ein Schadstoff, von dem es sich empfiehlt, auf Distanz zu gehen; eine elende

existenzielle Abweichung, die es zu meiden gilt. Der Fremde in Not, der um Schutz ersucht, wird verunglimpft und das damit einhergehende Elend verleugnet und desavouiert. Beide wurden in eine schauerliche Ermahnung an das Andere verwandelt, zu dem *wir*, die das ableistische oder ethnozentristische Imaginäre beherrschen, nicht werden möchten und – so scheint es –die auch beide unsere Gastfreundschaft, Anerkennung, Versorgung oder einen Platz in unserer Gemeinschaft nicht verdienen.

Als existenzielles Fremdes *par excellence* wird von der Behinderung erwartet, dass sie im Laufe der Zeit gemeinsam mit der Furcht, dem Mitleid und dem Ekel reist (Hughes, 2012) und ihren Platz problemlos in *Kulturen* der Exklusion aufzeigen kann, indem sie ihre Rolle als Vorreiterin der Verabscheuten entdeckt. Die noch junge Politik der Gastfreundschaft – wie sie im Wohlfahrtskapitalismus zum Ausdruck kam – wurde stranguliert und durch eine Politik des Ressentiments ersetzt. Ressentiments gehen einher mit Angst, Mitleid und Ekel und gründen zudem auf einem scharfen und giftigen Sinn für Ungerechtigkeit. Warum stellen Fremde Ansprüche an uns, wenn Nächstenliebe zu Hause beginnt? Sie sollen doch einfach *nach Hause gehen*, eine Stimmung, die die Politik der extremen Rechten und der nicht so extremen Rechten in Grossbritannien gut umschreibt! Jeder durch betrügerische Bürgerinnen und Bürger eingeforderte Anspruch bedeutet weniger für die moralische Mehrheit und lässt somit ihren Anteil schrumpfen, was als nicht fair betrachtet wird. Das ist das Gestöhne, das den zeitgenössischen neoliberalen Populismus untermauert, eine Politik des Ressentiments, in der die Mehrheit zu wütenden Opfern einer angeblich durch gewiefte Fremde verübten Ausbeutung wird, Fremde, die die Sicherheit untergraben und die Ressourcen der *moralischen Mehrheit* stehlen. Menschen mit einer Behinderung sowie Migrierende, vermittelt durch die Selbstüberschätzung eines ungastlichen Staates, finden sich wieder gemeinsam mit den ärmsten und sozial am stärksten benachteiligten Bürgerinnen und Bürgern des Königreiches, beschmutzt durch eine Lawine entwertender Darstellungen, die sie als erbärmliche Bürgerinnen und Bürger darstellen, die verachteten Kohorten neoliberaler Vormachtstellung.

Literatur

Albertazzi, Daniele; McDonnell, Duncan (2008). *Twenty-First Century Populism: The Spectre of Western European Democracy*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Amin, Ash (2012). *Land of Strangers*, Oxford: Polity Press.

Bauman, Zygmunt (2007). *Liquid Fear*, London: Palgrave.

- Baynton, Douglas C. (2001). Disability and the justification of inequality in American history, in: Paul K. Longmore and Lauri Umansky (Eds.), *The New Disability History*, New York: New York University Press, 33–57.
- Boswell, Christina (2003). Burden sharing in the European Union: lessons from the German and UK experience, *Journal of Refugee Studies*, 16(3): 316–333.
- Butler, Patrick (22.06.2012). Disabled people hit especially hard by cuts, finds report, *The Guardian*, <http://www.guardian.co.uk/society/2012/jun/22/disabled-people-hit-hard-cuts> (access: 12.09.2013).
- Campbell, Fiona Kumari (2010). *Contours of Ableism: The Production of Disability and Aabledness*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Clarke, John; Newman, Janet (2012). The Alchemy of Austerity, *Critical Social Policy*, 32(3): 299–313.
- Crouch, Colin, Eder, Klaus, and Tambini, Damian (Eds.) (2001). *Citizenship, Markets and the State*, Oxford: Oxford University Press.
- Darling, Jonathan (2009). Becoming Bare-Life: Asylum, Hospitality and the Politics of Encampment, *Society and Space*, 27: 649–655.
- Demos (2013). *Disabled People Set to lose £28.3 Billion of Support*, http://www.demos.co.uk/press_release/destinationunknownaplil2013 (access: 17.01.2014).
- Derrida, Jacques (2000). *Of Hospitality*, Stanford: Stanford University Press.
- Garthwaite, Kayleigh (2011). The Language of Shirkers and Scroungers? Talking about Illness, Disability and Coalition Welfare Reform, *Disability & Society*, 26(3): 369–372.
- Gilbert, Neil (2004). *Transformation of the Welfare State: The Silent Surrender of Public Responsibility*, Oxford: Oxford University Press.
- Harris, J. (2003). “All Doors are Closed to Us”: A Social Model Analysis of the Experience of Disabled Refugees and Asylum Seekers in Britain, *Disability & Society*, 18(4): 395–410.
- Hoggett, Paul, Wilkinson, Hen, and Beedell, Pheobe (2013). Fairness and the Politics of Resentment, *Journal of Social Policy*, 42(3): 567–585.
- Hughes, Bill (2002). Bauman’s Strangers: Impairment and the Invalidation of Disabled People in Modern and Postmodern Cultures, *Disability and Society*, 17(5): 571–584.
- Hughes, Bill (2012). Fear, Pity and Disgust: Emotions and the Non-disabled Imaginary, in: N. Watson, A. Roulstone, and C. Thomas (Eds.), *Handbook of Disability Studies*, London: Routledge, 68–78.
- Innes, Alexandria J. (2010). When the Threatened become the Threat: The Construction of Asylum Seekers in British Media Narratives, *International Relations*, 24(4): 456–477.

- Jutte, Robert (2013). Vagrants and Beggars. *Gale Encyclopaedia of the Early Modern World*, <http://answers.com/topic/vagrants-and-beggars> (access: 27.01.2014).
- Kafka, Franz ([1914] 1992). *The Transformation ("Metamorphosis") and Other Stories*, London: Penguin Books.
- Kant, Immanuel ([1795] 1991). Perpetual Peace: A Philosophical Sketch, in: *Kant: Political Writings*, Cambridge: Cambridge University Press, 93–130.
- Keith, Michael (2013). Beyond European Imaginaries: The Paradoxical Cartography of a Land of Strangers, *Identities: Global Studies in Culture and Power*, 20(1): 24–30.
- Leudar, Ivan; Hayes, Jacqueline; Nekvapil, Jiří; Turner Baker, Johanna (2008). Hostility Themes in Media und Refugee Narratives, *Discourse and Society*, 19(2): 187–221.
- Lewis, Hannah (2007). *Destitution in Leeds: The experiences of seeking asylum and supporting agencies*, York: Joseph Rowntree Trust.
- Marfleet, Philip (2006). *Refugees in a Global Era*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Metzler, Irina (2006). *Disability in Medieval Europe: Thinking about Physical Impairment during the High Middle-Ages, c. 1100–1400*, London: Routledge.
- Nietzsche, Friedrich (1967). *On the Genealogy of morals and Ecce Homo*, translated by W. Kaufman, New York: Vintage Books.
- Pender, Stephen (1996). "No monsters at the resurrection": inside some conjoined twins, in: Jeffrey Jerome Cohen (Ed.), *Monster Theory*, Minneapolis: Minnesota University Press, 143–168.
- Philo, G.; Briant, E.; Donald, P. (2013). *Bad News for Refugees*, London: Pluto Press.
- Robinson, Vaughan (2003). Defining the Problem, in: Vaughan Robinson, Roger Anderson, and Sako Musterd (Eds.), *Spreading the Burden: A Review of Policies to Disperse Asylum Seekers and Refugees*, Bristol: Polity Press, 12–26.
- Scheffer, Paul (2011). *Immigrant Nations*, Oxford: Polity Press.
- Schweik, Susan (2009). *The Ugly Laws*, New York: New York University Press.
- Scope (2011). *Deteriorating Attitudes Towards Disabled People*. www.scope.org.uk/news/attitudes-towards-disabled-people-survey (access: 16.01.2014).
- Shildrick, Margrit (2002). *Embodying the Monster: Encounters with the Vulnerable Self*, London: Sage.
- Snyder, Sharon L.; Mitchell, David T. (2006). *Cultural Locations of Disability*, Chicago and London: The University of Chicago Press.

- Stainton, Tim (2008). Reason, Grace and Charity: Augustine and the Impact of Church Doctrine on the Construction of Intellectual Disability. *Disability & Society*, 23(5): 485–496.
- Stiker, Henry-Jacques (1999). *A History of Disability*, translated by W. Sayers, Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Strathclyde Centre for Disability Studies (2012). *Bad News for Disabled people: How the Newspapers are Reporting Disability*, University of Glasgow and Inclusion London: London.
- Tyler, Imogen (2013). *Revolting Subjects*, London: Zed Books.
- Wendell, Susan (1996). *The Rejected Body*, London: Routledge.
- Wheatley, Edward (2010). *Stumbling Blocks before the Blind: Medieval Constructions of a Disability*, Ann Arbor, University of Michigan Press.
- Wiggan, Jay (2012). Telling Stories of 21st Century Welfare: The UK Coalition Government and the Neo-liberal Discourse of Worklessness and Dependency, *Critical Social Policy*, 32(3): 383–405.

Unkonventionelle Vorschläge zur Konzeptualisierung von Migration und Behinderung

Dan Goodley

Einleitung

Wie können wir uns in einer aus dem Ruder laufenden, globalisierten Welt dafür einsetzen, Migration und Behinderung als miteinander verwandte Phänomene zu betrachten?¹ Wo können wir soziale Theorien finden, die die entmenslichenden Prozesse, welche mit dem *Anderssein* einhergehen, anerkennen, inmitten einer immer engeren Vorstellung darüber, was *wertvolle* Bürgerinnen oder Bürger ausmachen? Und inwiefern kann in einer Zeit der Knappheit, der wirtschaftlichen Rezession, der wachsenden Arbeitslosigkeit und einer sich weltweit ausweitenden Kluft zwischen Arm und Reich argumentiert werden, das Erfassen von *Fähigkeiten* (*Ableismus*) und *Unfähigkeiten* (*Disableismus*) erfordere gleichzeitig eine ineinandergreifende Auseinandersetzung mit den Prozessen von Rassismus, Homophobie und Sexismus?² Diejenigen, die sich mit den dualen Prozessen von Migration *und* Behinderung auseinandersetzen, halten sich eindeutig an den Rändern ihrer Disziplinen auf. Ein Buch über Migration *und* Behinderung – wie das Vorliegende – ist daher zu begrüßen, da es sich mit dieser Marginalität auseinandersetzt. Jegliche Fragestellungen hinsichtlich der *Schnittpunkte* von Migration und Behinderung decken kom-

1 Dieser Beitrag beruht auf Auszügen aus dem vierten Kapitel der folgenden Publikation: *Dis/Ability Studies: Theorising disablism and ableism* (Goodley, 2014). Dabei handelt es sich hier um eine Eigenübersetzung vom Englischen ins Deutsche. An einigen Stellen wird auf die ursprünglichen englischen Begriffe in Klammern verwiesen, wenn eine eindeutige Übersetzung ins Deutsche nicht möglich war. Den von Goodley oft verwendeten Begriffen *dis/ability* oder *dis/able* haben wir – angesichts einer fehlenden Alternative – mehrheitlich mit *Behinderung* oder *Menschen mit einer Behinderung*, teilweise auch mit *Behinderung/Nichtbehinderung* übersetzt. Goodley geht hier von den Konzepten der *Disability Studies* aus, die jegliche Behinderung als sozial konstruiert betrachten, im Sinne von, wie behindert oder eben nicht man ist, hängt nicht einfach vom Grade der Beeinträchtigung ab (also der vorhandenen physischen oder psychischen Schädigung), sondern auch vom Umgang der Gesellschaft mit dieser. Weiter stützt sich Goodley – neben den *Disability Studies* – auch auf neomarxistische Theorien (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

2 Angeregt durch die Arbeit von Robert McRuers (2006, 154), stelle ich in meinem in Kürze erscheinenden Buch (Goodley, in Vorbereitung) ähnliche Fragen, um zu betrachten: Wer geistert eigentlich an den Rändern unserer Arbeit herum, die Ränder der feministischen, *Queer* und Behindertenwelten?

plexe Beziehungen zwischen *race*,³ Ethnizität, Territorium und Materialität auf. Dabei werden wir rasch erkennen, dass das Zusammenkommen von Migration und Behinderung die vielleicht wichtigste aller Fragen aufwirft, nämlich, was es bedeutet, Mensch zu sein und was wir in Bezug auf das *Menschsein* hochachten. In diesem Beitrag liegt mein Fokus auf der Theorie mit einem praktischen Bezug – und zwar auf dem, was Marxisten als *Praxis* bezeichnen.

Die materiellen Bedingungen des *Disablismus*⁴

Victoria Kannen argumentiert, dass *die soziale Ordnung durch konstruierte Kategorisierungen von Privileg und Macht, die wir gewissen Körpern zuschreiben, aufrechterhalten wird, die dann markieren, was für diese Körper und für Körper, die als Anders betrachtet werden, möglich ist* (Kannen, 2008, 150). Offensichtlich werden Menschen mit Behinderung oder mit Migrationshintergrund als *Andere* kategorisiert und im Kern solcher Kategorisierungen liegt die wirtschaftliche, kulturelle und psychische Landschaft des Kapitalismus. Es wäre eigentümlich, ein Kapitel zur Analyse von Migration und *Disablismus* zu schreiben, ohne diese kontextuelle Realität in den Vordergrund zu stellen. Die Frage stellt sich aber natürlich auch, *wie* Kapitalismus zu theoretisieren ist. Der marxistische Geograf David Harvey (1996) gibt uns darauf eine Antwort, in dem er die Art und Weise konzeptualisiert, wie die Arbeit des *(un)fähigen* oder *Migrantenkörpers* (den Mangel an) Gelegenheiten wahrnimmt, die die Freisetzung von Kapital, Ausbeutung und – paradoxerweise – auch Anerkennung bieten. Die positiv bewertete Identität neoliberaler Bürgerinnen und Bürger ist diejenige der willigen, fähigen, unversehrten und legalen Arbeiterinnen und Arbeiter. Diejenigen *Körper*, denen es nicht gelingt, den sie schwächenden Arbeitseinflüssen standzuhalten, verarmen nicht nur ökonomisch, sondern auch psychisch: Das *Lumpenproletariat* wird so an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Die Bedeutung der materiellen Welt für die Leben von Menschen mit einer Behinderung ist auch Katarina Kolárová (2013) nicht verborgen geblieben, die feststellt, dass die gegenwärtigen Kürzungen auf Grund von Sparmass-

3 Der Begriff Rasse, im Sinne von biologisch fixen Kriterien einer Spezies Menschen, ist in sich rassistisch und wird insbesondere auch im Nachgang zum Nationalsozialismus im deutschsprachigen Raum nicht mehr benutzt. Der englische Begriff *race* ist kein biologisch basierter Begriff, sondern versteht darunter die soziale Konstruktion einer sogenannten Rasse. Die Übersetzung von *race* auf deutsch ist daher problematisch. Daher wird in diesem Buch der englische Begriff beibehalten und auf eine deutsche Übersetzung verzichtet (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

4 *Disablismus* (englisch *Disablism*) steht hier für die Beurteilung von Menschen mit einer Behinderung ausschliesslich anhand der Beurteilung ihrer Fähigkeiten. Der Gegenbegriff ist *Ablismus* (englisch *Ablism*) (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

nahmen und einmal mehr die intensivierte Präkarisierung der Lebensbedingungen von Menschen mit einer Behinderung viele Menschen gefährden.

Behinderung, Neoliberalismus, Rassismus und Kapitalismus alimentieren dabei die Existenz des jeweils anderen. Mike Oliver (1990), Brendon Gleeson (1999a, 1999b) und Vic Finkelstein (1981) üben in ihren Schriften über den Aufstieg von Kapitalismus und Behinderung reichhaltige, historisch-materialistische Kritik hinsichtlich Mobilität, Unabhängigkeit und Autonomie. Oliver (1990) erklärt die *soziale Konstitution der (Im)Mobilität* anhand einer Analyse der Veränderungen in der britischen Sozialpolitik, die *verwaltungstechnisch* die Bedeutung über das, was *(im)mobil* sein heisst, verschoben hat. Dies spiegelt auch Paul Abberleys (1987) bahnbrechendes Werk über die Soziologie der Beeinträchtigung wider, das *Behinderung* (die sozio-ökonomische Exklusion von Menschen mit Beeinträchtigungen) entlang einer soziologischen Kritik von *Beeinträchtigung* (die sozio-ökonomische definierte Art und Weise von Gesundheit und Beeinträchtigung) zu begreifen versucht. Im Grossbritannien des 21. Jahrhunderts sind wir gegenwärtig Zeuginnen und Zeugen einer der radikalsten Revisionen des neoliberalen Wohlfahrtsstaates, indem – unter anderem – die Definitionen der *Beeinträchtigungsdiagnosen* mit einem Anspruch auf staatliche Leistungen weit enger gefasst werden sollen als bisher. Ähnlich wie Karen Soldatic und Helen Meekosha (2012) dies auch in Australien beobachten, werden auf diese Weise Menschen mit einer Behinderung gezwungen, ihre Berechtigung zu Sozialhilfe – bezogen auf eine immer enger gefasste und strengere Definition von Behinderung – nachzuweisen. Sparmassnahmen verringern also die Anzahl der Menschen mit einer Beeinträchtigung, indem der für eine Beeinträchtigung erforderliche Schweregrad erhöht wird. Gleichzeitig, wie Bill Hughes in seinem Beitrag zu diesem Buch aufzeigt, werden immer mehr Migrierende und Asylsuchende in Grossbritannien immer rigideren Inklusionsbarrieren ausgesetzt, und wenn sie ins Land hereingelassen werden erhalten sie wenige bis keine Dienstleistungen der Sozial- und Wohlfahrtshilfe oder Gesundheitsversorgung. Die *Behinderten* und die *Migrierenden* sehen sich also einer etwaigen *Ausradierung* ausgesetzt.

Paradoxerweise erleben wir zugleich rund um den Globus eine ungezügelte Erzeugung von Behinderungen (*dis/ability*), wie der Anstieg der Anzahl neuer Krankheiten im DSM (*Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*) der *American Psychiatric Association* (APA) zeigt, aber auch, so Matthew Sothorn, als Folge der ...

[...] erbärmlichen Praktiken des neoliberalen Kapitalismus und der Versäumnisse hinsichtlich eines angemessenen Schutzes in den Ausbeutungsbetrieben sowie der inoffiziellen Orte der globalen Wirt-

schaft, in denen vermeidbare Industrieunfälle regelmässig zu Verstümmelungen und Verletzungen führen. (Sothorn, 2007, 146)

Hinzu kommt, dass viele Migrationsfamilien in Grossbritannien – inklusive osteuropäische und Roma Familien – in den Statistiken zu Diagnosen von Behinderungen in der Kindheit und zum Bedarf nach Förderunterricht überrepräsentiert sind. Wenn *Disablismus* und *Ethnozentrismus* auf das Leben der Menschen einstürzen, können wir die *Materialisierung* immer engerer Formen des neoliberalen Bürgerseins (*citizenship*) miterleben. Wirtschaft, Staat sowie Bürgerinnen und Bürger sind in die Behinderung/Nichtbehinderung *verwickelt*, denn wir alle verhandeln über die Unterteilung Behinderung/Nichtbehinderung, um leben – wenn nicht gar aufblühen – zu können; und dies geschieht überall in der Welt. David Harvey (2007) ist sehr klar in seiner Definition der Globalisierung als *das* Leben «in einer Welt des mehr oder weniger universellen Kapitalismus», indem der «kapitalistische Imperativ» universelle Instrumente der kapitalistischen Herrschaft erzeugt (ebd., 58). Was Globalisierung genannt werde, so Harvey weiter, sei nichts weiter als «ein riesiger Ort der geografischen Verlagerung und Restrukturierung, des systematischen Zusammenbruchs jeglicher räumlicher Barrieren und das Zerschlagen geschlossener Tore widerspenstiger Nationen» (ebd., 64). Eine Analyse von Behinderung muss daher die Globalisierung von Behinderung integrieren, wofür präzise Konzepte notwendig sind, die auf die Vermarktung und Materialisierung von Behinderung beziehungsweise Nichtbehinderung sensibilisiert sind.

Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund, ihre Familien und viele andere, die sich in einer prekären Situation in Bezug auf ihre Arbeit oder den Wohlfahrtsstaat befinden, bekommen die Ungleichheiten des Kapitalismus unmittelbar zu spüren. An der Armutsgrenze zu leben ist weder *schräg* noch *sexy*, noch ist materielle Entbehrung *spielerisch* oder *ironisch*. Nichtsdestotrotz wird es von Menschen mit einer Behinderung unbeeinträchtigte und beeinträchtigte Antworten auf solche drastische Bedingungen geben, die unsere ganze verkrümmte Aufmerksamkeit erfordern. Wir müssen sich widersprechende Haltungen von Negativität und Bejahung verbinden und die Niederlagen des Kapitalismus *und* mögliche Funktionsweisen seiner Praktiken – und den Widerstand dagegen – dokumentieren. Vor diesem ökonomischen Hintergrund der Ungleichheit – verknüpft mit Migration und Behinderung – sollten wir daher in Betracht ziehen, welche Möglichkeiten, sich zu wehren, daraus entstehen. Und um diesen Widerstand zu erfassen, brauchen wir reaktive soziale Theorien.

Postkonventionelle *Disability Studies*

Währenddem ich die materiellen Bedingungen der Marginalisierung, die oft an der Verbindung von Behinderung und Migration anzutreffen sind, anerkenne, möchte ich hier unbedingt auch die Frage stellen, welche Möglichkeiten sich daraus ergeben. Mein Interesse an der *Bejahung* spiegelt sich in meinem Bekenntnis zum *postkonventionalistischen* Ansatz der *Disability Studies*⁵ und, was das betrifft, auch der *Migration Studies* wider, der in der Arbeit Margrit Shildricks (2009, 2012) gut wiedergegeben wird. Shildrick hat den Ausdruck *Postkonventionalismus* geprägt, um den Bezug zu einer Herangehensweise herzustellen, die an den vermischenden und sich überschneidenden Bedingungen der Wirtschaft, der Materialität, der *Kultur*, des Diskurses und der Körper interessiert ist. Ich gehe davon aus, dass dieser Ansatz als eine *bejahende Antwort* auf die Schwächen des *Disablismus* gesehen werden kann (Goodley, 2014). Der Postkonventionalismus markiert dabei nicht nur das Ende der alten Schule der *konventionellen Theorien des Disablismus* – am besten verkörpert durch die Schriften der Theoretikerinnen und Theoretiker des Minoritäten- und sozialen Modells aus Nordamerika und Grossbritannien – sondern baut auf ihnen auf, um das Verständnis von zeitgenössischen sozialen, technologischen, kulturellen und wirtschaftlichen Produktionsweisen zu kontextualisieren.

Behinderung als Phänomen hat sich in den hypertextuellen, globalisierten, vernetzten Gesellschaften des 21. Jahrhunderts – verglichen mit den vorangegangenen Jahrhunderten – stark gewandelt. Während der Kapitalismus den Diskurs über eine *ableistische* Produktivität ankurbelt, indem er fähige, willige und produktive Arbeiterinnen oder Konsumenten hochhält, werden wir gleichzeitig – paradoxerweise, wie wir oben bereits gesehen haben – Zeuge eines augenfälligen Zuwachses in der globalen Produktion spezieller Beeinträchtigungen, indem immer mehr *Labels* von Behinderungen und Beeinträchtigungen erfunden, anvisiert und behandelt werden. Daher brauchen wir Theorien, die in Einklang mit dieser sich rasch verändernden Welt der Technologien, der Verkörperungen und Spezialisierungen stehen, in der sowohl Fähigkeiten (*ability*) als auch Behinderungen (*disability*) gleichermassen allgegenwärtig sind.

Eine der Schlüsseleigenschaften des Postkonventionalismus ist die *Intersektionalität*. Der Ausdruck Intersektionalität hat seinen Ursprung bei afro-amerikanischen Feministinnen wie Patricia Hill Collins, die die Notwendig-

5 Der Autor bezieht sich hier auf die Idee, dass sich Individuen eigene Moralbestände aneignen, die sich von den Konventionen trennen. Im Bereich der *Disability Studies* bedeutet dies, dass sich Menschen der Diskriminierung entziehen, in dem diese mit dem selben moralischen oder universalistischen Anspruch von ihrer Lebensweise auf andere ableiten, und damit konventionelle Sichtweisen von Moral in Frage stellen (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

keit, sich überschneidende politische Agenden rund um den Feminismus und die schwarze Bürgerrechtsbewegung zu konzeptualisieren, in den Vordergrund rückte. Dementsprechend ziehen die *posskonventionalistischen Disability Studies* ihre Erkenntnisse aus Aspekten der *Queer, Crip*⁶ und der postkolonialistischen Theorie, in dem sie Veränderungen in Kultur, Wirtschaft, Gesellschaft und Subjektivität anerkennen und betonen. Alle Theorien akzeptieren in unterschiedlichem Masse, dass das menschliche Wesen aus einer komplexen Reihe materieller und diskursiver Herausbildungen besteht. Eine davon, die ich als *neoliberalen Ableismus* bezeichne, erkennt die sich verändernden Anforderungen an Nationen und Wohlfahrtsstaaten an, neben den zunehmenden Erwartungen gegenüber autonomen, selbstverantwortlichen individuellen Bürgerinnen und Bürgern, sich selbst zu versorgen, zu erziehen und zu verwalten. Ich definiere *neoliberalen Ableismus* also als eine *normalisierende Konstitution idealer fähiger Bürgerinnen und Bürger (ideal citizen-able)*, eine Idealisierung, die auf Grund der Transformation der Wirtschaft, der Restrukturierung der Nationalstaaten sowie der Marktverherrlichung betrieben wird (Goodley, 2014). Postkonventionalistische Theorien erkennen diese Veränderungen zwar an, akzeptieren jedoch nicht die verdinglichte Sicht auf den Neoliberalismus als einen allumfassenden Prozess, der unabhängig agiert, um die Landschaft des Wohlfahrtsstaats neu zu konfigurieren (Williams et al., 2012). Statt den Neoliberalismus als *scheinbar monolithische Kraft irgendwo dort draussen* zu sehen, *die sich mühelos selbst reproduziert*, argumentieren Williams et al. (2012), den Neoliberalismus als *Assemblage*⁷ zu begreifen (ebd., 1485). Denn Macht und Potenzial des neoliberalen Ableismus werden geschaffen durch spezifische Schwingungen, wechselseitige Beziehungen, *bedenkliche Wartungsarbeiten, um diese Übereinstimmungen dauerhaft zu erhalten, sowie weltliche, hybride und mutierende Prozesse, die zu unterschiedlichen Auswüchsen des Neoliberalismus führen* (Williams et al., 2012, 1485). Postkonventionalistische Theoretikerinnen und Theoretiker möchten also über die unterschiedliche Art und Weise nachdenken, wie wir alle den *Deckmantel des Neoliberalismus* tragen, aber auch, wie wir dieses *Gewand für eine gerechtere Nutzung* umgestalten könnten (Williams et al., 2012). Der Begriff der Umgestaltung passt gut in den intersektionalen Kon-

6 Wie die Queer Theory, die sich auf die Auflösung sexueller Orientierungen und dazu gehöriger biologischer Körper bezieht, hat Robert McRuer (2006) mit der Lancierung der Benennung der kritischen Disability Studies als *Crip Theory* provozieren wollen. Crip bezieht sich hier auf Cripple, das Krüppel bedeutet. Wir finden einen ähnlichen provokativen Versuch in der Krüppelbewegung, stigmatisierende Begriffe neu zu besetzen (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

7 *Assemblage* ist ein theoretischer Begriff der Strukturalisten Guattari und Deleuze, der sich auf eine aus Teilen zusammengesetzten Realität bezieht, in der Praktiken, Prozesse, Orte, menschliches Einwirken zusammen Resultate hervorbringen (die Herausgeberinnen und der Herausgeber).

text von Behinderung und Migration, wie weiter unten in Bezug auf Familien mit Behinderung in der Diaspora ausgeführt wird.

Eine weitere postkonventionalistische Chance, die sich durch den Komplex Behinderung und Migration bietet, bezieht sich darauf, was wir unter *Menschsein* verstehen. Eine spezielle Richtung des Postkonventionalismus ist besonders engagiert hinsichtlich der komplexen Verschränkungen von *Kultur* und Körper und darauf, was es in unserer Zeit bedeutet, ein Mensch zu sein. Posthumanistische Theoretikerinnen und Theoretiker sind skeptisch in Bezug auf die zentrale Bedeutung des *konventionellen* Menschen in unserem Alltagsdenken und aufmerksam hinsichtlich kolonialistischer und behindernder Ursprünge des Menschen. Die voll funktionsfähige Person als ein Gebilde eines psychologisierenden, internalisierenden, rationalen, autonomen, individualisierenden Selbst – abgegrenzt, verbunden und getrennt von anderen – ist eine mustergültige humanistische Metapher. Traditionelle modernistische Kategorisierungen desselben Menschen als verschieden von seinen vielen *monströsen Anderen* haben gemäss Rosi Braidotti (2003, 2006 und 2013) viele Ursprünge. Einer davon ist natürlich die Aufklärung, aus der der rationale Mensch als siegreich über die irrationale Natur hervorging. Nicht nur sind hochgeachtete Formen von Menschsein historisch tief im Aufkommen von Wissenschaft, Rationalität und Kapitalismus verwurzelt, sie wurden auch in bevorzugte Kategorien (verdinglichte Typen von Menschsein) und in ihr Gegenteil (verwerfbare Formen von Menschsein) weiterentwickelt. Kurzum, es gibt einige, die den Idealvorstellungen von Menschsein entsprechen, während andere – wie zum Beispiel Menschen mit Behinderung oder Migrationshintergrund – als diejenigen gelten, denen das versagt ist, indem *nicht alle von uns mit absoluter Sicherheit sagen können*, so Braidotti, ...

[...] dass wir immer Mensch gewesen sind oder dass wir nur das sind. Einige von uns werden nicht einmal jetzt als ganzer Mensch betrachtet, geschweige denn, in früheren Momenten der westlich sozialen, politischen und wissenschaftlichen Geschichte. (Braidotti, 2013, 1)

Anstatt auf Grund dieses Mangels an Anerkennung als Mensch in eine Depression zu fallen, ist die posthumanistische Antwort viel eher diejenige der Bejahung: Wie engagieren sich diejenigen, die normalerweise von der normativen Kategorie Mensch ausgeschlossen sind, hinsichtlich der Möglichkeiten von Sein und Werden, die über das, was Menschsein bedeutet, hinausgehen? Diese neue Generation *wissender Subjekte*, die für sich einen *konstruktiven Typus von Pan-Humanismus* bejahen, arbeiten hart daran, uns vom «Provinzialismus des Verstands, vom Sektierertum der Ideologien, von der Unehrlichkeit des grandiosen Getues und vom Haltegriff der Angst» zu befreien (Braidotti, 2013, 11).

Der posthumanistische Zustand zwingt uns, kritisch und kreativ darüber nachzudenken, wer und was wir eigentlich im *Prozess des Werdens* sind (Braidotti, 2013, 12). Die Verschmelzung von Behinderung und Migration erlaubt uns, wie ich im Folgenden zeigen werde, den Menschen anhand des postkolonialistischen Werks von Sylvia Winter neu zu betrachten.

Familien mit behinderten Kindern in der Diaspora: ein intersektionales Beispiel

Postkonventionalistische *Disability Studies* versuchen in Einklang zu sein mit den komplexen Schnittstellen von Kultur, Tradition, Familie, globalen und lokalen Netzwerken sowie Verbindungen, die sich aus der Verstrickung von Behinderung und Migration ergeben. Während eines kürzlich durchgeführten Forschungsprojekts über das Leben von Kindern mit Behinderung und deren Familien erforschten Katherine Runswick Cole, Uzma Mahmoud und ich die Erfahrungen britisch-pakistanischer Familien (Goodley et al., 2013). Unser Projekt umfasste die etablierte zweite Generation der in Grossbritannien geborenen und aufgewachsenen Personen, Migrantinnen und Migranten der ersten Generation sowie pakistanische Väter, die zum Zeitpunkt der Forschung gezwungen waren, sich ausserhalb von Grossbritannien aufzuhalten, wo ihre Familien lebten. Alle Familien hatten Kinder mit einer Behinderung. Wir gingen davon aus, dass Familien asiatischen Ursprungs, die in der Diaspora in Grossbritannien leben, ihre Wurzeln nicht nur in den *Kulturen* und Traditionen ihrer Eltern und auf dem asiatischen Subkontinent haben, sondern ebenso in den sozialen Praktiken von Grossbritannien und sich darüber hinaus zunehmend auch auf global verbundene Netzwerke beziehen (Burdsey, 2006, 23). Dabei überrascht es kaum, dass sich die Versorgung als einer der entscheidenden Sozialbereiche für Familien mit Kindern mit Behinderung herauskristallisiert (Goodley et al., 2013, 65). Während den Familien die raue Realität des neoliberalen Ableismus und Rassismus, die von vielen erfahren wird, durchaus bewusst ist, machen sie uns auch auf die komplexe und ausgeklügelte Art und Weise aufmerksam, wie sie ihre Kinder mit einer Behinderung versorgen und betreuen.

In dieser Studie argumentieren wir, dass die Familien wichtige kulturelle, familiäre und subjektive Elemente aus Grossbritannien und Pakistan zusammenführen. Durch die Anerkennung der Tatsache, dass beide Nationen komplexe Formen von *Multikulturalismus* aufweisen, hallen die postkolonialen Konzepte der kulturellen Hybridisierung (das Vermischen von Kultur und Abstammung) und der Diaspora (die geopolitische Verbreitung von Gruppen von vertriebenen und in manchen Fällen ausgewiesenen Personen) in der Ver-

mischung dieser Kulturen nach. So überrascht es kaum, dass wir durch die Gespräche, die wir mit diesen Familien führten, zu tiefen, komplexen Einsichten über die Art und Weise kommen, in der Familien vom zunehmend neoliberalisierten Wohlfahrtssystem ausgeschlossen und gleichzeitig von ihm benutzt werden. Während einige Familien, die Neuankömmlinge in Grossbritannien sind, um Anerkennung und Unterstützung kämpfen müssen, sprechen andere von leistungsfähigen Versorgungslandschaften, die vom Wohlfahrtsstaat angeboten würden und ihrer Ansicht nach in ihren vorherigen Aufenthaltsländern fehlten (Goodley et al., 2013). Britisch-pakistanische Familien, vor allem diejenigen, die neu migrieren, finden sich in sehr prekären Situationen wieder. Gleichzeitig scheint die Unterstützung durch die erweiterte Familie, die von Verwandten bei der Ankunft in Grossbritannien angeboten wird, die formalisierte Versorgung zu ergänzen und in einigen Fällen auch zu ersetzen, wenn ihnen der Zugang zu ihr verweigert wird. Versorgung und Unterstützung werden durch eine Unzahl an formellen und informellen Beziehungen im urbanen Umfeld in Anspruch genommen und gestaltet. So kommen wir zu dem Schluss, dass diese Migrationsfamilien sich gleichzeitig *unterstützt und ausgegrenzt* fühlen. Dabei zeigen die Eltern ein gewaltiges elterliches Engagement gegenüber dem Leben ihrer Kinder, das jedoch nicht nur in den Händen der Eltern, sondern auch in der erweiterten Familie liegt. Weiter gehen wir davon aus, dass es in der weiteren britisch-pakistanischen Diaspora, in der sie sich befinden, ähnliche Möglichkeiten im Rahmen von Gruppenunterstützung gibt.

Das Menschsein überdenken: den Archipel des Andersseins erschliessen

Wenn Migration und Behinderung aufeinandertreffen, kreieren sie – in Bezug auf das übliche Verständnis von Menschsein – ein besonderes intersektionales Problem, gerade weil beide historisch als das *Andere* verortet worden sind. Aber was verstehen wir eigentlich darunter, wenn wir die intersektionale Herangehensweise für Studien über Behinderung und Migration übernehmen? Eine Antwort darauf ist, dass Intersektionalität eine Vielzahl von *Körpern* zusammenbringt, die sich gegen eine *normative sexuelle Ästhetik sträuben, wie schwarz/braune Körper, schwule/lesbische/transsexuelle/intersexuelle Körper, behinderte Körper, arme Körper usw.* (Erevelles, 2011, 2168). Unsere Körper sind unverzichtbare Orte, um psychologische, neurologische, physiologische und *ableistische* Fantasien auszuleben. Autonomie, Unabhängigkeit und Rationalität sind vom Neoliberalismus und von den Institutionen wie Familie, Schule und Arbeitsplatz erwünschte Tugenden, die durch die Populärkultur verbreitet werden. Sobald wir diese Vorstellungen erschüttern – durch Entwurzelung

aus den neutralen, naturalisierten Ursprüngen und Enthüllung ihres bizarren Charakters – stellen wir rasch fest, dass diese gemeinsam mit denjenigen Vorstellungen koexistieren, die mit *race*, Sexualität und *Gender* in Verbindung gebracht werden (Erevelles, 2011, 2169). Kurzum, der *normierte Bürger* (was soviel heisst wie der vorbildliche, verantwortungsbewusste und autonome Bürger) ist, wie Rosmarie Garland Thomson es einmal sagte, «strahlend in seiner männlichen, heterosexuellen, körperlich-fähigen und begüterten Existenz, und natürlich immer grossherzig in seinen Beziehungen zum Andersein» (Erevelles, 2002b, 9). In einer Zeit der Abnahme der Dienstleistungen des öffentlichen Sektors sowie der Unterstützung durch den Wohlfahrtsstaat und der Zunahme der Privatisierung des Fortschritts, sind *Körperpolitiken* in unser Fleisch und Blut übergegangen. Für Erevelles bedingen sich Diskurse zu Patriarchat, Heteronormativität, zwingendes *Fähigsein des Körpers* und institutioneller Rassismus gegenseitig, was Fragen nach dem menschlichen Ringen an diesen intersektionalen Treffpunkten aufwirft. Die postkolonialistische Autorin Sylvia Wynter führt uns in ihrem treffend und provokativ benannten Werk *Unsettling the Coloniality of Being/Power/Truth/Freedom: Towards the Human, After Man, Its Overrepresentation – An Argument*⁸ auf wunderbare Art und Weise durch einige fruchtbare (Wieder-)Erwägungen des Menschseins hindurch:

The struggle of our new millennium will be one between the ongoing imperative of securing the well-being of our present ethno-class (i.e., Western bourgeois) conception of the human, Man, which over-represents itself as if it were the human itself, and that of securing the well-being, and therefore the full cognitive and behavioral autonomy of the human species itself/ourselves. (Wynter, 2003, 260; kursive Hervorhebung durch den Autor)

Das Anerkennen des Menschseins von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund verpflichtet uns auf den weiterführenden Prozess der Sicherung des Wohlergehens der gesamten menschlichen Spezies. In der Tat fordern uns Forschende zum Thema Behinderung, wie Tanya Titchkosky (im Druck), dazu auf, (erneut) über das gewissermassen *wertvolle Menschsein* nachzudenken, das an der Schnittstelle von Behinderung und *race* ausgeleuchtet wird. Indem Titchkosky auf Arbeiten der postkolonialistischen und *Disability-Studies*-Theorien zurückgreift, entledigt sie sich der Rigidität dessen, was oft unter Menschsein (weiss, fähiger Körper, fixer nationaler Status) verstanden wird. So argumentiert sie, es gelte auch heute noch, dass trotz des ...

8 Herzlichen Dank an Rinaldo Walcott und Tanya Titchkosky, die mich auf Wynter aufmerksam gemacht haben.

[...] universellen menschlichen Zustands der Verkörperung und sogar trotz der Bestrebungen, einen universellen und transzendenten Sinn für das Menschsein zu etablieren, nicht allen Körpern der Status von Personen (geschweige denn von Menschen) garantiert ist. (Wynter, im Druck)

Und in diesem Sinne folgert sie, dass vom «Leben abgetrennt, Behinderung fungiert, als wäre diese von der grösseren Frage danach, was es heisst, Mensch zu sein, ausgeschlossen» (Wynter, im Druck). Die normative, als selbstverständlich hingenommene, in der globalen Welt arbeitende und in Westeuropa oder Nordamerika geborene «Kategorie des Menschseins» wird zu einer Kategorie, die sich «ausschliesslich» dadurch ausweist, dass sie «etwas oder jemanden ausserhalb ihrer eigenen Grenzen positioniert» (Wynter im Druck).

Die Studie über das Menschsein trifft für Wynter genau den Kern des Komplexes der Ontogenese beziehungsweise Soziogenese, nämlich wie wir unser individuelles Selbst als menschlich verstehen und auf welche Art und Weise dieses Verständnis umfassendere soziale Skripte über die Bedeutung des Menschseins reflektieren und stärken kann, Skripte, die historische, ökonomische und kulturelle Grundlagen enthalten. Wynter stellt dabei ein zentrales analytisch-politisches *Projekt* auf: der *Kampf um das Menschsein* versus den *Ethno-Klasse-Menschen* («*ethnoclass Man*»). Dieses Projekt dreht sich um zwei Fragen: Wer ist vom Ethno-Klasse-Menschen ausgeschlossen und, als Folge davon, wer ist deshalb im Kampf um das Menschsein *engagiert*? *Diejenigen, die als ausserhalb, ausgeschlossen und oft unsichtbar kategorisiert werden, gehören zur:*

[...] category defined at the global level by refugee/economic migrants stranded outside the gates of the rich countries [...] with this category in the United States coming to comprise the criminalized majority Black and dark-skinned Latino inner-city males now made to man the rapidly expanding prison-industrial complex, together with their female peers – the kicked-about Welfare Moms – with both being part of the ever-expanding global, transracial category of the homeless/the jobless, the semi-jobless, the criminalized drug-offending prison population. (Wynter, 2003, 260)

Dieser Liste von *Aussenseiterinnen und Aussenseitern* können wir diejenigen Leute hinzufügen, die dem Komplex Behinderung und Migration zuzurechnen sind. Für Bürgerinnen und Bürger, die eine *normale* nordamerikanische Identität für sich in Anspruch nehmen, hat das zur Folge, dass sich eine «sichtbare Distanz zwischen ihnen und der schwarzen Bevölkerungsgruppe» aufbaut

(Wynter, 2003, 260) und *ihr normatives Selbst* als der richtige Lebensstil überrepräsentiert wird. So ist also der Kampf unserer Zeit, der bis zum jetzigen Zeitpunkt keinen Namen gehabt hat, der *Kampf gegen diese Überrepräsentierung*:

The central over-representation enables the interests, reality, and well-being of *the empirical human world* to continue to be imperatively subordinated to those of the now globally hegemonic ethnoclass world of “Man”. (Wynter, 2003, 262, Hervorhebung durch den Autor)

Das ist eine aufregende Sache! Der Kampf ums Menschsein findet demnach *nicht* dort statt, wo es um die Aufrechterhaltung des Ethno-Klasse-Menschen geht, sondern mit denjenigen, die in der *empirischen Welt der Menschen* ausserhalb oder an den Grenzen der Anderen agitieren, also genau dort, wo wir oft Behinderung und Migration antreffen.

Tatsächlich schreibt Wynter, *eine der grössten empirischen Auswirkungen des angeblichen Aufstiegs Europas sei dessen Konstruktion der sogenannten Weltzivilisation auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Versklavung Afrikas, die Eroberung Lateinamerikas und die Unterwerfung Asiens* (Wynter, 2003, 263). Diese Kolonialgeschichte hat viel Ähnlichkeit mit den Prinzipien des Ableismus und der Normalisierung, die mit dem Komplex Behinderung und Migration verknüpft ist. Winters liefert eine atemberaubende Analyse über den Kampf des kolonialen Menschen mit den natürlichen und spirituellen Welten durch verschiedene Zivilisationsepochen hindurch, unterschieden in Mensch 1 (*Man 1*) und Mensch 2 (*Man 2*). Wurde früher den *körperlichen Bezügen in der Konzeption des Unwahren* das *wahre christliche Selbst (Mensch 1)*, wurde später das *rationale Selbst des Menschen (Man)*, also die humanistische und vernunftzentrierte Konzeption des Menschen, diesen gegenübergestellt (Mensch 2, wie zum Beispiel der *Homo politicus* oder das politische Subjekt des Staates) (Wynter, 2003, 269). Während der Mensch 1 an das christliche Selbst anknüpft, ist der Mensch 2 der zeitgenössische Mensch, in seiner zweiten, rein säkularen, biozentrischen und überrepräsentierten Ausführung des Menschseins (Wynter, 2003, 317). Für unsere Zwecke könnten wir diesen als den *Ethno-Klasse-fähigen-nicht-Migranten-Menschen (ethnoclass able-non-migrant-man)* bezeichnen, dessen notwendiger versteckter Bezug und Gegensatz das *unwahre menschliche Andere* ist, das hier dem sogenannt *wahren Menschen (Man)* in seinen zwei Ausführungen gegenübersteht. Und zwar zuerst als *subrationaler indianischer und «Negro» Anderer* dem Mensch 1, und dann als *«eingeborener und «Nigger» Anderer* dem Mensch 2» (Wynter, 2003, 318).

Während wir Wynter ihrem Weg durch das Altertum, die Aufklärung und die heutige Welt folgen, fühlen wir uns angezogen durch die Entfaltung und Rückfaltung der zunehmend starren Vorstellungen darüber, was es heisst,

Mensch als *Ethno-Klasse-fähiger-Mensch* zu sein. Die *Modalität eines normativen Menschen* ist, so Wynter, ein *deskriptiver Status des Menschseins*. Das bürgerlich-humanistische, rationale Selbstkonzept der Bürgerinnen und Bürger unserer heutigen Zeit wurde dabei auf einer unterdrückenden Genealogie aufgebaut:

All other modes of being human would instead have to be seen not as the alternative modes of being human that they are “out there”, but adaptively, as the lack of the West’s ontologically absolute self- description [...] With this systemic repression ensuring that we oversee (thereby failing to recognize) the culture and class-specific relativity of our present mode of being human. (Wynter, 2003, 281–282).

Die neue Beschreibung des Menschen (*Man*) als primär politisches Subjekt ist demnach das *westliche Selbstkonzept* (Wynter, 2003, 233): Der *optimale ökonomische Mensch* (Wynter, 2003, 314) wurde auf eine gesetzesähnliche Art und Weise durch die *systematische Stigmatisierung der Erde* konstituiert (Wynter, 2003, 321). Und sobald dies als die *einzigste, universell übertragbare Art und Weise des Menschseins* institutionalisiert worden war, wurde der Ethno-Klasse-fähige-Mensch von da an bis heute *unfähig*, sich einen *Anderen* als das, was sie als Mensch bezeichnen, vorzustellen (Wynter, 2003, 299). Alle *Anderen*, schreibt Wynter weiter, mussten anhand der *deskriptiven Beschreibung des Menschseins* gedeutet werden (Wynter, 2003, 300). Einige wurden eingeschlossen, da Abstufungen hinsichtlich Rationalität, Zivilisation, Entwicklung, Hautfarbe und Kaste die Vorstellung eines Ethno-Klasse-fähigen-Menschen nachweisen konnten, obwohl viele *Andere* als *Tier und nicht menschlich* abgeschüttelt worden sind (Wynter, 2003, 300), womit die Enteignung und Internierung der *Indianerinnen und Indianer*, die Massenversklavung der *Negros* und die Internierung der *Spinner* legitimiert wurde, all dies angeblich als «lebender Beweis ihrer natürlich determinierten Versklavung zur Irrationalität» (Wynter, 2003, 305). Es ging also darum, eine Linie zu ziehen zwischen den *göttlich Erschaffenen-um-rational-zu-sein-Menschen* auf der einen Seite und den nicht weniger *göttlich Erschaffenen-um-irrational-zu-sein-Tieren* auf der anderen Seite (Wynter, 2003, 313). Es zeigt sich hier eine *sozio-ontologische Linie*, die jetzt zwischen dem *rationalen, politischen Menschen (Man)* (dem Siedler europäischer Abstammung) und seinem *irrationalen menschlichen Anderen* (der Kategorie des *Caliban*, des deformierten Sohns der Hexe Sycorax in Shakespeares *Sturm*, zum Beispiel den unterworfenen Indianerinnen und Indianer sowie den versklavten Schwarzen) gezogen wurde (Wynter, 2003, 314). Und dieser letzten Gruppe können wir auch Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund zuordnen, denn alle wurden dazu gebracht, die *Nische des Andersseins*

in der Matrix einzunehmen, um dadurch zur physischen Referenz hinsichtlich der Vorstellung eines irrationalen/subrationalen menschlichen Anderen zu werden (Wynter, 2003, 265). Und erneut können wir Parallelen feststellen, hinsichtlich der Konstitution *des fähigen Menschen (Man)* sowie *des behinderten Anderen* als das *wilde Andere*, das *fossile Andere*, das *abnorme Andere*, das *zeitlos ethnografische Andere* (Wynter, 2003, 267).

Wynters Herausforderung ist nun, eine neue deskriptive Beschreibung des Menschseins zu entwickeln, die sich auf das *Archipel des menschlichen Andersseins* beruft, das von einer neuen Kategorie bevölkert ist, nämlich den *politisch Verdammten* (Wynter, 2003, 321). Das Neubeschreiben des Menschseins umfasst die Anerkennung der ...

[...] Coloniality of Being/Power/Truth/Freedom, with the logical inference that one cannot “unsettle” the “coloniality of power” without a redescription of the human *outside the terms of our present descriptive statement of the human, Man, and its over-representation*. (Wynter, 2003, 268, Hervorhebung durch Autor)

Wenn wir Behinderung beziehungsweise Nichtbehinderung und Migration dem Mix hinzufügen würden, könnte man suggerieren, dass es in dieser theoretischen und politischen Arbeit einen Beigeschmack von Krüppelbewegung oder Dekolonialisierung gebe. In den Worten Wynters:

This issue is that of the genre of the human, the issue whose target of abolition is the ongoing collective production of our present ethno-class mode of being human, Man: above all, its overrepresentation of its well-being as that of the human species as a whole, rather than as it is veridically: that of the Western and westernized (or conversely) global middle classes. (Wynter, 2003, 313)

Wir sollten nie das *Ausmass der psychischen Zerstörung* derjenigen Gruppen, die nicht zur Mittelklasse gehören, unterschätzen (Wynter, 2003, 324), die durch diese *begrenzte deskriptive Beschreibung des Menschseins* entsteht. Aber wir sollten auch den *Ort des Anderen in diesem Sumpf* anerkennen und erkennen, so Wynter (2003, 327–328), was uns dazu gebracht hat, den *Menschen auf solch tragisch reduzierte Art und Weise darzustellen*. Kurzum, es gibt für uns alle noch einige kulturell kreative und politisch informierte Arbeit zu tun.

Die Arbeit von Wynter erinnert mich an Frantz Fanons (1993) Ruf nach einem neuen Humanismus, der nicht im kolonisierenden und kolonisierten Gefüge des humanistischen Menschen (*Man*) eingeschlossen ist, den er und Wynter so vernichtend denunzieren, sondern ein Humanismus, der mit

dem Entdecken verlorengegangener Motive verknüpft ist und sich nicht länger auf die Eigeninteressen des Menschen (*Man*), sondern unseres Menschseins bezieht, was soviel heisst wie, das nach wie vor zu erklärende Puzzle der menschlichen Bewusstheit(en) zu erfassen (Wynter, 2003, 331). Einen so grossen Plan würden, so stelle ich mir vor, viele gerne erfüllt sehen.

Was das postkonventionalistische Menschsein an Fragen aufwirft

Für Rosi Braidotti (2006, 197) wird der eigentliche Begriff des Menschseins nicht nur durch technologisch kontrollierte soziale Beziehungen in einer global vernetzten Welt destabilisiert, sondern auch durch widersprüchliche Neudefinitionen von Menschen, die das Kerngebiet des *Anderen* besetzen, neu gestaltet, hinsichtlich dessen, was genau als *menschlich* zählt. Ein postkonventionalistisches Neudenken des Menschseins schliesst das Andere mit ein und hat demzufolge tiefgreifende Auswirkungen auf die Art und Weise, wie wir die Verschmelzung von Migration und Behinderung theoretisieren. Für Braidotti (2003, 2006) löst die posthumanistische Denkweise den isolierten Menschen aus der zentralen Lage heraus und verlangt stattdessen von uns, die Menschheit als über ein dynamisches Netz von Querverbindungen und hybriden Konnotationen verteilt zu begreifen. Ein solches Konzept bedrängt dabei die geläufigen Unterscheidungen zwischen Natur/Kultur, Mensch/Tier und Individuum/Gesellschaft, indem es – so Braidotti (2006) – eine *Prozessontologie* nach sich zieht. Diese Darstellung der menschlichen Subjektivität oder Persönlichkeit postuliert *das Primat der Beziehungen über die Materie* (Braidotti, 2006, 199) und zwar in dem Sinne, dass fixe, normierte und traditionelle Vorstellungen über mangelhafte/fähige Körper aufgelöst werden, und an ihre Stelle *neue Formen von Begrifflichkeiten* treten, die die gegenwärtige Welt dekodieren (Braidotti, 2006, 200):

A radically immanent intensive body is an assemblage of forces, or flows, intensities and passions that solidify in space, and consolidate in time, within the singular configuration commonly known as an “individual” self. (Braidotti, 2006, 201)

Wenn wir an das *Selbst* denken, das in der Diaspora der Migration oder in der voneinander abhängenden Unterstützung, die eine Behinderung abverlangt, gefangen ist, dann werden wir uns augenblicklich der Abhängigkeit der Menschheit von Gemeinschaft, Anschluss und Zugehörigkeit bewusst, was eine Menge weiterer entscheidender Fragen hervorruft, unter anderem:

- › Welche Möglichkeiten, um über das Menschsein nachzudenken, bieten sich an der Schnittstelle von Behinderung und Migration an?
- › Welche Arten von Menschheit wollen wir pflegen?
- › Können wir unser Menschsein gemeinsam definieren?
- › Wie können wir uns wieder miteinander verbinden?
- › Welche Arten von Menschsein sind erlaubt und welche werden abgelehnt?
- › Wie beleuchten Migration und Behinderung lokale und globale Verbindungen beziehungsweise Trennungen?
- › Wie können wir materielle Bedingungen erzeugen, die das Menschsein von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund fördern?

In dem wir uns diese Fragen stellen, werden wir daran erinnert, dass Behinderung und Migration sich einander annähern, um Denkweisen zu fördern, die fundamental menschlich und menschenwürdig sind.

Literatur

- Abberley, Paul (1987). The Concept of Oppression and the Development of a Social Theory of Disability, *Disability, Handicap & Society*, 2(1): 5–19.
- Braidotti, Rosi (2003). Becoming woman, or sexual difference revisited, *Theory, Culture & Society*, 20(3): 43–64.
- Braidotti, Rosi (2006). Posthuman, All Too Human: Towards a New Process Ontology, *Theory, Culture & Society*, 23(7–8): 197–208.
- Braidotti, Rosi (2013). *The posthuman*. London: Polity Press.
- Burdsey, Daniel (2006). If I ever play football, Dad, can I play for England or India? British Asians, sport and diasporic national identities, *Sociology*, 40(1): 11–28.
- Campbell, Fiona Kumari (2009). *Contours of Ableism: Territories, Objects, Disability and Desire*. London: Palgrave Macmillan.
- Erevelles, Nirmala (2002b). (Im)material citizens: cognitive disability, race and the politics of citizenship, *Disability, Culture and Education*, 1(1): 5–25.
- Erevelles, Nirmala (2011). “Coming our crip” in inclusive schools, *Teachers College Review*, 113(10): 2155–2185.
- Fanon, Frantz (1993). *Black skins, white masks*, third edition, London: Pluto Press.
- Finkelstein, Vic (1981). Disability and the helper/helped relationship. An historical view, in: A. Brechin, P. Liddiard, and J. Swain (eds.) (1981), *Handicap in a social world*, London: Hodder and Stoughton, 12–22.
- Gleeson, Brendan (1999a). *Geographies of disability*, London: Routledge.

- Gleeson, Brendan (1999b). Beyond goodwill: The materialist view of disability, *Social Alternatives*, 18(1): 11–17.
- Goodley, Dan (2014). *Dis/Ability Studies: Theorising disablism and ableism*, London: Routledge.
- Goodley, Dan, Runswick Cole, Katherine, and Mahmoud, Uzma (2013). Disablism and Diaspora: British Pakistani Families and Disabled Children, *Review of Disability Studies: An International Journal*, 9(2/3) 63–78.
- Harvey, David (1996). *Spaces of hope*, Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Harvey, David (2007). In what ways is “the new Imperialism” really new? *Historical materialism*, 15, 57–70.
- Kannen, Victoria (2008). Identity Treason: Race, Disability, Queerness, and the Ethics of (Post)Identity Practices, *Culture, Theory and Critique*, 49(2): 149–163.
- Kolářová, Katarina (2013). Cruising for a crip(topia) in the context of neoliberal transformations of the Czech republic, *Cripistemologies: a disability studies one-day conference organized by NYU*, 19 April 2013.
- McRuer, Robert (2006). We Were Never Identified: Feminism, Queer Theory, and a Disabled World, *Radical History Review*, 94 (Winter 2006): 148–154
- Oliver, Mike (1990). *The politics of disablement*, London: Macmillan.
- Shildrick, Margrit (2009). *Dangerous discourses of disability, subjectivity and sexuality*, London: Palgrave Macmillan.
- Shildrick, Margrit (2012). *Border crossings: the technologies of disability and desire*. Keynote paper presented at the Contact Zone: Disability, Culture, Theory conference, 25–27 October, University of Cologne, Germany.
- Soldatic, Karen, and Meekosha, Helen (2012). Moving the boundaries of feminist social work education with disabled people in the neoliberal era, *Social Work Education*, 31(2): 246–252.
- Sothorn, Matthew (2007). You Could Truly Be Yourself If You Just Weren’t You: Sexuality, Disabled Body Space, and the (Neo)Liberal Politics of Self-Help, *Environment and Planning D: Society and Space*, 25(1): 144.
- Titchkosky, Tanya (in press). Monitoring Disability: The Question of the “Human” in Human Rights Projects, in: C. Schlund-Vials, and M. Gill (Eds.), *Collection on Disability, Human Rights, and Humanitarianism*, Farnham: Ashgate Press.
- Williams, Andrew, Cloke, Paul, and Thomas, Samuel (2012). Co-constituting neoliberalism: faith-based organisations, co-option, and resistance in the UK. *Environment and Planning A*, 44: 1479–1501.
- Wynter, Sylvia (2003). Unsettling the Coloniality of Being/Power/Truth/Freedom. Towards the Human, After Man, Its Overrepresentation – An Argument. *CR: The New Centennial Review*, 3(3): 257–337.

Bild 4: Monia – aus dem Film *Dort ist hier*.

TEIL II

FORSCHUNGS- PERSPEKTIVEN

Vielfältig anders: Verständnisse und Konzeptualisierungen aus sonderpädagogischer Perspektive

Barbara Jeltsch-Schudel

Einleitung

Der Titel des Buches, das den Anlass zu diesem Beitrag gab, lautet «Vielfältig anders sein: Migration *und* Behinderung». Die Sicht der Sonderpädagogin ist hier gefragt, was durchaus als Vorgabe zu verstehen ist, sich besonders mit dem Anderssein in Bezug auf Behinderung zu beschäftigen. Das Adverb *vielfältig* (anders sein) verweist jedoch darauf, dass es einfältig wäre, sich nur mit *einem* Begriff, nämlich Behinderung, zu beschäftigen. Die Auseinandersetzung mit eben der *Behinderung* (einem Phänomen? einem Konstrukt? einem Unwort?) ist seit langem ein Thema in der Sonderpädagogik, ein schwieriges, ein kontrovers und vieldiskutiertes. Ein Schlüsselbegriff wird benötigt, um den Gegenstand des eigenen Faches zu bezeichnen, aber: Wie wird er umschrieben, wie konzeptualisiert und kontextualisiert? Oder müsste gerade der Begriff Behinderung abgeschafft werden, seiner inhärenten negativen Bewertung wegen? Die Kenntnis dieser Komplexität erschwert mir den Einstieg in meinen Text, weil Geschriebenes (und Gesprochenes) einen Duktus des Nacheinanders vorgibt. Ein Bild, beispielsweise eine Mindmap, ermöglicht das gleichzeitige Wahrnehmen verschiedener Bezüge und eine Lesart, die nicht zwingend von einem Begriff oder Phänomen ausgeht, dieses also ontologisiert. Wenn ich im Folgenden mit dem Begriff *Behinderung* in die Diskussion einsteige, dann deshalb, weil er trotz seiner Fragwürdigkeit zentral ist für die Sonderpädagogik und hier auch früher diskutiert wurde als *Migration*, der andere Begriff, mit dem *vielfältig anders* im Buchtitel präzisiert wird.

Pädagogik und somit auch Sonderpädagogik beschäftigen sich mit Erziehung und Bildung. Ein wesentlicher Topos ist der pädagogische Bezug, der darauf verweist, dass zwischen dem, der erzieht und bildet, und dem, der erzogen und gebildet wird (wobei dies durchaus wechselseitig sein kann), eine *Beziehung* besteht, eine Interaktion stattfindet. In dieser Interaktion scheint Behinderung eine Rolle zu spielen, indem die Erziehung und Bildung durch *etwas* verändert, verfremdet, erschwert wird. Behinderung kann also als etwas Fremdes erlebt werden. Diese *Fremdheit* durch ein erkennbares Anderssein kennzeichnet allerdings nicht nur die pädagogische Beziehung, sondern ist in allen menschlichen Beziehungen vorhanden. Sie irritiert, kann verunsichernd

und bedrohlich erlebt werden und Ängste auslösen. Abwehr und Marginalisierung sind die Folge und damit zusammenhängend die Tendenz, Behinderungen beziehungsweise davon Betroffene als homogene Gruppe wahrzunehmen und insgesamt Distanz zu schaffen.

Ausgehend von der Ortung der Behinderung in der Interaktion zwischen (unterschiedlichen) Menschen wird im Folgenden dieser Andersheit und Fremdheit nachgegangen. Schon dadurch, dass jemand einen Anderen als *fremd* bezeichnet, grenzt er sich ab, gibt sich die Definitionsmacht und bestimmt die Wertsetzungen. Dies ist gewissermassen eine *Aussensicht*, die sich an geltenden Normen orientiert und die Interaktion dadurch dominiert. Dass sonderpädagogische Fachpersonen lediglich die Aussensicht einnehmen können, wurde – insbesondere im Zusammenhang mit Themenstellungen der sonderpädagogischen Diagnostik – verschiedentlich diskutiert (Jantzen, 2005; Zimpel, 2010). Interessant und wesentlich ist für (sonderpädagogische) Interaktionen jedoch auch die *Innensicht*. Seine Innensicht kann ein Mensch nur selber beschreiben, das heisst, er kann anderen Menschen Einblick geben und diese können versuchen, seine Perspektive einzunehmen. Den Einfluss der Subjektivitäten in den Griff zu bekommen beziehungsweise Voraussetzungen für die Möglichkeit zu schaffen, Aussensicht und Innensicht plausibel zu verknüpfen und im Anschluss daran die in einzigartigen Situationen gemachten Erkenntnisse auch zu sichern, stellt sich als schwer zu lösende Aufgabe.

Für die folgenden Ausführungen übernehme ich die Figur von Aussensicht und Innensicht, indem ich zwei unterschiedlichen Arten der Innensicht von Personen mit einer Behinderung drei Reflexionen zur Aussensicht gegenüberstelle.

Erste Aussensicht: Irritationen

Die Beschäftigung der Sonderpädagogik mit Behinderung erfordert je nach wissenschaftstheoretischem Zugang oder gesellschaftlich-kulturellen, mit dem Zeitgeist verbundenen Erfordernissen die Auseinandersetzung mit verschiedenen Themen. Der Diskurs spielt sich folgerichtig nicht nur innerhalb des Fachs ab, sondern auch mit Nachbarwissenschaften, wobei letztere eher zur Anreicherung oder Begründung der internen Diskussionen dienen, als dass ein gleichwertiger Dialog geführt würde. Ob dies daran liegt, dass Behinderung auch als wissenschaftliches Thema Irritationen hervorruft und daher marginalisiert wird, bleibe dahingestellt. Irritationen und entsprechend vielfältige Reaktionen auf Behinderungen lassen sich in Einstellungen und Verhaltensweisen von Mitgliedern unserer Gesellschaft gegenüber Behinderungen und Behinderten nachweisen (Cloerkes, 1985; Tröster, 1990), wobei – nicht ver-

wunderlich – der Grad der Andersheit eine wesentliche Rolle spielt. Körperbehinderte werden ähnlicher erlebt und somit positiver eingeschätzt als etwa sogenannte Geistigbehinderte (Bächtold, 1981), das heisst Ähnlichkeit wird eine zentrale Bedeutung für die soziale Distanz zugeschrieben. Die Substantivierung *Behinderte* wird heute kaum mehr verwendet, es ist von behinderten Menschen oder Menschen mit Behinderungen die Rede. Die Einstellungsuntersuchungen, vorgenommen aus soziologischer Perspektive, tragen der Wahrnehmung von Menschen mit einer Behinderung als einer marginalisierten Gruppe Rechnung, durchbrechen aber die Vorstellung von deren Homogenität in der Unterscheidung verschiedener *Behinderungsarten*. Behinderungsarten als Kriterium der Differenzierung sind an *Schädigungen* festgemacht und diese somit ontologisiert. Die Stufe der Homogenisierung wird verschoben, indem beispielsweise Körperbehinderte von Geistigbehinderten unterschieden werden, ergänzt durch Hierarchisierungen auf Grund der Zuschreibungen einzelner Behinderten-Subgruppen selbst.

Auch wenn Behinderungsarten meist den Ausgangspunkt bilden, beruht das Verständnis von Behinderung weder bei Günther Cloerkes noch bei Andreas Bächtold allein auf einer Schädigung, sondern soziale und kulturelle Einflüsse werden von beiden in die Analyse einbezogen, was in der Folge auch zu komplexeren Analysen führt. So zeigt eine Differenzierung der Reaktionen auf *sichtbar* Behinderte eine breite Palette verschiedenster Reaktionsformen, von Schutz- und Hilferaktionen bis hin zur Ausgrenzung mit Todesfolge (Cloerkes, 2001, 99). Die Analyse der zu ihren Einstellungen befragten Personen einer repräsentativen Stichprobe differenziert nach Alter, Geschlecht und Normvorstellungen, und zeigt, dass sich Gruppen bilden lassen, die ähnliche Reaktionen zeigen (Bächtold, 1986, 234). Die Einstellungen sind dabei als Konstrukt von Wechselwirkungen verschiedener Komponenten, wie kognitiver, affektiver und konativer Komponenten sowie einer Erwartungskomponente, konzeptualisiert (Bächtold, 1981). Den verschiedenen Analysen folgen in den deutschsprachigen Einstellungsuntersuchungen Überlegungen, wie die weitgehend negativ überwiegenden Einstellungen gegenüber Menschen mit einer Behinderung verbessert werden könnten. Am vielversprechendsten erscheint dabei die *Kontakthypothese* (Cloerkes, 2001), welche besagt, dass direkte Kontakte nicht nur Vorurteile gegenüber Menschen mit einer Behinderung abbauen, sondern auch zu einem realistischeren Bild über sie führen. Auch wenn die in den 1970er- und 1980er-Jahren durchgeführten Untersuchungen kulturelle Aspekte bereits mit einbezogen, taten sie dies im Sinne eines von der jeweiligen untersuchten *Kultur* geprägten Verständnisses von Behinderung und den entsprechenden Reaktionen auf Menschen mit einer Behinderung, nicht aber in einer Beziehungssetzung von Behinderung *und* Migration, son-

dern vielmehr in der Herstellung der Beziehung unterschiedlicher sogenannter Kulturen zueinander.

Von einem anderen Ansatzpunkt als einer körperlichen Schädigung geht Anne Waldschmidt (2007) aus, wenn sie, in Anlehnung an Michel Foucault, Behinderung als *schuldloses Verbrechen* liest, welches fünf Verfahren der Disziplinarmacht unterzogen wird; diese sind ...

[...] der Vergleich, die Differenzierung, die Hierarchisierung, die Homogenisierung und die Ausschlüssung. (Ebd., 68)

Es geht hier also nicht um Reaktionsformen wie bei den Einstellungsuntersuchungen, sondern vielmehr um Disziplinierung in einem institutionell-politischen Rahmen mittels normativer und normierender Aspekte. Norm oder auch verwandte Begriffe wie Normalität und Normativität werden im sonderpädagogischen Diskurs seit langem mit Behinderung in Beziehung gesetzt, so auch schon 1928 durch Heinrich Hanselmann, dem ersten Lehrstuhlinhaber für Heilpädagogik in Europa, anlässlich seiner Antrittsvorlesung an der Universität Zürich (Hanselmann, 1928). Denn Behinderungen können als Abweichungen (aus vielen und sehr verschiedenen Gründen) wahrgenommen und eingeordnet werden.

Sichtbar werden irritationsauslösende Abweichungen insbesondere beim Körper, so Waldschmidt (2006):

Das Dispositiv der Behinderung benötigt für seine Entfaltung und sein Wirksamwerden einen konkreten Ansatzpunkt, nämlich den menschlichen Körper. (Ebd., 8)

Bilder und Annahmen über den Körper des Menschen (und damit seine Seele und seinen Geist) sind in unserer westlichen Gesellschaft historisch von einer Vorstellung geprägt, die von einer Norm ausgeht. Zu den folgenden Überlegungen siehe Jeltsch-Schudel (2013, 2014). Die Dreiheit von Schönheit, Wahrheit und Gutheit spielt dabei eine wesentliche Rolle. Bedeutsam für die Sonderpädagogik ist es, dass diese drei Eigenschaften verknüpft sind. Wer also hässlich ist, dem wird unterstellt, er sei auch schlecht und falsch. Dies gilt nicht nur für das Bild vom Körper, sondern auch für das Verständnis des Menschen beziehungsweise das Menschenbild:

Ästhetische Kriterien, festgehalten in messbaren Grössen, erlauben es, die Schönheit genauer zu beschreiben, auch den vollkommenen Körper, besonders durch die Regel des Goldenen Schnittes. (Jeltsch-Schudel, 2013, 420)

Sichtbar wird dies in Leonardo da Vincis Quadratur des Kreises. Der Künstler löst die mathematische Unmöglichkeit mit der Darstellung eines Menschen auf. Dieser Mensch ist ein Mann, wohl jung und auch schön. Dies macht deutlich, dass es um eine Idealnorm geht, umschrieben mit jung, männlich, schön, folgerichtig verknüpft und ergänzt mit gut und wahr. Eine Vertiefung dieser Thematik findet sich in Margrit Shildricks Analysen und Reflexionen der bedrohlichen Diskurse über Monstrosität, über Bedeutsamkeiten und Wirkungen von Vorannahmen über Körperlichkeit, Verkörperlichung und Verletzlichkeit. Bedrohlich ist dabei zu verstehen als gefährdend, existenziell in Frage stellend und angstmachend:

Die Vorstellung des männlichen, weissen, unverletzbaren und mit klaren Grenzen versehenen Körpers (*ideally closed*), den Shildrick (2000, 217) in Anlehnung an Kristeva mit «the selfs clean and proper body» kennzeichnet, ist ins Bewusstsein der westlichen Gesellschaft eingeschrieben. Im Gegensatz zu diesem idealtypischen Körper wird seit der Antike von Behinderung ein generalisiertes Bild des unziemlichen, beschämenden Körpers (*improper embodiment*) transportiert (ebd., 217), dies verbunden mit moralischer Überlegenheit derer, die einen makellosen Körper haben. Insofern der männliche Körper als Norm betrachtet wird, ist der weibliche Körper abweichend (Shildrick, 2000, 218). Dadurch entsteht eine dichotome Struktur, normal/männlich – abweichend/weiblich. Struktur ist jedoch aus verschiedenen Gründen in sich instabil. Der menschliche Körper ist eine Konstruktion, welche zeitlichen Prozessen unterworfen ist. Alterungsprozesse verändern den Körper und machen seine inhärente Vulnerabilität deutlich. Die für das westliche Denken so wichtige Kontrollierbarkeit wird damit verunmöglicht. (Jeltsch-Schudel, 2013, 425)

Die Dichotomisierung der beiden Körpervorstellungen – dem makellosen, als Norm gesetzten, mit moralischem Status versehenen männlichen Körper versus dem abweichenden, letztlich monströsen (weiblichen) Körper – ermöglicht die für das westliche Denken so wichtige Kontrollierbarkeit. Der menschliche Körper ist jedoch Veränderungsprozessen wie beispielsweise Alterung unterworfen, die seine inhärente Vulnerabilität sichtbar machen und ihn der Kontrollierbarkeit entziehen. Die menschliche Fortpflanzung mag dies besonders deutlich zeigen. Die Schwangerschaft ist dem weiblichen Körper vorbehalten und kann vom männlichen weder selber durchgeführt noch kontrolliert werden; der weibliche Körper macht Veränderungen durch, die ihn monströs erscheinen lassen können. Dieses betrifft auch das werdende Kind:

Monstrosität und Menschsein geraten damit in ein paradoxes Verhältnis: zum einen (und zuerst) sind Monster mit Andersheit (*otherness*) und Fremdheit konnotiert und zum andern inkorporieren menschliche Monster beziehungsweise monströse Menschen Gleichheit (*same-ness*). Monster verstören zutiefst, sie zeigen (*monstrare*) etwas, was zugleich Differenz und Gleichheit ist, und sie sind daher nicht reduzierbar auf etwas Fassbares. (Jeltsch-Schudel, 2012, 426)

Die Verstörung durch diese gegensätzliche Gemeinsamkeit bedroht und verursacht tief sitzende Ängste (Shildrick, 2002, 5), die *Visibilität* des Monsters erzeugt zudem Ambivalenz, nämlich Horror *und* Faszination (Snyder und David, 2001). Für Shildrick umfasst die Wahrnehmung körperlicher Andersheit als Monstrosität dabei alle abweichenden Körper (Shildrick, 2006, 760), das bedeutet also auch behinderte Körper beziehungsweise solche mit einem anderen Aussehen.

Vermittelte Innensicht 1: Betroffenheit

Die banale Feststellung, dass in Interaktionen zwischen Menschen jeder eine eigene Sicht, also eine Innensicht hat, und jeder den anderen von aussen, also aus der Aussensicht wahrnimmt, findet sich interessanterweise in der sonderpädagogischen Literatur häufig nur aus einer Perspektive. Damit ist gemeint, dass die Reziprozität beider Sichten weniger thematisiert wird als der Umstand, dass Sonderpädagoginnen und -pädagogen die Innensicht des Gegenübers (also des behinderten Menschen) nicht direkt wahrnehmen und erkennen. Sie sollten sich daher – zum Beispiel mittels Perspektivenübernahme – um Einsicht bemühen. Kaum wird thematisiert, inwieweit diese Bemühungen der Perspektivenübernahme auch von Menschen mit einer Behinderung geleistet werden, ja geleistet werden müssten, um überhaupt mit andern (den Nichtbehinderten, den Sonderpädagoginnen und -pädagogen) in Interaktion treten zu können beziehungsweise eine Möglichkeit des Ausdrucks zu finden mit der Chance, verstanden zu werden.

Im Folgenden versuche ich einen Einblick in die Innensicht eines Mannes mit einer Körperbehinderung zu geben, auch wenn es auf der Hand liegt, dass mir dies als nichtbehinderte Sonderpädagogin nur in gebrochener Perspektive möglich ist. Aus der Fülle der Materialien aus lebensgeschichtlichen Interviews, die im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Identitätsentwicklung und Identitätsarbeit unter den Bedingungen einer Behinderung durchgeführt wurden (Jeltsch-Schudel, 2008), greife ich Themen auf, zu denen sich ein von einer Körperbehinderung betroffener Mann in den verschiedenen Interviews

äusserte, nämlich *Anderssein, Fremdheit, Behinderung*.¹ Es handelt sich hierbei um Kim Odermatt², einen zum Zeitpunkt der Befragungen 36-jährigen Mann mit einer Körperbehinderung. Hineingeboren in einfache dörfliche Verhältnisse wuchs Kim Odermatt in seiner Familie mit einigen Geschwistern auf und besuchte trotz seiner seit Geburt bestehenden Körperbehinderung die Schulen im Dorf. Er durchlief zuerst eine Ausbildung zum Kaufmann und liess sich dann nach einer längeren Weltreise in einem Sozialen Beruf ausbilden, in welchem er zur Zeit der Befragung in einer leitenden Stellung in einer Organisation tätig ist. In seiner Kindheit fühlte sich Kim Odermatt an der Oberfläche seinen Peers zugehörig, er nahm an deren Unternehmungen mit wenigen Ausnahmen – wie etwa Skifahren – teil und erhielt von seiner Familie viele Freiheiten. An die Grenzen zu gehen, Situationen auszuprobieren und sich Gefährdungen auszusetzen gehören für ihn offenbar dazu. So stellt er bereits ganz am Anfang des narrativen Interviews fest, dass er gerne Grenzerfahrungen mache, was zwar die Gefahr der Überforderung berge, aber auch die Chance, das immer für ihn Mögliche auszuprobieren. Im Verlauf des Interviews präzisiert er dann wie folgt:

[...] dass es für mich auch immer wieder darum geht auszuprobieren, also die Welt spielt sich für mich vor allem im nichtbehinderten Kreis ab. Und damit sind eigentlich andere Normen vorgegeben und das ist für mich immer ein Suchen. (01.21.00)

Seine Orientierung an den Normen der anderen, der Nichtbehinderten, fordert ihn stark, denn er bemüht sich nach Kräften, sie zu erfüllen und merkt zugleich, dass seine Behinderung ihm dies erschwert und ihn auch daran hindert. Die soziale Umgebung vergesse zuweilen die Behinderung und nehme

1 Als Darstellungsform wähle ich die Zitation von transkribierten Textpassagen aus dem narrativen Interview, versehen mit einigen Kommentaren. Der gesprochene Wortlaut wird wiedergegeben, was ermöglicht, die Wortwahl, Wiederholungen, Textbrüche und Unterbrechungen direkt mitlesen und so ein Stück weit emotionale Momente errahnen zu können. Sprechtempo, Prosodie und weitere analoge Aspekte der gesprochenen Sprache fehlen jedoch. Auch ist die Authentizität nicht wirklich gewährleistet, weil an der Interviewsituation zwei Befragterinnen beteiligt waren und der befragte Mann sich immer wieder mit Blickkontakt und teilweise auch mit Zwischenfragen vergewisserte, ob die Befragterinnen an seinen Ausführungen interessiert und diese nicht zu ausführlich seien. Dennoch ziehe ich den transkribierten Text einer Paraphrasierung vor, weil sie das Ringen um die Formulierungen zu diesen schwierigen Themen zu zeigen vermögen und so die Innensicht direkter wiedergeben. Die am Ende der Zitate angegebenen Zahlen beziehen sich auf die im Interview verstrichene Zeit.

2 Kim Odermatt ist sein in der Studie verwendeter, veränderter Name (siehe Jeltsch-Schudel, 2008, 172).

kaum Rücksicht auf sie beziehungsweise seine Einschränkungen. Kim Odermatt umschreibt dies so:

Es gibt für mich so ziemlich eine krasse ähm starke Unterscheidung, so Innenwelt und Aussenwelt. Aussenwelt ist für mich eigentlich immer wieder die Erfahrung gewesen, dass meine Behinderung offenbar für meine Umgebung sehr, ähm, wie soll ich sagen, also ich habe immer wieder die Rückmeldung erhalten, dass sie kaum wahrnehmbar ist so. [...] Also, dass einfach die Beziehungen, die die ich gelebt habe, das ist eigentlich die Regel gewesen, dass ich Grenzen setzen musste und sagen musste, ich kann das nicht oder. Dass äh, äh dorthin komme ich oder äh das kann ich körperlich bewältigen oder nicht. (00.05.30)

Die Innenwelt, über die er sich sehr wenig äussert, kann wohl als seine persönliche Auseinandersetzung mit dem Anderssein, den Einschränkungen durch seine Behinderung verstanden werden. Sein Anderssein erlebt er auch in Beziehungen zu Frauen, was sich darin zeigt, dass diejenige, welche ihm gefällt, für ihn nicht in Frage kommt und

[...] dort wo etwas möglich war, da bin ich nicht zufrieden gewesen.
(00.28.00)

Auch in anderen Situationen spielt das Fremdsein eine Rolle. An seiner zum Zeitpunkt der Befragung aktuellen Arbeitsstelle fühlt er sich zuweilen als Exot, aber nicht wegen seiner Behinderung, sondern weil er, obschon mit einer Führungsfunktion versehen, der Trägheit der grossen sozialen Institution zu wenig entgegenzusetzen könne. Er erinnert sich, dass er sich auch auf der Weltreise mit anderen, ihm fremden *Kulturen* auseinandersetzen musste. Die Konfrontation mit diesen Grenzen, auch mit seinen eigenen, brachte er auch damals nicht mit seiner Behinderung sondern mit den Lebensbedingungen der bereisten Gebiete in Zusammenhang.

Die Erfahrungen, von denen Kim Odermatt erzählt, spiegeln Gefühle von Anderssein und Fremdheit. Es wird aber deutlich, dass es Grundgefühle sind, die er nicht primär zu seiner Behinderung in Beziehung setzt, auch wenn sie möglicherweise mitspielt, wenn auch mehr in einer moderierenden Funktion. Interessant ist Kim Odermatts Unterscheidung von Innen- und Aussenwelt. Es könnte interpretiert werden, dass er die Welt der Nichtbehinderten mit ihren Normen als fremd empfindet und sich daher immer wieder anpassen und neu suchen muss. Die Fremdheit, die Behinderung in der Interaktion aus der Sicht der Nichtbehinderten hervorrufen kann, kann also auch Menschen mit Behin-

derungen betreffen, aber umgekehrt. Die Fremdheit beruht auf der *Nichtbehinderung*.

Aus diesen reflexiven Interpretationen ergibt sich die Frage der Bedeutung, die Kim Odermatt seiner Behinderung beimisst. Eine Äusserung findet sich am Anfang des Interviews, als er aus seiner Kindheit erzählt. In der Schule wurden von ihm Leistungen verlangt, die er nicht erbringen konnte, so etwa Genauigkeit und Schnelligkeit im technischen Zeichnen. Die daraus resultierende Unlust, sich in der Schule voll einzusetzen, angesichts dessen, dass seinen Beeinträchtigungen keine Beachtung geschenkt wurde, kommentiert Kim Odermatt so:

Es war überhaupt nicht mehr lustvoll dort etwas zu investieren. Also dort hat es für mich schon fest auch mit der Behinderung zu tun, so, die, auch die Rückkoppelungen die von, Auswirkungen von Behinderung sind. (00.13.30)

Auch diese Erfahrungen vertieft er in einer späteren Phase des Interviews auf eine reflexive Art und Weise wie folgt:

Und da merke ich schon, ähm, ob ich will oder nicht, ähm, ist die Behinderung, also meine Behinderung, sehr prägend für mein Leben. Also, ich denke ich kann sehr viel machen, ähm, ähm, funktional kann ich sehr viel machen, und auch – Beziehungen kann ich viele machen, ich kann viel viel leben, aber, ich merke schon, dass es, dass es eigentlich in allen Lebensbereichen etwas sehr Prägendes ist. (01.12.30)

Unmittelbar danach fügt er hinzu:

Vielleicht das, was bei mir immer wieder auftaucht, es ist von mir aus gesehen, es ist nicht möglich einmal zu sagen, ich habe, ich habe meine Behinderung akzeptiert. Meinte ich also in dieser Absolutheit. Dass es eigentlich immer wieder für mich, immer wieder abhängig ist von Situationen von eigener Befindlichkeit, von, von Wünschen, die ich habe, zu merken, wie ich unterschiedlich reagiere, wenn mich Leute darauf ansprechen. (01.13.00)

Die Behinderung ist also etwas, was Kim Odermatt von anderen unterscheidet und zwar auf eine Art und Weise, dass diese darauf reagieren und ihn darauf ansprechen. Sie ist aber auch etwas, was ihn direkt betrifft, sei es in seiner Bewegungsfähigkeit, sei es in seiner psychischen Verfasstheit, wobei sich das auch situativ verändert. Für Kim Odermatt hat seine Behinderung demzufolge

einerseits etwas mit ihm selber zu tun, andererseits aber gleichermassen auch mit anderen Menschen, die er hier nicht genauer beschreibt. Er fühlt sich durch seine Behinderung eingeschränkt, auch wenn diese Teil von ihm ist. Zuzugeben, dass er etwas nicht könne, falle ihm grundsätzlich auch nicht so schwer, vielmehr ginge es darum, dass er eben auch selber merken müsse, dass es so sei:

[...] so ist das – sie gehört einfach zu mir, sie ist einfach ein, ein Bestandteil von mir. Das ist sehr prägend für mich und das macht, macht einen Teil von mir auch aus. Ein Teil den, den ich an mir schätze sogar äh [...], ein Teil der mich stört an mir, ein Teil auch, wo ich das Gefühl habe mit Leuten, die ich kenne, Leute, die ich gerne habe, die mich gerne haben, ist es ein Teil von der Beziehung die wir miteinander haben. (01.15.00)

Die Auseinandersetzung mit seiner Behinderung in ihrer Vielschichtigkeit und ihre Bedeutung für seine Identität beschäftigt Kim Odermatt immer wieder. Durch die Art, wie Kim Odermatt über seine Entwicklung, seine Identität und seine Behinderung spricht, wie er Beziehungen und Interaktionen schildert, und wie er über die Gestaltung seines Lebens, die Bewältigung von Herausforderungen im Alltag und in verschiedenen Lebensphasen erzählt, lässt Aussenstehende einen Blick in seine Innenwelt werfen. Die Art des Erzählens zeigt, dass er die Perspektive der Interviewerin übernehmen und sich in denselben Denkmustern und Sprechgewohnheiten bewegen kann.

Zweite Aussensicht: Behinderung

Dank der Fähigkeit von Kim Odermatt, sich so auszudrücken, dass nichtbehinderte Zuhörende ihn verstehen können, ermöglicht er ihnen eine differenzierte Wahrnehmung seiner Situation als Mann mit einer Körperbehinderung. Dass es ihm nicht leicht fällt, über die vielfältige Bedeutung der eigenen Behinderung zu sprechen, wird in den zitierten Interviewpassagen deutlich. Doch gerade diese Fähigkeit erlaubt eine Interaktion, die nicht als fremd und bedrohlich erlebt wird, und somit eine auf Subjekthaftigkeit basierende Perspektivenübernahme, die ein erweitertes und vertieftes Verstehen einer Innensicht ermöglicht. Dabei ist die hier vermittelte Innensicht von Kim Odermatt – im Unterschied zur realen subjekthaften Begegnung während der Befragung – eine mit Zitaten und zurückhaltenden Kommentaren vermittelte, mit dem Ziel diese so weit wie möglich zu erhalten.

Behinderung kann sich vor allem in Interaktionssituationen als irritierend, bedrohlich und Abwehr auslösend erweisen – wie in der ersten Aussensicht

skizziert. Zudem ist Behinderung ein zentraler Begriff der Sonderpädagogik und somit auch Gegenstand einer *Disziplin*, ja gar deren eigentliches Objekt. Relevant für die Konstruktion des Verständnisses beziehungsweise die Formulierung einer Definition sind also beide: das *Objekt*, das von aussen betrachtet und manipuliert werden kann und zu Erklärungszusammenhängen führt, und das zur sozialen Welt gehörende *Subjekt*, das aus der Teilnehmerperspektive wahrgenommen und mit Verstehensprozessen verbunden werden kann (siehe hierzu Hohlfeld, 2011). Diese beiden gegensätzlichen Aspekte miteinander zu verknüpfen, stellt sich daher den Humanwissenschaften als Herausforderung und ist auch Grund für das Ringen um den Begriff und das Verständnis von Behinderung. Je nachdem, welche Disziplin oder Organisation sich mit einer Definition beschäftigt, werden infolgedessen auch unterschiedliche Aspekte hervorgehoben und gewichtet. Die *Schweizerische Invalidenversicherung* (IV) beruht auf der Erwerbsfähigkeit des Menschen, die es mit Massnahmen aufzubauen oder zu erhalten gilt, deren Finanzierung von eben dieser Versicherung übernommen wird. Ausgang zur Festlegung der erforderlichen Klassifikation sind medizinische Kriterien, festgehalten in den IV-Codices. Die ausschlaggebenden Faktoren, welche das Behinderungsverständnis der IV konzeptualisieren, sind biologische Grundlagen sowie die Erwerbsfähigkeit. Die Wirkmächtigkeit dieser Festlegung ist für die konkrete Lebensgestaltung von Menschen mit Behinderungen in der Schweiz nicht zu unterschätzen. Im Unterschied dazu ist für die *Sonderpädagogik* weit weniger einheitlich und klar, was unter Behinderung zu verstehen sei. Der Anerkennung der Bildungsfähigkeit und der Institutionalisierung entsprechender Angebote in den 1960er-Jahren folgte die theoretische Grundlegung und Reflexion des Begriffs Behinderung. Konkurrierende Modelle liessen die Einflüsse von Denkmustern verschiedener benachbarter Wissenschaften, wie etwa der Theologie, der Medizin oder der Soziologie, erkennen (dazu beispielsweise Bleidick, 1976 und 1977; Kobi, 1977). Komplexere Behinderungsmodelle versuchten, die Zusammenhänge verschiedener Faktoren darzustellen (beispielsweise Heese et al., 1976; Jantzen, 1976). Während die Sonderpädagogik sich als fachliche Disziplin versteht, gehen die *Disability Studies* aus der (Selbsthilfe-)Bewegung hervor und gleichen eigentlichen Bürgerrechtsbewegungen, die untersuchen wie ...

[...] unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen Deutungsmuster, Theorien und Modelle von körperlicher, geistiger, wahrnehmungs- und verhaltensbezogener, moralischer und kultureller Abweichung, von Abnormalität, Andersheit oder Fremdheit entstehen: sie untersuchen ferner, welche Praxen sich um «widersinnige» Formen des Wahrnehmens, Erlebens und Denkens, um erwartungswidrige Formen der Kommunikation, des Verhaltens, des Aussehens und des

körperlichen und intellektuellen Funktionierens organisieren. [...] wie Gesellschaften Normen herausbilden und unter welchen Umständen und Voraussetzungen sie Normalitäten produzieren [...]. (Dederich, 2007, 19–20)

Die drei von Waldschmidt (2005) beschriebenen idealtypischen Modelle von Behinderung bilden eine griffige Grundlage, *Disability Studies* und Sonderpädagogik miteinander in Beziehung zu setzen:

- › Das *individuelle Modell* baut auf dem Verständnis der WHO von Behinderung von 1980 auf, welches eine biologisch-medizinische Schädigung (*impairment*) als Ursache von Beeinträchtigung (*disability*) und Behinderung (*handicap*) setzt, im Sinne einer kausalen Verbindung. Behinderung wird am Individuum gewissermassen als dessen Eigenschaft festgemacht, was zur Folge hat, dass medizinische, rehabilitative und pädagogische Angebote individuell ausgerichtet sind und unter der Dominanz von Expertinnen und Experten stehen. Ziel ist es, das Individuum sozusagen anzupassen.
- › Unter dem Einfluss der *Disability Studies* steht die Auffassung des *sozialen Modells*, das Behinderung als soziales, nicht als individuelles Problem versteht. Barrieren des sozialen Systems behindern oder verunmöglichen die Partizipation des beeinträchtigten Menschen an den gesellschaftlichen Möglichkeiten und diskriminieren ihn dadurch. Behinderte Menschen selber sind Expertinnen und Experten für die erforderlichen Veränderungen. Ziel ist ein sozialer Wandel.
- › Der Ansatz des *kulturellen Modells* unterscheidet sich grundsätzlich von den beiden anderen, indem er Behinderung als spezifische Form der *Problemmatisierung* körperlicher Differenz versteht. Die eigene Identität wird von Deutungsmustern des Eigenen und des Fremden bestimmt, was bedeutet, dass Vielfalt (*diversity*) an Stelle der Kategorie Behinderung tritt, also eigentlich dekategorisiert wird. Den Ausgangspunkt bilden die Erfahrungen aller Mitglieder einer *Kultur*; Ziel ist ein kultureller Wandel.

Dass die drei Modelle unterschiedliche Schwerpunkte legen, ist evident und beeinflusst ihre Reichweite. In der hiesigen Gesellschaft ist primär das individuelle Modell verankert und bestimmt qua Leistungen der Invalidenversicherung die Möglichkeiten und Strukturen der Unterstützungsangebote für die betroffenen Personen. In der aktuellen Konzeption der Weltgesundheitsorganisation, der *International Classification of Functioning, Disability and Health* (ICF; DIMDI, 2002) werden in der theoretischen Einführung einzelne Elemente zu einem Bedingungsgefüge verbunden. Körperstrukturen, Tätigkeiten

und Partizipation bedingen sich also gegenseitig, was eher dem sozialen Modell entspricht. Mit der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention³ durch die Schweiz 2014 werden nun Wertsetzungen und damit zusammenhängende Implikationen des sozialen Modells umzusetzen sein, insbesondere verbesserte Partizipationsmöglichkeiten auf der Grundlage der Selbstbestimmung. Beide Modelle, das individuelle und das soziale, beruhen auf einem wenn auch unterschiedlichen Verständnis von Behinderung als einer Kategorie. Anders das kulturelle Modell, welches die Anerkennung der Vielfalt anstrebt, was gesellschaftliche Zugehörigkeit und Anerkennung der jeweils unterschiedlichen Individuen bedeutet. Die Anerkennung der Verschiedenheit – so anstrebenswert sie ist! – birgt die Gefahr, dass es zur Aufgabe des jeweiligen Individuums wird, sein Leben zu gestalten, dass es die Verantwortung für sich selber übernehmen muss, ganz gleich, welche Ressourcen ihm dazu zur Verfügung stehen, und oft auch ohne die dafür notwendige und rechtlich zustehende Unterstützung. Es liegt wohl an der Bestimmung dieses Bedarfs, dass Kategorisierungen letztlich doch notwendig sind, um ihn anhand bestimmter Kriterien auch messen zu können. Gerade bei der Festlegung solcher Kriterien ist indes der Ansatz des kulturellen Modells insofern relevant, als lebensweltliche Einflüsse und Wertvorstellungen mitberücksichtigt werden, wenn Normen nicht nur gesetzt, sondern auch auf individuelle Personen angewandt werden. Dies verweist auf die Notwendigkeit eines Diskurses über das Verständnis von Norm, Normalität, und Normalismus (Link, 2013).

Vermittelte Innensicht 2: Betrachtung

Das Erleben von Fremdbestimmung und Diskriminierung, Gewalterfahrungen und Ausgrenzungen von Menschen, die unter den Bedingungen einer Behinderung leben, zu formulieren und bekannt zu machen, war der Ursprung der *Disability Studies* und der Entwicklung des sozialen Modells von Behinderung. Solche Erfahrungen stehen nicht nur im Zusammenhang mit Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber Behinderungen und Behinderten, sondern scheinen mir in der Vorstellung einer *beschädigten Identität* (Bittner, 1973) zu wurzeln; bereits die Pioniere der Körperbehindertenpädagogik, Hans Würtz und Konrad Biesalski, verwendeten dafür den Ausdruck *Krüppelseele* (Weiss, 2000). Diese Begriffe verweisen darauf, dass eine fundamentale Andersheit wahrgenommen wurde, die folglich in einem speziell für die Körperbehindertenpädagogik gültigen Menschenbild ihren Niederschlag fand:

3 Die UN-Behindertenrechtskonvention (BRK, 2014) ist durch die Schweiz erst am 15. April 2014 ratifiziert worden und am 15. Mai desselben Jahres in Kraft getreten.

Jede Sichtweise, welche typisierend zwischen ästhetischer und intellektueller Normalität und daran gemessener Nicht-Normalität klassifiziert, kann Ausdruck eines potentiell aussondernden Menschenbildes sein. (Haeberlin, 1999, 45; siehe hierzu ausführlicher Jeltsch-Schudel, 2008, 97)

Welche Folgen solche radikalen Aussonderungstendenzen haben können, zeigt die Geschichte. Irritationen in einer Interaktionssituation reichen für die Erklärung solcher Tendenzen nicht hin; vielmehr bedarf es einer tiefer gehenden Analyse und eines umfassenderen Verständnisses von Andersheit, Fremdheit und Behinderung. Dies ist Aufgabe des (wissenschaftlichen) Diskurses; namhafte Beiträge leisten dazu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der *Disability Studies*. Die Verknüpfung von Betroffenheit und kritischer wissenschaftlichen Analyse ist Thema der zweiten Innensicht. Während in der ersten Innensicht die *Perspektive der Betroffenheit*, vermittelt in einer Interaktion mit einem körperbehinderten Mann im Rahmen eines Forschungsinterviews, in vielfältig gebrochener Form durch die nichtbehinderte Interaktionspartnerin dargestellt wurde, wird nun eine *betrachtende Innensicht*, nämlich die wissenschaftliche Analyse einer körperbehinderten Wissenschaftlerin, ebenfalls in gebrochener Form durch eine rezipierende nichtbehinderte Wissenschaftlerin dargestellt. Die Dissertation von Claudia Franziska Bruner, *KörperSpuren – Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*, dient als Basis für die Suche danach, wie Anderssein, Fremdheit, Behinderung von einer betroffenen Wissenschaftlerin thematisiert werden. Ich meine hier vor allem denjenigen Teil des Buches, in welchem die Autorin ihren theoretischen Bezugsrahmen darlegt. Bruner formuliert dabei die Zielrichtung hinsichtlich der Auseinandersetzung mit der anspruchsvollen und komplexen Thematik wie folgt:

Um jedoch die reine Betroffenenperspektive aufzubrechen, gilt es, beide Perspektiven, die der Betroffenheit und die der distanzier-ten Betrachtung, zu berücksichtigen und aufeinander zu beziehen. (Bruner, 2005, 15)

Diesen Ansatz formuliert Bruner bereits 1999 im Exposé zu ihrem Dissertationsvorhaben.⁴ Folgerichtig beginnt sie hier mit einer Klärung ihres persönlichen Verhältnisses zur Fragestellung der Studie (9) als einer Frau, die selber seit

4 Die folgenden Zitate beziehen sich auf das Exposé zur Dissertation, das sie in den theoretischen Teil ihres Buches eingearbeitet hat. Am Ende der Zitate sind daher lediglich die Seitenzahlen angegeben; sie beziehen sich auf das erwähnte Buch *KörperSpuren*.

ihrem neunten Lebensjahr im Rollstuhl sitzt. Die Fragestellung ändert sich im Laufe der Auseinandersetzung; so stand am Anfang ihr ...

[...] Interesse am Zusammenspiel von Geschlecht und Behinderung im Kontext von Sozialisationsprozessen sowie an Erfahrungen von Zuschreibungen, die in negative oder positive Diskriminierungen münden. (12)

Angestossen wurde dieses Interesse von mit Scham und Ohnmacht verbundenen Erlebnissen und Erfahrungen, welche Bruner als Botschaften entschlüsselte wie:

Ein verletzter, entstellter Körper verdient keinen Respekt [...] Ich sah mich reduziert auf die Rolle eines medizinischen Objektes, gleichermaßen sexualisiert und entsexualisiert. (13)

Bruner erkennt, dass sich Behinderung häufig weniger in den «aus dem gesundheitlichen Defizit folgenden körperlichen Einschränkungen» als vielmehr in den «sozial bedingten Folgeprozessen» äussert (17). Es sind diese Folgeprozesse, die der sozialen Teilhabe und Integration entgegenstehen würden. Die Auseinandersetzung mit einem konstruktivistischen Behinderungsverständnis, welches der Differenz *behindert/nichtbehindert* eine Monopolstellung einräume und Forderungen stelle, die sich an einer *unterstellten gemeinsamen Interessenlage* der Gruppe der Frauen mit Behinderung orientierten, führt Bruner dazu, Behinderung als *Verhältnis zwischen Menschen*, statt als *dominierendes, unveräusserliches Merkmal* darzustellen (19). Angeregt durch den Diskurs der *Interkulturellen Pädagogik* setzt sich Bruner anschliessend mit dem Verstehen *fremder* Welten auseinander und stellt Zusammenhänge zwischen Fremdheit und Macht fest, die sich auch auf Reflexionen über Behinderung übertragen liessen:

Angesichts dessen verschob sich der Fokus meines Erkenntnisinteresses von der Rekonstruktion von Sozialisationsprozessen behinderter Frauen hin zur Rekonstruktion der Machtpositionen, von denen aus Körper beschrieben und Identitäten geformt werden. (20)

Denn im Alltag ginge es nicht nur um Dichotomisierungen, wie *behindert/nichtbehindert* oder *Mann/Frau*, sondern zugleich um Hierarchisierungen. Weder die Kategorie Behinderung noch die Kategorie Geschlecht bildeten eine Einheit und stifteten Solidarität:

Ich bin auf der Suche nach theoretischen Ansätzen, die die oben beschriebene «Trennung» zwischen *sozialer Bedeutung* von Behinderung und ihrer *unhintergehbaren natürlichen Grundlage* ihrerseits als soziales Konstrukt begreifen. Behinderung ist ohne ihre jeweilige und veränderbare soziale Bedeutung gar nicht zu haben. (21, Hervorhebungen durch die Autorin)

Damit macht Bruner deutlich, dass weder das soziale noch das individuelle Modell von Behinderung allein hinreichen. Theoretische Ansätze findet sie teilweise in den *Gender Studies*, später folgerichtig auch im Diskurs der *Cultural Studies* (22). Diese Ausführungen über den Weg der Auseinandersetzung mit Behinderung, Fremdheit und Anderssein, der eine Verbindung von Betroffenheit und distanter Betrachtung, von Innensicht und Aussensicht herstellt, münden in zugespitzte Formulierungen, betreffend den Körper und die durch ihn hervorgerufenen Irritationen. Dem Körper würden *Irritationspotenziale* innewohnen – so Bruner – und das *Sprechen über Körper* würde deren Wahrnehmung bestimmen und verändern (24). Es gehe also um *Körper und Subjekt*, um *Körper und Identität*, um *Körper und Sexualität*, um *Körper und Geschlecht* und um *Körper und Biografie* (27). Bruners weitere Auseinandersetzungen zielen darauf hin, Körper in ein theoretisches Verständnis einzubinden, welches dem *Schwellendasein als materiell und darüber hinaus gehend* Rechnung trägt:

Mein Anliegen ist es, diesen Gedanken empirisch am Beispiel dessen zu verfolgen, was diskursiv als Körperbehinderung bezeichnet wird und sich in die Körper und deren identitätsbezogene Wahrnehmung einschreibt. (26)

Um diese vielen verschiedenen Facetten ihrer Vorüberlegungen zu einem theoretischen Bezugsrahmen zusammenzubringen und auf dessen Grundlage empirisch untersuchbar zu machen, wählt Bruner einen interdisziplinären und multiperspektivischen Zugang, in den sie differenz- und diskurstheoretische Überlegungen ebenso einbezieht (37) wie sie verschiedene Ansätze, Themen und Denkfiguren des Diskurses der *Disability*, *Gender* und *Cultural Studies* diskutiert. Ihre theoretischen Ausführungen zusammenfassend hält Bruner fest:

Wer über Behinderung spricht, spricht gleichzeitig auch immer über Körper, über Geschlecht, über soziale und kulturelle Differenz. (88)

Dies verdeutlicht nochmals Bruners Ausgangspunkt des Betroffenseins, insbesondere durch die vorgegebene Unausweichlichkeit und Unentrinnbarkeit des Menschen aus seinem Körper und seinem Geschlecht einerseits und der

gleichzeitigen reflexiven Distanznahme andererseits, was ihrem Ansatz der komplexen Wechselseitigkeit auch gerecht wird.

Dritte Aussensicht: Intersektionalität

Um Andersheit, Fremdheit und Behinderung unter dem Aspekt einer generellen, vielfältigen Andersheit so betrachten zu können, dass auch *vielfältige* Bezüge und Relationen hergestellt werden können, ist eine Konzeptualisierung notwendig, die zum einen mehr als eine Addition ist und zum andern die Konnotationen der Ungleichheit durch die *Andersheit* mittransportieren kann. Katharina Walgenbach spricht in diesem Zusammenhang von der *Analyse der Wechselwirkungen*:

Additive Perspektiven sollen überwunden werden, indem der Fokus auf das *gleichzeitige Zusammenwirken* von sozialen Ungleichheiten gelegt wird. Es geht demnach nicht allein um die Berücksichtigung mehrerer sozialer Kategorien, sondern ebenfalls um die Analyse ihrer *Wechselwirkungen*. (Walgenbach, 2012, Hervorhebung durch die Autorin)

Als Grundelemente für eine Konzeption, die diesen Anforderungen entsprechen soll, setzt Walgenbach, wie auch viele andere Autorinnen und Autoren in diesem Umfeld, soziale Kategorien. Die vorher gemachten Überlegungen in Zusammenhang mit den verschiedenen Behinderungsmodellen weisen darauf hin, dass die Verwendung sozialer Kategorien auch sinnvoll ist, nicht zuletzt im Hinblick auf die konkrete Lebensgestaltung von Menschen. Soziale Kategorien werden mittels bestimmter *Analysekategorien* hergeleitet, die als analytische Werkzeuge zur Untersuchung der Gesellschaft dienen. Analysekategorien sind zum einen *Differenzkategorien*, zum anderen *Strukturkategorien*, die beide unterschiedliche Ansätze verfolgen. Differenzkategorien beruhen auf der Vorstellung von Gegensätzen. Diese können dichotom, also als Pole, oder als Kontinuitäten verstanden werden. Strukturkategorien werden insbesondere dann verwendet, wenn es um die Beschreibung gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse und um die Aufdeckung sozialer Ungleichheiten geht. Als die drei klassischen Strukturkategorien gelten *race*, *class* und *Gender* (siehe auch Jeltsch-Schudel, 2010). Darüber, ob weitere Strukturkategorien zu umschreiben seien, wird immer wieder diskutiert, nicht zuletzt deshalb, weil niemand sich festlegen will, ob nicht noch weitere Strukturkategorien gesellschaftswirksam werden könnten, etwa durch wirtschaftliche oder kulturelle Veränderungen. Denkt man Differenz- und Strukturkategorien zusammen, so

wird deutlich, dass die Gegensätze, seien sie polar oder kontinuierlich verbunden, immer eines von einem andern abgrenzen und damit ein Machtverhältnis setzen. Simone de Beauvoir hat dies in ihrem berühmten Buch «Das andere Geschlecht», im französischen Original «Le deuxième sexe» schon im Titel klargemacht.

Um dieses Problem zu lösen, sieht Cornelia Klinger (2011–2014) in der Unterscheidung von Makroebene (Ebene der Gesellschaft) und Mikroebene (Ebene des Subjekts) eine Lösung: Sie schlägt vor, je nach Analysekontext nur eine beschränkte oder aber eine unendlich offene Zahl von Kategorien zu verwenden. Auf der Makroebene hält sie demzufolge die drei klassischen Strukturkategorien *race*, *class* und *Gender* für ausreichend, während sie dafür plädiert, auf der Mikroebene, also dann, wenn es um einzelne Subjekte geht, möglichst viele Kategorien im Sinne vielfältiger Einflussfaktoren zu beachten, um die Situation möglichst genau beschreiben zu können. Die Sonderpädagogik, in deren Diskurs Behinderung einen zentralen Stellenwert einnimmt, setzt sich jedoch dafür ein, dass auf der Makroebene auch die Kategorie *Behinderung* als Strukturkategorie hinzugefügt wird, andere machen sich für eine Ergänzung der Kategorien um *Alter* stark. Statt drei wären demzufolge als grundlegender Satz für die Analyse gesellschaftlicher Ungleichheitssituationen fünf Kategorien zu verwenden: *race*, *class*, *Gender*, *age* und *disability*. Es ist indes zu bedenken, dass diese fünf Kategorien, auch wenn sie in einer gemeinsamen Anordnung erscheinen, sehr unterschiedlich sind. Zudem sind weder Frauen noch Menschen mit einer Behinderung in sich homogene Gruppen; weiter betreffen Kategorien wie jung und alt (werden) alle; die einzelnen Kategorien sind zudem kontinuierlichen Prozessen unterworfen.

In den *Gender Studies* zeigten gerade Diskussionen unter Frauen verschiedener Herkunft, dass beispielsweise die Kategorie *Gender* nicht losgelöst von anderen Analysekategorien betrachtet werden kann, wenn sie für verschiedene kulturelle Kontexte und Erfahrungen sowie unterschiedliche Lebensentwürfe und -formen offen sein und sich ausserdem auch auf Männer beziehen soll. Daher wurde nach Modellen gesucht, die die höhere Komplexität mehrerer Kategorien fassen können. Interessant sind nicht nur die Konzeptionen, sondern auch die dahinterstehenden Metaphern, so etwa *Achsen der Ungleichheit beziehungsweise der Differenz* (Klinger und Knapp, 2005), *Dominanzkultur* (Rommelspacher, 2006) oder auch die Konzeptualisierungen wie *Bedingungsgefüge* oder *interdependente Kategorie* (Walgenbach et al., 2007). Im Folgenden greife ich das Modell der *Intersektionalität* auf, und zwar deshalb, weil sich dieser Begrifflichkeit viele Autorinnen und Autoren anschliessen, auch wenn sie andere, ähnliche Konzeptualisierungen geschaffen haben. Ich beziehe die fünf genannten Kategorien dabei mit ein (siehe zum Folgenden auch Jeltsch-Schudel, 2013).

Die Konzeptualisierung der Intersektionalität geht auf die amerikanische schwarze Juristin Kimberlé Crenshaw zurück, die im Zusammenhang mit ihrer Arbeit mit schwarzen Frauen erkannte, dass die Berücksichtigung einer einzelnen Strukturkategorie nicht hinreicht. An einem Beispiel der US-amerikanischen Firma *General Motors* zeigt sie auf, dass diese letztlich nur schwarze Frauen entliess, weil sie von keiner gesetzlichen Regelung geschützt wurden. Im Unterschied dazu profitierten weisse Frauen vom Verbot auf Grund des Geschlechts (Gender-Aspekt) und schwarze Männer davon, nicht aus ethnischen Gründen (Rassismusaspekt) benachteiligt zu werden. Schwarze Frauen fielen sozusagen zwischen diese Kategorien. Crenshaw prägte vor diesem Hintergrund die Metapher der Strassenkreuzung oder eben *intersectionality* (Crenshaw, 1991).

Dass auch Bruner auf der Suche nach einer Verbindung verschiedener Kategorien ist, zeigt folgendes Zitat:

Gerade die Orte der Überschneidung der Kategorie Behinderung mit anderen Kategorien wie «Rasse», Klasse, Geschlecht, Sexualität usw. zeigen die Potenziale und Grenzen der einen wie der anderen Kategorie auf. Politische Begriffe wie Autonomie und Selbstbestimmung entfalten an den Orten der Überschneidung nicht nur ihr emanzipatorisches Potenzial, sondern verweisen auch auf ihr ausgeschlossenes Anderes. (Bruner, 2005, 39)

Der Überschneidungsmetapher gibt Bruner jedoch nicht nur einen analytischen, sondern auch einen kritischen und zugleich präskriptiven Gehalt. Die Konzeption, verschiedene Strukturkategorien intersektional zu verbinden, lässt verschiedene Fragen offen:

- › Handelt es sich hier um eine bildhafte Vorstellung, in der Kategorien wie Mikadostäbe übereinandergeschoben werden?⁵
- › Welche beziehungsweise wie viele Kategorien sollen intersektional verbunden werden?
- › Gibt es Kategorien, welche andere dominieren (Rommelspacher, 2009)?
- › Bestehen verschiedene Intersektionalitäten nebeneinander (z.B. Hearn, 2008)?
- › Und was oder wer steht im Schnittpunkt der Strassenkreuzung: der Körper, die Identität, das verkörperlichte Selbst?

5 Wie auf dem Flyer der Tagung, *Celebrating Intersectionality*, von 2009, <http://www.cgc.uni-frankfurt.de/intersectionality/> (Zugang: 21.09.2014).

- › Und schliesslich: Ermöglicht das Konzept der Intersektionalität überhaupt neue Wege empirischer Untersuchungen?

Es geht also vor allem darum, mit den Worten von Klinger:

[...] wie sich (Diskriminierungs-)Erfahrungen unterschiedlicher Genese auf Wahrnehmung und Empfindung auf Bewusstsein, Habitus und Handeln der Betroffenen auswirken, das heisst wie die Zugehörigkeit zu (benachteiligten, randständigen oder ausgeschlossenen) Kollektiven und namentlich die gleichzeitige Zugehörigkeit zu mehreren solcher Gruppierungen von den Einzelnen erlebt wird, wie sie deren Identität prägt. (Klinger, 2012, 2)

Der Titel des vorliegenden Buches *Vielfältig anders sein: Migration und Behinderung* regt zu vielerlei Überlegungen aus sonderpädagogischer Sicht an, weil nicht *ein* Phänomen, wie eben sonst Behinderung essenzialisiert wird, sondern in der gemeinsamen Nennung von Vielfalt und Andersheit beziehungsweise Migration *und* Behinderung wechselseitige Verbindungen impliziert sind. Intersektionalität kann somit als Möglichkeit gesehen werden, diese auch abzubilden und scheint mir daher ein interessantes Grundmodell mit vielen Möglichkeiten der Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung zu sein. Es bietet insbesondere eine Grundlage kritischer, *interdisziplinärer* Analysen mit dem Potenzial, gesellschaftliche Praxen nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu verändern. Als *Modell* ist Intersektionalität offen für Erweiterungen der Konzeptualisierung und Kontextualisierung sowie für die Entwicklung weiterer Fragestellungen aus verschiedenen Perspektiven, was für den klassischen Topos der pädagogischen Beziehung höchst relevant ist.

Literatur

- Bächtold, Andreas (1981). Behinderte Jugendliche: Soziale Isolierung oder Partizipation. Bern: Haupt.
- Bächtold, Andreas (1986). Soziale Kontrolle gegenüber behinderten Jugendlichen im Zusammenhang mit soziokulturellen Orientierungen und gesellschaftlichem Wandel, in: Andreas Bächtold, Barbara Jeltsch-Schudel und Ines Schlienger (Hrsg.), *Sonderpädagogik: Handlung – Forschung – Wissenschaft. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Gerhard Heese*, Berlin: Marhold, 228–245.
- BRK, Behindertenrechtskonvention (2006). Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, New York: UNO.

- Bittner, Günther (1973). Behinderung oder beschädigte Identität?, in: Gerhard Heese und Anton Reinartz (Hrsg.), *Aktuelle Beiträge zur Sozialpädagogik und Verhaltensstörungenpädagogik*, Berlin: Marhold, 7–15.
- Bleidick, Ulrich (1976). Metatheoretische Überlegungen zum Begriff der Behinderung, *Zs. f. Heilpädagogik*, 27(7): 408–415.
- Bleidick, Ulrich (1977). Zum Begriff der Behinderung in der sonderpädagogischen Theorie, in: Alois Bürli (Hrsg.), *Sonderpädagogische Theoriebildung – Vergleichende Sonderpädagogik*. Luzern: SZH, 25–37.
- Bruner, Claudia Franziska (2005). *KörperSpuren – Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*. Bielefeld: transcript.
- Cloerkes, Günther (1985). *Einstellung und Verhalten gegenüber Behinderten – Eine kritische Bestandesaufnahme internationaler Forschung*. Berlin: Marhold, 3. Aufl.
- Cloerkes, Günther (2001). *Soziologie der Behinderten – Eine Einführung*. Heidelberg: Schindele, 2. Aufl.
- Crenshaw, Kimberle (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. *Stanford Law Review*, 43(6): 1241–1299.
- Dederich, Markus (2007). *Körper, Kultur und Behinderung*, Bielefeld: transcript.
- DIMDI (2014). *International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF)*. <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icf/> (Zugang: 15.06.2014).
- Haeberlin, Urs (1999). Zum Menschenbild in der Körperbehindertenpädagogik, in: Harry Bergeest und Gerd Hansen (Hrsg.), *Theorien der Körperbehindertenpädagogik*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 37–48.
- Hanselmann, Heinrich (1928). Wer ist normal? *Schweiz. Pädagogische Zeitschrift*, 38(10/11): 251–259 u. 283–287.
- Hearn, Jeff (2010). Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n), Virtualität, Transnationalität, in: Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar und Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 105–123.
- Heese, Gerhard; Jussen, Heribert; Solarova, Svetluse (1976). Behinderung im erziehungswissenschaftlichen Sinn, *Zs. f. Heilpädagogik*, 27(7): 424–427.
- Hohlfeld, Rainer (2011). Das Denken ist frei, in: Günter Altner, Dederich Markus, Katrin Grüber, Rainer Hohlfeld (Hrsg.), *Grenzen des Erklärens – Pädoyer für verschiedene Zugangswege zum Erkennen*. Stuttgart: S. Hirzel, 13–26.
- Jantzen, Wolfgang (1976). Zur begrifflichen Fassung von Behinderung aus der Sicht des historischen und dialektischen Materialismus, *Zs. f. Heilpädagogik*, 27(7), 428–436.

- Jantzen, Wolfgang (2005). Es kommt darauf an, sich zu verändern. – Zur Methodologie und Praxis rehistorisierender Diagnostik und Intervention. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Jeltsch-Schudel, Barbara (2008). Identität und Behinderung – Biografische Reflexionen von Menschen mit Seh-, Hör- und Körperbehinderung. Oberhausen: Athena-Verlag.
- Jeltsch-Schudel, Barbara (2010). Statement zur Strukturkategorie «Geschlecht/Gender», in: Ulrike Schildmann (Hrsg.), *Umgang mit Verschiedenheit in der Lebensspanne. Behinderung – Geschlecht – kultureller Hintergrund – Alter/Lebensphasen*, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 48–52.
- Jeltsch-Schudel, Barbara (2013). Inklusion von Menschen mit lebenslanger Behinderung im Alter – wünschbare oder unerwünschte Realität?, in: Karl-Ernst Ackermann, Oliver Musenberg, Judith Riegert (Hrsg.), *Geistigbehindertenpädagogik!? Disziplin – Profession – Inklusion*, Oberhausen: Athena, 409–438.
- Jeltsch-Schudel, Barbara (2014). Die Verbesserung des Körpers. Reflexionen zum Ashley-Treatment aus sonderpädagogischer Sicht, *Zs. blind – sehbehindert*, 134(2): 93–101.
- Klinger, Cornelia (2011–2014). *Für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte*. www.portal-intersektionalitaet.de (Zugang: 15.06.2014).
- Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (2005). Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz, *Transit – Europäische Revue*, Nr. 29/2005, online: <http://www.iwm.at/read-listen-watch/transit-online/achsen-der-ungleichheit-achsen-der-differenz/>
- Kobi, Emil E. (1977). Modelle und Paradigmen in der heilpädagogischen Theoriebildung, in: Alois Bürli, (Hrsg.), *Sonderpädagogische Theoriebildung – Vergleichende Sonderpädagogik*. Luzern: SZH, 11–24.
- Link, Jürgen (2013). *Versuch über den Normalismus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 5. Aufl.
- Rommelspacher, Birgit (2006). *Interdependenzen – Geschlecht, Klasse und Ethnizität*. Beitrag zum virtuellen Seminar, Mai 2006.
- Rommelspacher, Birgit (2009). Intersektionalität. Über die Wechselwirkung von Machtverhältnissen, in: Ingrid Kurz-Scherf, Julia Lepperhoff, Alexandra Scheele (Hrsg.), *Feminismus; Kritik und Intervention*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 81–96.
- Schildrick, Margrit (2002). *Embodying the Monster – Encounters with the Vulnerable Self*. London: Sage Publications.
- Schildrick, Margrit (2006). The Disabled Body, Genealogy and Undecidability, *Cultural Studies*, 19(6): 755–770.
- Snyder, Sharon L.; Mitchell, David T. (2001). Re-engaging the Body: Disability Studies and the Resistance of Embodiment, *Public Culture*, 13(3): 367–289.

- Tröster, Heinrich (1990). *Einstellungen und Verhalten gegenüber Behinderten – Konzepte, Ergebnisse und Perspektiven sozialpsychologischer Forschung*, Bern: Huber.
- Waldschmidt, Anne (2005). *Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung?* <http://www.sonos-info.ch/media/f61dfb96cfd6a089ffff802cfffffd2.pdf> (Zugang: 15.06.2014).
- Waldschmidt, Anne (2006), Körper – Macht – Differenz: Anschlüsse an Foucault in den Disability Studies, *Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung Disability Studies II am 29. November 2006*, Zentrum für Disability Studies der Universität Hamburg.
- Waldschmidt, Anne (2007). Macht – Wissen – Körper, in: Anne Waldschmidt, Werner Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung*, Bielefeld: transcript, 55–78.
- Walgenbach, Katharina (2012). *Intersektionalität – eine Einführung*. www.portal-intersektionalitaet.de (Zugang: 15.06.2014).
- Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Antje; Palm, Kerstin (2007). *Gender als interdependente Kategorie – Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen: Barbara Budrich.
- Weiss, Hans (2000). Hans Würtz, in: Buchka Maximilian, Rüdiger Grimm, Ferdinand Klein (Hrsg.), *Lebensbilder bedeutender Heilpädagoginnen und Heilpädagogen im 20. Jahrhundert*. München: Reinhardt, 385–441.
- Zimpel, André Frank (Hrsg.) (2010). *Zwischen Neurobiologie und Bildung – Individuelle Förderung über biologische Grenzen hinaus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Ein Versuch, Intersektionalität und Interdependenz für die Behindertenarbeit auf die Füße zu stellen

Kerstin Rathgeb

Einleitung

Welche Bedeutung hat das Konzept der Intersektionalität und Interdependenz für die Behindertenarbeit? So lautet die zentrale Frage dieses Beitrags. Bevor ich auf die theoretischen Implikationen von Intersektionalität und Interdependenz eingehe, möchte ich noch ein paar Anmerkungen zum Buchtitel «Vielfältig anders sein – Behinderung *und* Migration» machen. Das Merkmal *Behinderung* verdrängt im Behindertenbereich (und vermutlich auch sonst) alle anderen Merkmale, wie ich bereits an anderer Stelle erläutert habe:

Denn es werden zu selten die Verhältnisse und keinesfalls die Relationen zu anderen Merkmalen untersucht und in den Konzepten mitgedacht, die die soziale Ausschließung hervorbringen und zwar weder dekonstruierend noch materialistisch herrschaftskritisch. Es wird das segregierende Schulsystem (sicherlich berechtigt) kritisiert, um zu überlegen, wie in dieses mit kleinen Anpassungen integriert werden kann. Auf der Suche nach der «richtigen» Methode bleibt die kritische Analyse auf der Strecke [...]. So verwundert es auch nicht weiter, dass bei der Durchsicht wissenschaftlicher Literatur die «Problematik» letztlich in der Behinderung gesehen wird, (Behinderung und Schule, Integration und Schule etc.), andere Merkmale verschwinden. Behinderte haben kein Alter [...], kein Geschlecht und auch keinen Sex, keine «Rasse» und Klasse etc. (Rathgeb, 2012, 11)

Als aus der Praxis die Anfrage kam, ob ich die Überlegungen der *Disability Studies* zu dem Verhältnis unterschiedlicher diskriminierender Merkmale nicht weiter ausführen und für die Praxis zugänglich machen könnte, sah ich mich durchaus herausgefordert und verpflichtet, zumal ich auch kritisiert habe, dass die Disziplin und Profession der Sonder- und Heilpädagogik von den sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Auseinandersetzungen kaum, und wenn, dann in keiner Weise systematisch Kenntnis nähme. Der affirmative Blick auf Integration und Diskriminierung ist zudem häufig moralisch aufgeladen und führt schnell in eine *Stellvertreterpolitik*, die zwar gut gemeint, aber dennoch

weiterhin bevormundend ist, wie beispielsweise auch das *Normalisierungsprinzip*, an dem sich die Behindertenhilfe, aber auch die Politik und Theorie nach wie vor orientieren. Dass letztlich auch die Normalisierung normativ und normierend wirkt und es sich auch hier wiederum um ein Konzept *von oben* handelt, das *Nonkonformität* nicht wirklich zulässt, darüber fehlt eine nennenswerte Auseinandersetzung. Denn gemäss dem Normalisierungsprinzip geht es zwar nicht darum, die Menschen in eine Norm zu passen, sondern die Lebensverhältnisse beeinträchtigter Menschen zu normalisieren (Stein, o. Datum, 2), doch wird erneut sozusagen aus der bestehenden Normalgemeinschaft heraus gedacht, indem man nach Nirje (1994) dann richtig handelt, ...

[...] wenn man für Menschen mit geistigen und anderen Beeinträchtigungen oder Behinderungen Lebensmuster und alltägliche Lebensbedingungen schafft, die den *gewohnten* Verhältnissen und Lebensumständen ihrer Gemeinschaft oder ihrer Kultur entsprechen oder ihnen so nahe wie möglich kommen. (Ebd., 13, Hervorhebung durch die Autorin)

So führten zwar auch die Auseinandersetzungen der Antipsychiatriebewegung zu Normalisierungsprozessen durch Dezentralisierung und Regionalisierung der Grosseinrichtungen sowie eine vermehrt *individuelle* Hilfeplanung, doch waren diese in das konzeptionelle Denken der *Inklusion* oder eben des Normalisierungsprinzips nach Nirje (1994) eingebunden. Die Antipsychiatriebewegung war somit keineswegs *antipsychiatrisch*, sondern forderte vielmehr nur eine *verfeinerte* Psychiatrie (Anhorn und Balzereit, i.E. 2015).

Wenngleich es durchaus auch Kritik aus der Disziplin an diesen *Behinderungskonzepten* gab, beispielsweise durch Ernst Klee (1974) an ausbeuterischen Hilfestrukturen oder durch Autoren wie Hans Eberwein (1988), Georg Feuser (2000) und Wolfgang Jantzen (1984, 1998), gab es vor allem vielschichtige Kritik am *gesellschaftlichen* Umgang mit Behinderung, insbesondere auch mit *geistiger* Behinderung (Rathgeb, 2012, 11). Die Sonder- und Heilpädagoginnen und -pädagogen sind jedoch keineswegs die einzigen, die merkmalsisoliert denken, auch in der Migrationspädagogik, der Frauenarbeit, der Lesben- und Schwulenarbeit rücken alle anderen Merkmale häufig in den Hintergrund. Dies liegt auch daran, dass die kritischen Perspektiven aus der Betroffenenperspektive aus den Selbsthilfebewegungen heraus entstanden sind und somit das jeweilige Merkmal die grösste Aufmerksamkeit erhalten hat. Ausdruck der daraus erwachsenden Widersprüche und Dilemmata ist zum Beispiel die Verweigerung der Annahme des *Christopher Street Day-Preises* durch Judith Butler in Berlin, mit der Begründung, dass die Homosexuellen-Bewegung muslimische Homosexuelle diskriminiere.

Die Festlegung auf eine Identität, die auf einem Merkmal beruht, ist folglich schlicht und ergreifend unzureichend. Insofern sind die *Disability Studies* und besonders die Überlegungen aus den *Queer Studies* sowie die Idee der Intersektionalität nicht nur spannend, sondern auch als längst fällige Kritik und damit auch als Potenzial der Weiterentwicklung der pädagogischen Disziplinen zu begreifen. Sie fordern den Abwurf des Denkkorsetts einer *richtigen*, gar linearen Identität und ermöglichen dadurch eine angemessenere theoretische und konzeptionelle Auseinandersetzung. Andrea Maihofer (1995) spricht in diesem Zusammenhang von *Existenzweisen*, die sich sozusagen bis ins Leibhafte einschreiben. Entlang der Geschlechterkategorien folgert Maihofer, es gebe keine *natürliche, biologische oder anthropologische Gegebenheit*, sondern es handle sich vielmehr um ein *Ergebnis eines komplexen historischen Prozesses* (Maihofer, 1995, 109). Über Behinderung und Migration zu schreiben heisst somit, sich über die Kategorien und die damit einhergehenden Diskriminierungen auseinanderzusetzen und die mit ihnen einhergehende Produktion sozialer Ungleichheit und sozialer Ausschlüssung zu analysieren.

Behinderung und Migration

Sowohl Behinderung als auch Migration sind Merkmale, die in die Auseinandersetzung mit Ungleichheitsphänomenen gehören. Betrachtet man die Diskurse und Auseinandersetzungen entlang einzelner Merkmale, stösst man schnell auf soziale Bewegungen, auf Menschen, die auf ihre Ungleichheit aufmerksam machen, sich wehren und eine andere Sichtweise und *gleiche* Rechte einfordern. Dazu gehören die Frauenbewegung und die daraus entstehenden feministischen Theorien, die Bürgerrechtsbewegung mit ihrem Kampf gegen Rassismus, die *Independent Living* und Krüppelbewegung und die sich daraus entwickelnden *Disability Studies* sowie die Schwulen- und Lesbenbewegung und die dazu gehörenden *Queer Studies*. Ihnen allen ist gemein, dass sie *vielfältig andere* Haltungen und Erkenntnismöglichkeiten in Gang gesetzt haben, indem sie sich gegen eine dichotome Lesart der Merkmale und die damit auferlegten normativen Vorstellungen zur Wehr gesetzt haben. Doch im Laufe der Zeit haben sich Ideen, Einsichten und Erkenntnisse dieser politischen Bewegungen weiterentwickelt und deren Theorien ausdifferenziert. Der damit meist verbundene Rückzug in die *eigene Merkmalscommunity* ist zwar einerseits nachvollziehbar und vielleicht teilweise auch aus pragmatischen Gründen sinnvoll, wirft jedoch andererseits auf das bestehende Dilemma zurück, selbst an dem Merkmal festzuhalten, welches es eigentlich zu überwinden galt und gilt. Dabei trägt dieser Pragmatismus nicht selten normative Züge und stösst in der Umsetzung von Anspruch und Wirklichkeit häufig an seine Grenzen.

Die Überlegungen in den sozialen Bewegungen führten – ausgehend von der zuvor noch bestehenden Akzeptanz, dass es etwas unhintergebar Biologisches gäbe – über das Einfordern *gleicher* Rechte und dem gleichzeitigen Bestehen auf *Differenz* schliesslich bei weiten Teilen zu der weitreichenden Einsicht, dass selbst dies kulturell gebrochen sei. Sie begannen die scheinbar natürliche Form dieser Kategorien abzulehnen und stattdessen davon auszugehen, dass diese Merkmale bis ins leibhafte Wahrnehmen und Deuten sozial und kulturell erzeugt sind.

Die sich aus der Krüppelbewegung entwickelnde *Arbeitsgemeinschaft Disability Studies*, die in Deutschland 2002 gegründet worden ist¹, stellte beispielsweise sehr rasch fest, dass die Zuschreibung *behindert/nichtbehindert* eine unzureichende Beschreibung ist. Sie forderte dementsprechend die *Antidiskriminierung* und *Gleichstellung* behinderter Menschen, die *Entmedizinisierung* von Behinderung, die *Nichtaussonderung* und grösstmögliche *Integration* in das Leben der Gemeinde, die grösstmögliche *Kontrolle* über die Dienstleistungen für Behinderte durch Behinderte sowie das *Peer Counseling*, den *Peer Support* und das *Empowerment* als Schlüssel zur *Ermächtigung* Behinderter (Miles-Paul, 2006, 35, zitiert nach Dederich, 2007, 25). Damit wandten sich die *Disability Studies* von Beginn an gegen das sogenannte medizinische Modell und postulierten stattdessen das *soziale* Modell, wonach zwischen *Impairment* – der körperlichen, geistigen beziehungsweise psychischen diagnostizierbaren Schädigung – und *Disability*, der daraus folgenden sozialen Benachteiligung oder Behinderung unterschieden wurde. Zentral war die Sicht, dass Behinderung sozial und gesellschaftlich produziert sei, und zwar unabhängig von der jeweiligen Schädigung, was soviel bedeute wie, dass eine bestimmte Schädigung oder Störung nicht zu einer bestimmten eindeutigen Behinderung führe (Waldschmidt, 2007, 57). Für die unterschiedlichen Lebenssituationen und sozialen Bedingungen werden demnach beispielsweise die sozialen Hilfsinstitutionen für Menschen mit einer Behinderung verantwortlich gemacht, nach dem Motto: «Man ist nicht behindert, sondern wird dazu gemacht.» Ein Mensch ist also nicht wegen der Lähmung, sondern wegen der fehlenden Rampe behindert, oder erst die fehlende Sehhilfe schafft die Behinderung, denn eine Brille sorgt dafür, dass Menschen, die kurzsichtig sind, nicht als Behinderte betrachtet werden. Ausgehend von Michel Foucault (1983) wird mit der Zeit dann auch diese strikte Trennung der körperlichen und sozialen Ebene kritisiert und als Konstrukt und miteinander verwoben reklamiert (Waldschmidt, 2007, 57).

Die Forderung nach gleichen Rechten beziehungsweise das soziale Modell der *Disability Studies* wird von der Fachwelt im Behindertenbereich bezie-

1 <http://www.disabilitystudies.de/> (Zugang: 27.08.2013).

ungsweise der Sonder- und Heilpädagogik, der Medizin und der Psychologie sowie der Rechtsdisziplin kaum wahrgenommen und wenn, dann wird nur unsystematisch darauf Bezug genommen. Das Merkmal *Behinderung* bleibt somit ein Tatsachenmerkmal, das man behandelt, und zwar fortschrittlich durch die Verbesserung der Infrastruktur, aber letztlich personenbezogen. So ist der Behindertenbereich insgesamt weiterhin konzeptionell an der Einzelfallhilfe orientiert. Auch in der Diskussion um Heterogenität steht das Individuum als Bearbeitungsobjekt oder Subjekt nach wie vor im Mittelpunkt. Diese Personalisierung sozialer Probleme und Konflikte kann im Sozialwesen auch als eine Form der Medizinalisierung betrachtet werden (Anhorn und Balze-
reit, 2015).

Behinderung führt bis heute zu einer *Sonderbehandlung*, nämlich von der gezielten Förderung bis hin zur Abschiebung in gesonderte Einrichtungen. Heilpädagoginnen und -pädagogen setzen ihre Arbeitskraft dafür ein, dass Menschen mit einer Behinderung durch gezielte Förderung ein möglichst selbstständiges Leben führen können. Das Schulsystem fördert dies besonders nachhaltig, und zwar nicht nur durch Förder- beziehungsweise Sonderschulen. Aktuell soll dies in Deutschland durch das Inklusionsgebot in der Folge der Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention verändert werden. Die Regelschule soll für alle zur Regelschule werden, doch interessanterweise wird dabei das Merkmal Behinderung in keiner Weise in Frage gestellt. Doch wenden wir uns nun dem zweiten Merkmal zu, dem Merkmal *Migration*.

Migration gilt als Diskriminierungsmerkmal, als Differenzkategorie, die in der Ungleichheitsforschung vor allem unter dem Aspekt *Rassismus* bearbeitet wird.² Im Jahre 2009 sind 22,1 % der Schweizer Wohnbevölkerung Ausländerinnen und Ausländer, von denen der mehrheitliche Teil um die 30 Jahre alt und im erwerbsfähigen Alter ist. Der Anteil von Kleinkindern bis ins Grundschulalter ist ebenfalls überdurchschnittlich und liegt bei ca. 25 %, wobei der Anteil der Schulkinder mit Sonderbeschulung insgesamt angestiegen ist.³ So waren 2008 24'000 Schülerinnen und Schüler in Sonderklassen und 15'200 an Sonderschulen. Das Geschlechterverhältnis bei Jungen und Mädchen beträgt 2 : 1 (BFS, 2010). Jacqueline Schön-Bühlmann stellt dazu Folgendes fest:

2 Dass dieses Merkmal auch in der Schweiz zu andauernden Auseinandersetzungen in der Bevölkerung und in der Politik, aber auch in den Medien, führt, zeigt sich besonders deutlich angesichts der im Februar 2014 vom Schweizer Volk angenommenen *Masseneinwanderungsinitiative*, die – trotz der bilateralen Verträge mit den Ländern der Europäischen Union – erneut die Kontingentierung der Einwanderung eingeführt hat.

3 Laut Bundesamt für Statistik (Stand: Oktober 2013) waren im Schuljahr 2011 4 % der Schülerinnen und Schüler, die mit besonderem Lehrplan beschult worden sind (siehe http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/03/key/blank/obligatorische_r/schuelerinnen_und.html) (Zugang: 27.02.2014).

Der Anstieg in den 1990er-Jahren scheint grösstenteils mit der Integration ausländischer Schulkinder zusammenzuhängen. Die Zuwanderung von Migrantinnen und Migranten aus Kriegsregionen oder aus Ländern mit wenig entwickelten sanitären Verhältnissen dürften diese Entwicklung erklären, verbunden mit einer vermehrten Tendenz, Kinder mit Lernschwierigkeiten, welche andere als medizinische Ursachen haben (z.B. kulturelle Entfernung), in Sonderklassen zu unterrichten. In den letzten Jahren hatten auch die politischen Bestrebungen, Kinder mit Behinderungen soweit wie möglich in Regelklassen oder zumindest in reguläre Schulen zu integrieren, Auswirkungen auf die Bestände in den Sonderschulen und Sonderklassen. (Schön-Bühlmann, 2010, 7)

Auch laut dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in Deutschland (BAMF) sind Familien mit Migrationshintergrund häufiger belastenderen sozio-ökonomischen Situationen ausgesetzt als *Einheimische*, was sich durch eine höhere Erwerbslosigkeit, ein höheres Armutsrisiko sowie eine schlechtere Wohnsituation manifestiert. Solche Konfliktlagen mit den dazugehörenden, zu bewältigenden Schwierigkeiten im Alltag sind somit nicht nur häufiger sondern müssen auch mit weit weniger (materiellen) Ressourcen bewältigt werden. Nach dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ, 2000) werden diese Konflikte häufig durch die *ethnische Community* aufgefangen, so dass Eltern mit Migrationshintergrund in der Regel auch seltener als deutsche Staatsangehörige die Jugendhilfe aufsuchen (von Langsdorff, 2012, 17). In der Fortsetzung werden die sozialen Ungleichheiten dann zur ursächlichen Erklärung für schlechtere schulische Qualifikationen und die dadurch teilweise auch notwendige Sonderbeschulung, obgleich spätestens seit der PISA-Studie die Herkunft als eines der zentralen Merkmale des Schul(miss)erfolgs ausgewiesen wurde. Auch hier werden die Schülerinnen und Schüler in Fördermassnahmen gefördert, das Schulsystem selbst erfährt dadurch kaum eine Änderung.

Mehrere Studien untersuchten in den vergangenen Jahren die Haltung der Pädagoginnen und Pädagogen sowie der Lehrenden und anderer Fachkräfte im Umgang mit Kindern mit Migrationshintergrund. Dabei konnten sie feststellen, dass es im Gegensatz zu der Aussage, es gebe keine Unterschiede in der Behandlung in der Schule, dennoch unterschiedliche Deutungen und Grundannahmen verbreitet seien. Insbesondere gingen Fachkräfte oft davon aus, dass Kinder und Jugendliche eine mangelnde Unterstützung in der Schule durch ihre Familien erfahren würden. Auch würde Migrationsfamilien unüberprüft ein *konservatives* Geschlechterrollenbild zugeschrieben. Zudem sei die Vorstellung verbreitet, die Mädchen seien gefährdeter für sexuelle Gewalterfahrungen.

gen. Insgesamt würde angenommen, dass Migrationskinder und -jugendliche einen autoritäreren Erziehungsstil vergegenwärtigen müssten, aber auch dass diese stärkere familiäre Bindungen hätten und in religiöseren Familien lebten, die den Zugang zu ihnen erschwerten (Gomolla und Radtke, 2002). Die Antwort darauf ist meist die Forderung nach einer *interkulturellen* Öffnung der sozialen Dienste, auch in der Schule, und nach der Entwicklung *interkultureller* Bildungskonzepte. Aber gerade solche Konzepte lassen sich dahingehend kritisieren, dass sie eine eindimensionale Sichtweise einer wie auch immer konstruierten *Ethnie* voraussetzen (Hamburger, 2002, 22 und 31) und nicht selten die gutgemeinte *interkulturelle* Perspektive eine Betonung nationaler Klischees ist, wie beispielsweise das Veranstellen eines internationalen Frühstücks in der Grundschule, wo alle entsprechend der Herkunft das Frühstücksangebot bereichern sollen (Kunz, 2003; Kalpaka und Mecheril, 2010). Insgesamt werden also auch hier die unterschiedlichsten Lebenssituationen und -lagen unter dem Merkmal Migration versammelt und unreflektiert als Grundlage des Handelns genommen.

Auch wenn es *de facto* Unterschiede und Barrieren auf Grund des Migrationshintergrundes gibt, wie rechtliche Ungleichheit je nach Aufenthaltsstatus, unterschiedliches soziales und kulturelles Kapital je nach Herkunft und Bildungshintergrund oder auch Unterschiede in der professionellen Behandlung, die von institutioneller Diskriminierung bis hin zum offenen Rassismus reichen, ist es trotzdem sinnvoll – um in der Bearbeitung, der Analyse, Theorie und Praxis nicht einer weiteren Ethnisierung anheimzufallen – den Fokus auf die konkreten Interaktionsebenen zu richten. Diese sollten nicht nur entlang eines Merkmals, sondern weiterer Merkmale systematisch erforscht und gedeutet werden, was einer multidimensionalen Denk- und Handlungsweise entspricht.

Im Folgenden wende ich mich nun der aus der Intersektionalitäts- und Interdependenzdebatte angeregten Auseinandersetzung um eine angemessene Reflexion, entsprechende Analyseinstrumente und deren Darstellung zu.

Intersektionalität als Herausforderung für die Behindertenarbeit

Betrachtet man die Diskurse über soziale Ungleichheiten und die Diskussionen um die ausgemachten zu Grunde liegenden Differenzkategorien sowie die damit einhergehende, berechtigte Kritik an dem damit verbundenen dichotomen oder binären Denken, das gerade in der Sozialen Arbeit besonders fragwürdige Hilfsleistungen hervorbrachte, erscheint die Infragestellung dieser Kategorien konsequent. Dieser Vorgang kann jedoch auch als Krise beschrie-

ben werden. Wie in anderen sozialen oder gesellschaftlichen Konfliktlagen verengt eine anomische Denkweise das Blickfeld. Mit Verweis auf Antonio Gramsci (1996, 1716) liegt Krisen nie nur eine einzige Definition zu Grunde. Alex Demirović und Andrea Maihofer greifen Gramscis Kritik auf und richten sie gegen die Verengung, ausschliesslich ökonomische Aspekte als für die Krise verantwortlich zu betrachten, sondern wenden diese dahingehend, dass sie die ökonomische Krise als *gesellschaftliche Krisen* entziffern (Demirović und Maihofer, 2013, 35). Diese *Entzifferungspraxis* stehe im Widerspruch zur hegemonialen Praxis, *die Komplexität der Zusammenhänge auf bestimmte isolierte Phänomene wie Ökonomie oder Energie oder Einwanderung zu reduzieren* (Demirović und Maihofer, 2013, 35). Die Beschränkung auf bestimmte isolierte Phänomene ermögliche erst, Wissen strategisch zu parzellieren und könne daher als Dispositiv eines wirkungsvollen Macht- und Herrschaftsmechanismus begriffen werden:

Wir schlagen im Unterschied dazu vor, die gegenwärtige komplexe Krisenkonstellation als «*Vielfachkrise*» zu bezeichnen [...] und die Krisendynamiken und -phänomene als einen intern miteinander verbundenen Zusammenhang zu begreifen, der sich durch Widersprüche hindurch reproduziert und sich in verschiedenen Krisen entlädt, die (selbst wenn sie spezifische Züge aufweisen) sich wechselseitig beeinflussen und verstärken können. In diesem Sinne vertreten wir im Folgenden die These, dass die bürgerliche Gesellschaftsformation sich auf der Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise als Zusammenhang eines ganzen Bündels von gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen und Widersprüchen konstituiert, die sich auf eine spezifische Weise gliedern und die – obwohl sie in einem konstitutiven inneren Zusammenhang stehen – sich *nicht* aufeinander reduzieren lassen. Gerade dieser innere Zusammenhang ist vielmehr der Grund für ihre je spezifische Zeitlichkeit und Autonomie, der zu verschiedenen Arten der Krise führt. (Demirović und Maihofer, 2013, 35)

Um Gesellschaft und deren multiple Krisen in diesem Zusammenhang denken zu können, wird unter Bezugnahme auf Louis Althusser Gesellschaft nicht als Totalität, sondern als gegliedertes Ganzes gesehen:

Gerade diese Gliederung dieser autonomen gesellschaftlichen Sphären und ihrer Krisen ist also das Merkmal der bürgerlichen Gesellschaftsformation und ihrer spezifischen Komplexität. In diesem artikulierten Ganzen stehen die ungleichzeitigen Prozesse nicht additiv nebenein-

ander, sondern sie überdeterminieren sich. *Das spezifische Ensemble und seine Anordnung selbst werden zur Kausalität.* Althusser nahm an, dass diese ungleichzeitigen Prozesse zu einer Einheit nur in einem einzigen Moment gelangen: sie überdeterminieren sich dann derart, dass sie sich in der Einheit einer einzigen Krise des Bruchs verdichten. (Demirović und Maihofer, 2013, 37)

Entsprechend lassen sich soziale Ausschlussprozesse weder isoliert an einer Differenzkategorie noch an einzelnen Phänomenen, deren Relationen oder Ebenen festmachen. Vielmehr gilt es sämtliche Ungleichheitsphänomene und Diskriminierungen in die Betrachtung einzubeziehen und sie aus einer multidimensionalen Perspektive (Cohen, 1990, 110 ff.) zu sehen⁴. Innerhalb der sozialen Bewegungen und ihrer theoretischen Auseinandersetzungen kam die durchaus als Begrenzung und Gängelung wahrgenommene Reduktion auf *ein* Merkmal zu der positiv formulierten Einsicht, nämlich mehr zu sein als ein Merkmal, als Behinderte, Migrantinnen oder Migranten, Frauen etc. Es galt die Verwobenheit unterschiedlicher Differenzkategorien *intersektional* aufzuzeigen.

Die Intersektionalitätsdebatte entstand in der Auseinandersetzung der schwarzen Frauen mit den weissen Feministinnen der Mittelschicht, deren rassistischen Erfahrungen in der Frauenbewegung keinerlei Berücksichtigung fanden. Und so gab es bereits in den 1970er-Jahren in den USA eine zunehmende Kritik an dem *Global Sisterhood* Verständnis (Winker und Degele, 2009, 11 f.) Daran angelehnt wurde in der deutschen Krüppelbewegung die Frage doppelter Diskriminierung – also Diskriminierung als Behinderte *und* Frau – diskutiert. Der in erster Linie akademisch geführte Streit und die darin ausgesprochene Kritik an der Eindimensionalität der Analysen und der Orientierung an einer *Leitdifferenz als Gründungsmoment für die Etablierung einer wissenschaftlichen Disziplin* (Raab, 2007, 130) wurde selbst als widerständige Politik gegen Sexismus und Rassismus gedacht. So wird trotz der Differenzierungen nach wie vor im Diskurs an der Einteilung in Täter/Opfer-Kategorien festgehalten, auch wenn Zweifel an der Konstruiertheit der Differenzkategorien, die als Ausdruck gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse innerhalb sozialer und kultureller Kontexte entstehen, aufkamen (Raab, 2007, 130).

Intersektionalität soll also die Verwobenheit unterschiedlicher Differenzkategorien berücksichtigen. Das Interessante an der intersektionalen Perspektive ist die Forderung, die komplexen Aspekte sozialen Handelns und sozialer Ungleichheit systematisch vielschichtig zu betrachten. Heike Raab verweist

4 Siehe dazu auch Marx' Kritik an der Hegelschen Rechtsphilosophie über den kategorischen Imperativ (Marx, [1844] 1972, 385).

darauf, dass es nicht nur um die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Kategorien geht, sondern auch um die Analyse historisch entwickelter vielschichtiger Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Sie fordert, transdisziplinär einen intersektionalen Ansatz zu entwickeln, der auf einem multiplen Behinderungsbegriff beruht (Raab, 2007, 127).

Dennoch gibt es gerade diesbezüglich auch Zweifel und Kritik am Intersektionalitätskonzept, und zwar dahingehend, dass deren Vertreterinnen und Vertreter Differenzkategorien lediglich als Differenzierungen im gesellschaftlichen Hierarchisierungsprozess wahrnehmen und in der Folge bereits in der Nichtnutzung beziehungsweise Umbenennung der Kategorien deren Überwindung sehen würden. Gerade die das Konzept erklärenden Bilder offenbaren die nach wie vor bestehende Idee der additiven und sich überkreuzenden Diskriminierungs- und Ungleichheitsachsen (Klinger und Knapp, 2005). Die Intersektionalitäts- und Interdependenzdebatte verweist zwar auf Macht- und Herrschaftsaspekte, die bedeutend sind für die *Anwendung* der Differenzkategorien, aber um eine wertende Priorisierung einzelner Kategorien zu vermeiden, erscheint mir der Ansatz einer gesellschaftlichen Gesamtschau auf *sämtliche* soziale Ausschlussphänomene – als gleichermassen nebeneinander stehende Teile eines gegliederten Ganzen – besser zu gelingen. Wenn es darum geht, soziale Ausschlussphänomene als multidimensionale Krisenphänomene zu analysieren, sind folglich *alle* erfassbaren menschlichen Ausbeutungen von Interesse. In diesem Zusammenhang stellt der (Re-)Produktionsprozess der *klassifizierenden* Kategorien für die empirische Forschung einen grundlegenden Erkenntnisraum dar. Annita Kalpaka untersuchte in einem Lernforschungsprojekt, inwiefern in der sozialpädagogischen Praxis Angebote für *different definierte Gruppen* letztlich vor allem *Ungleichheitsverhältnisse und damit verknüpfte Diskurse* stabilisieren (Kalpaka, 2007, 64):

Mit unserer Untersuchung verfolgen wir den Anspruch, die gelebte Erfahrung der von uns Untersuchten in theoretischen Verallgemeinerungen dialektisch aufzuheben. Dazu versuchen wir, mit ihnen auch ihre sich selbst und andere klassifizierenden doing-gender und doing-race Praktiken einschließlich der damit zugleich vorgenommenen Bedürfnisinterpretationen gerade in Hinblick auf ihr Verhältnis zu den objektiv klassifizierten Lebenslagen zu reflektieren. Das Produkt dieser Reflexion gilt es dann noch einmal ins Verhältnis zu unseren theoretischen Überlegungen zu setzen [...]. (Kalpaka, 2007, 63)

Ihr Interesse ist es herauszuarbeiten, wie die Produktion der Differenzkategorien abläuft, wie dies (auch von den Betroffenen beziehungsweise Untersuchten) begründet wird und welche Bedeutung dies für die einzelnen Akteure hat. Zu

diesem Zweck wählten sie im Lernforschungsprojekt einen Ansatz, der die *Subjektivität* der Handelnden in den Vordergrund stellt, ohne die sozialen Faktoren aus den Augen zu verlieren (Kalpaka, 2007, 64).⁵ So wurden in diesem Projekt die Teilnehmenden gebeten, in einer Einzelarbeit auf einem Blatt Papier ein Schaubild anzufertigen, in dem sie ausgehend von ihrem Namen in der Mitte des Blattes strahlenförmig Beziehungsfelder beziehungsweise soziale Gruppen, denen sie sich zugehörig fühlten, aufzeichneten. Anhand von Rückfragen konnte dies anschliessend in der Gruppe besprochen werden, um dann erneut – mit Hilfe *strukturierender Reflexionsfragen*⁶ (Kalpaka, 2007, 67) – benannte Zugehörigkeiten neu zu erkunden. Dies diente der Selbstausswertung des eigenen Untersuchungsmaterials und erzeugte einen Reflexions- und Begegnungsraum. Ziel war es, die eigenen Mehrfachzugehörigkeiten sichtbar zu machen, die Selbst- und Fremddefinitionen neu zu überdenken und damit die Zugehörigkeiten wie die Zugehörigkeitszuschreibungen zu *entselbstverständlichen* (Kalpaka, 2007, 68):

Es geht darum, einen Rahmen zu schaffen, der es den Beteiligten ermöglicht, sich als in Herrschaftsverhältnissen selbsttätig handelnde und gleichzeitig nicht völlig von Herrschaft durchdrungene beziehungsweise durch sie determinierte Subjekte zu erkennen. (Kalpaka, 2007, 68)

Will man an dieser Stelle mit den Reflexionen weiterarbeiten und diese analysieren, so bieten die von Gabriele Winker und Nina Degele (Winker und Degele, 2009) herausgearbeiteten Schritte einer an der Intersektionalität und Interdependenz orientierten Forschung ein sehr gutes Tableau, um die multidimensionalen Faktoren der Krisen zu erfassen. Die Grundüberlegungen zur Intersektionalität, wie sie Winker und Degele als Analyseprogramm entwickeln, haben dabei den Vorteil, dass sie einerseits die Diskurse, insbesondere entlang der Merkmalskategorien, in eine (herrschafts-)kritische Perspektive einbinden und diese andererseits systematisch auf unterschiedlichen Ebenen

5 In ihrer subjektwissenschaftlichen Herangehensweise orientierte sich Kalpaka vor allem an der kritischen Psychologie Klaus Holzkamps (1983, 545) und Morus Markards (2004, 150). Die subjektwissenschaftliche Forschung setzt ein herrschaftskritisches und reflektiertes Verhältnis von Forschenden und Beforschten voraus, das die Beforschten immer auch als Forschende betrachtet.

6 Reflexionsfragen waren die Folgenden: «Welche der Gruppen, denen sich die TeilnehmerInnen zugehörig fühlen, gehören eher zu den gesellschaftlich anerkannten beziehungsweise akzeptierten; welche eher zu nicht anerkannten oder sogar gesellschaftlich benachteiligten beziehungsweise marginalisierten Gruppen? Handelt es sich um selbst gewählte und/oder fremd bestimmte Zugehörigkeiten? [...] Sind die gewählten Gruppen eher «öffentliche» oder eher «private» Gruppen? [...]» (Kalpaka, 2007, 67).

betrachten. Dieses Vorgehen ist als Stütze oder eben als Tableau zu verstehen, auf dem man konkrete Erfahrungen und Lebenslagen zunächst systematisch erfassen und schliesslich analysieren kann. Winker und Degele richten ihren Blick dabei über die Disziplingrenzen hinweg (Rathgeb, 2012) und binden die Denkweisen sozialer Bewegungen in das Forschungsprofil ein. Sie entwickeln eine intersektionale Ungleichheitsanalyse, die theoretische wie methodische Verkürzungen vermeiden will. Ihre Herrschaftskritik geht von einer *kapitalistisch strukturierten Gesellschaft* aus, deren grundlegende Dynamik ökonomische Profitmaximierung sei. Diese Begrenzung gelte es mit einem Mehrebenenansatz zu öffnen, der die Verwobenheit von Differenzkategorien auf drei Ebenen, nämlich *Struktur*, *Repräsentation* und *Identität*, konkretisiert und im Sinne eines gegliederten Ganzen entziffert (Winker und Degele, 2009, 25). Es geht also auch bei diesem Ansatz darum, die Komplexität auf Grund der unterschiedlichen Merkmale oder Differenzkategorien so zu erforschen, dass sie weit mehr der Realität entsprechen als eindimensionale Forschungsvorhaben. In der Praxis lassen sich mit solchen Ansätzen sowohl das Klientel aus einer anderen, nämlich intersektionalen Perspektive betrachten als auch das professionelle Handeln reflektieren. Die Fallanalysen in Teambesprechungen werden dadurch reichhaltiger, vielschichtiger und bieten mehr Ansatzpunkte als die der Heilung der Klientel.

Die Orientierung an den Ungleichheitsphänomenen erfordert eine *differenzierte* und *modale regionale Hilfslandschaft*, die ihre Angebote nach dem Bedarf ausrichtet und *alternative Handlungsformen* vorsieht. Dieser Bedarf wäre jedoch an den jeweiligen Ressourcen und Kapitalen und nicht an festgelegten Merkmalen oder Etiketten festzumachen. Dazu benötigt man *grundsätzlich akzeptierende, angemessene Kommunikations- und Informationsformen*, die sensibel mit den individuellen Ressourcen und Belastungen umgehen. Dafür sind jedoch eine offene, aber reflektierte Haltung notwendig, die eben nicht in bestehenden Zuschreibungsprozessen verhaftet bleiben, sondern vielmehr die Wirkung der Diskurse im Kontext sozialer Arbeit in Fallanalysen aufgreifen und bearbeiten (Anhorn, 2005, 31 f.).

Zum Abschluss

Es geht also zunächst darum, die eigene theoretische Haltung, wie wir gesellschaftliche und soziale Differenzen und Ausschlüsse betrachten, zu reflektieren. Ich betrachte sie als multidimensionale Krisen beziehungsweise Konflikte, die begleitet sind von der Produktion von Differenzkategorien in gesellschaftlichen Betrachtungen und Handlungszusammenhängen. Um sozialen Ausschluss und Diskriminierungen darzustellen und zu analysieren, um

beispielsweise Theorie zu generieren, Handlungskonzepte zu erarbeiten oder auch nur, um neue Handlungsräume auszuloten, ist es erforderlich, das Verhältnis Forschende/Beforschte, Lehrende/Lernende, Fachpersonen/Klientinnen beziehungsweise Klienten zu beachten und in Reflexionsschleifen die (Re-) Produktion der Differenzkategorien als gelebtes Erfahrungswissen aufzugreifen und zum Gegenstand der Analyse zu machen. Dabei gilt es durch einzelne Analyseschritte eine Gesamtschau zu ermöglichen, die die gesellschaftlichen Widersprüche bis in die subjektiven Erfahrungsräume hinein dialektisch aufzugreifen und bezogen auf ein gegliedertes Ganzes zu betrachten vermag. Dies mit dem Ziel, die bestehenden individuell erlebten Ausbeutungs- und Diskriminierungsformen nicht individualisierend zu bearbeiten, sondern die Individuen dahingehend zu unterstützen, die sozialen Strukturen zu verändern (Addams 1893 und aktuell vertreten im links-netz) und neue Ressourcen zu entdecken und zu entwickeln.

Literatur

- Addams, Jane (1893). The Subjective Necessity for Social Settlements, In: Elsh-tain, Jean Bethke (2002), *The Jane Addams Reader*, New York: Basic-Books, 14–28.
- Anhorn, Roland (2005). Zur Einleitung: Warum sozialer Ausschluss für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zum Thema werden muss, in: Roland Anhorn, Frank Bettinger, Johannes Stehr (Hrsg.), *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 13–48.
- Anhorn, Roland; Balzereit, Marcus (i.E. 2015). Die Kultur des Sozialen als Kultur des Therapeutischen – Herrschaft, Soziale Arbeit und die Transformationen moderner «Seelenführung»: Eine Einleitung, in: Roland Anhorn, Marcus Balzereit (Hrsg.) (i.E. 2015), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit*, Wiesbaden: Springer VS.
- BAMF, Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in Deutschland. Informationen zum Aufenthaltsrecht. http://www.bamf.de/nn_442428/DE/Migration/Informationen/informationen-02-inhalt.html (Zugang: 12.09.2011), zitiert nach von Langsdorff, 2012: 16.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2000). *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: Leistungen, Belastungen, Herausforderungen*, Sechster Familienbericht, Berlin, zitiert nach von Langsdorff, 2012: 16.
- Cohen, Philip (1990). Gefährliche Erbschaften: Studien zur Entstehung einer multirassistischen Kultur in Großbritannien, in: Annita Kalpaka, Nora

- Räthzel (Hrsg.) (1990), *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*, Leer: Mundo-Verlag, 81–144.
- Dederich, Markus (2007). *Körper, Kultur und Behinderung*, transcript: Bielefeld, 103–125.
- Demirović, Alex; Maihofer, Andrea (2013). Vielfachkrise und die Krise der Geschlechterverhältnisse, in: Hildegard M. Nickel; Andreas Heilmann (Hrsg.) (2013). *Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 30–48.
- Eberwein, Hans (1988). Integrationspädagogik als Weiterentwicklung (sonder-)pädagogischen Denkens und Handelns, in: Hans Eberwein (Hrsg.) (1997), *Handbuch Integrationspädagogik*, Weinheim: Beltz, 55–68.
- Feuser, Georg (2000). Zum Verhältnis von Sonder- und Integrationspädagogik – eine Paradigmendiskussion? In: Friedrich Albrecht, Andreas Hinz, Vera Moser (Hrsg.) (2000), *Perspektiven der Sonderpädagogik*, Luchterhand: Neuwied/Berlin, 20–44.
- Foucault, Michel (1976/1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gomolla, Mechthild; Radtke, Frank-Olaf (2002). *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*, Opladen: Leske + Budrich.
- Gramsci, Antonio (1996). *Gefängnishefte*, Hamburg: Argument-Verlag, Band 7.
- Hamburger, Franz (2002). Migration und Jugendhilfe, in: *Migrantenkinder in der Jugendhilfe*. Sozialpädagogisches Institut im SOS Kinderdorf e.V.: München, 6–46.
- Holzkamp, Klaus (1983). *Grundlegung der Psychologie*, Frankfurt/New York: Campus.
- Jantzen, Wolfgang (1998). Integration heißt Ausschluß vermeiden! Kritische Bemerkungen zum Verhältnis von Integrations- und Enthospitalisierungsdebatte, in: Anne Hildeschildt; Irmtraud Schnell, (Hrsg.), *Integrationspädagogik: auf dem Weg zu einer Schule für alle*, Weinheim/München: Juventa, 179–192.
- Jantzen, Wolfgang (1984). Behinderung, in: Hanns Eyferth et al. (Hrsg.), *Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik*, Neuwied: Luchterhand, 199–205.
- Kalpaka, Annita (2007). Unterschiede machen – Subjektbezogene Erforschung von Differenzproduktion, *Widersprüche*, Heft 104, Jg. 2007, Nr. 2, 63–83.
- Kalpaka, Annita; Mecheril, Paul (2010). «Interkulturell». Von spezifisch kulturalistischen Ansätzen zu allgemein reflexiven Perspektiven, in: Paul Mecheril; M. Castro Varela; İ. Dirim; A. Kalpaka; C. Melter, *Migrationspädagogik*, Weinheim/Basel: Beltz, 77–98.
- Klee, Ernst (1974). *Behindertenreport*, Frankfurt/M.: Fischer.

- Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.) (2008). *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kunz, Thomas (2003). Guten Appetit? Aspekte der Thematisierung und Nicht-Thematisierung «ausländischer Mitschüler» im Schulbuch, in: Ulrike Kloeters, Julian Lüddecke, Thomas Quehl (Hrsg.), *Schulwege in die Vielfalt. Handreichung zur interkulturellen und antirassistischen Erziehung und Bildung in der Schule*, Frankfurt/M./London: IKO – Verl. für Interkulturelle Kommunikation, 221–251.
- links-netz, *Beiträge zum Thema Soziale Infrastruktur*. http://www.links-netz.de/rubriken/R_infrastruktur.html (Zugang: 28.02.2014).
- Maihofer, Andrea (1995). *Geschlecht als Existenzweise*, Frankfurt/M.: Helmer Verlag.
- Markard, Morus (2004). Lehren/lernen als methodisch organisierte (Selbst-)kritik ideologischer Standpunkte der Subjekte, in: Peter Faulstich, Joachim Ludwig (Hrsg.), *Expansives Lernen*. Hohengehren/Baltmannsweiler: Schneider Verlag, 150–160.
- Marx, Karl ([1844] 1972). Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), *Karl Marx – Friedrich Engels Werke 1*, Berlin: Dietz, 378–391.
- Nirje, Bengt (1994). Das Normalisierungsprinzip – 25 Jahre danach, *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 63, 12–35.
- Raab, Heike (2007). Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht, in: Anne Waldschmidt; Werner Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung*. transcript, Bielefeld: 127–148.
- Rathgeb, Kerstin (Hrsg.) (2012). *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schön-Bühlmann, Jacqueline (2010). Junge Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz, *Demos, newsletter, Informationen aus der Demografie*, 2010(4): 2–10.
- Stein, Anne-Dore (o. Datum). Inkludierende Lern- und Lebensbedingungen herstellen – Begründungen und Ausbildungsziele im Internationalen BA- und MA-Studiengang Integrative Heilpädagogik/Inclusive Education der EFH Darmstadt. http://heilpaedagogik.efhd.de/download/Begruendung_Integrative_Heilpaedagogik.pdf (Zugang: 18.11.2011).
- v. Langsdorff, Nicole (2012). *Mädchen auf ihrem Weg in die Jugendhilfe: Intersektionale Wirkprozesse im Lebensverlauf*. Opladen u. a.: Budrich UniPress Ltd.
- Winker, Gabriele; Degele, Nina (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. transcript, Bielefeld.

Waldschmidt, Anne (2007). Macht – Wissen – Körper. Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies, in: Anne Waldschmidt, Werner Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung*, transcript: Bielefeld, 55–77.

Menschen mit pluralen und komplexen Identitäten im Gesundheits- und Sozialbereich

Sandro Cattacin und Dagmar Domenig

Einleitung

Die Suche nach Eigenheit und expliziter individueller Differenz, die unsere Gesellschaften seit der Renaissance charakterisieren (Martuccelli, 2010), kombiniert mit der einfacheren und in der Folge auch erhöhten globalen Mobilität, haben zu einem Anstieg der Komplexität von Lebensgeschichten, Lebenszusammenhängen und Netzwerken und den damit verbundenen sozialen Überschneidungen (Walzer, 1985) und infolgedessen auch zu einer Zunahme pluraler und komplexer Identitäten in unserer Gesellschaft geführt.¹ Immer mehr Menschen lassen sich nicht mehr fest *einer* klar definierbaren Gruppe zuordnen, sondern wechseln identitäre Zugehörigkeiten je nach Situation und Kontext (Amselle, 2000). So gewinnt in einer bestimmten Situation das Merkmal Migration an Bedeutung, in einer anderen tritt das Merkmal der sexuellen Zugehörigkeit in den Vordergrund. Eine ältere Frau mit Migrationshintergrund, die an Demenz erkrankt ist, lebt demzufolge mit diversen Merkmalen, die ihre in der Folge auch plurale und komplexe Identität bestimmen. Letztlich ist jeder Mensch in einer pluralen Gesellschaft geprägt von vielfältigen und meist auch sehr komplexen Identitätsmerkmalen. Dies ist auch der Grund dafür, dass man heute – und wahrscheinlich auch in der Vergangenheit nur selten – nicht mehr von einer Mehrheitsgruppe ausgehen kann, die auf genau definierte Gruppen von Minderheiten mit bestimmten Merkmalen blickt und deren existierende oder meist auch nur vermeintliche Verschiedenheiten zu verstehen sucht.

1 Der vorliegende Text ist das Resultat einer Studie, die innerhalb der COST Aktion IS1103 – *Adapting European Health Systems to Diversity (ADAPT)* – durchgeführt und vom schweizerischen Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation mitfinanziert wurde. Vorarbeiten dazu wurden in verschiedenen Kontexten vorgestellt, die uns erlaubten, einige Hypothesen genauer zu diskutieren und zu analysieren. Besonderer Dank gilt unseren Studentinnen und Studenten des *Social-Policy*-Kurses 2012 an der Universität Genf und den Teilnehmenden an Diskussionen in Rom (Roma3, 2012), Bern (Schweizerische Gesellschaft für Soziologie, 2013) und Olten (1. nationale Fachtagung der Stiftung Arkadis, 2013), wo wir die ersten Resultate dieser Studie vorstellten. Ein besonderer Dank geht an Thomas Abel und Gerry Veenstra.

Obwohl die Konfrontation mit Unterschieden auf Grund vielfältiger, komplexer Identitäten im Gesundheits- und Sozialbereich heutzutage ein wesentlicher Teil des Alltags in der Praxis geworden ist, ist der Blick insbesondere auf *vulnerable* Menschen mit einer *ausgeprägten identitären Komplexität*, die meist auch unter eher prekären sozialen Bedingungen leben, nach wie vor ein abgrenzender und stigmatisierender, was (auch rassistischen) Diskriminierungen Vorschub leistet. Plurale, komplexe Identitäten scheinen somit das Risiko zu erhöhen, diskriminiert, missverstanden oder schlicht und einfach *nicht* verstanden zu werden, was wiederum Fehlbehandlungen und Fehlleistungen zur Folge hat. Auch führen institutionelle Hierarchisierungen zwischen den wahrgenommenen Merkmalen identitärer Vielfalt zudem dazu, dass zum Beispiel eine Migrantin mit einer Behinderung durch eine Fachperson entweder als Migrantin oder aber als Person mit einer Behinderung wahrgenommen wird, teilweise auch je nachdem, worauf sich eine Institution spezialisiert hat.

In der Wissenschaft hat diese zunehmende Komplexität pluraler Identitäten heutiger Gesellschaften zunehmend essenzialistische Konzepte des *Multikulturalismus* oder über *ethnische* oder *kulturelle Ganzheiten* in den Hintergrund gerückt, um Ansätzen Platz zu machen, die diese identitären Komplexitäten auch konzeptionell neu zu fassen versuchen. So wird *Gender* heute vermehrt auch mit den multiplen Schichten anderer Unterdrückungsmerkmale analytisch verbunden (Lazaridis, 2000) und der *Multikulturalismus* in ein *Super Diversity* Konzept überführt (Vertovec, 2007). Beide Ansätze scheinen jedoch immer noch Differenz als etwas Spezifisches zu verorten, worauf ein besonderer Blick gerichtet werden muss, will man oder frau nicht erneut diskriminieren oder diskriminiert werden. So werden der bestehenden Genderdebatte zusätzliche Merkmale hinzugefügt, wie beispielsweise Migration, oder der Migrationsdebatte zusätzliche Merkmale wie *Gender*. Beide Ansätze bleiben jedoch in ihrem Feld und priorisieren ihr je *eigenes* Merkmal. Im Unterschied dazu wird hier davon ausgegangen, dass eine solche Hierarchisierung und Priorisierung die Komplexität identitärer Vielfalt letztlich nicht fassen kann, zumal jegliche Merkmale je nach Situation und Kontext in ihrer Bedeutung unterschiedlich beziehungsweise wieder neu gewichtet werden müssen.

Im vorliegenden Beitrag soll daher gezeigt werden, wie Individuen ihre pluralen und komplexen Identitäten selber verorten und wie aus ihrer Sicht Institutionen damit und mit diesen umgehen.

Soziale und identitäre Merkmale

Als Resultat der zunehmenden Komplexität unserer pluralistischen Gesellschaften haben Denkansätze, die sich auf *Multikulturalismus* sowie auf *ethni-*

sche und kulturelle Unterschiede konzentrierten, Denkansätzen Platz gemacht, die dieser Komplexität mit neuen Konzepten beizukommen versuchen, wie beispielsweise das vielzitierte und in der Praxis auch angewandte *Diversity Management*. Solche Herangehensweisen dienen jedoch häufig eher der Steigerung der ökonomischen Effizienz, als dass sie zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen beitragen. Für Thomas Faist muss daher das Konzept des *Diversity Management* mit dem Konzept der *Citizenship* und den damit verbundenen soziomoralischen Ansprüchen und Bürgerrechten verknüpft werden, um nicht zu einer reinen, unpolitischen Managementtechnik zu verkommen:

Diversity needs to be grounded in both civil society, as a set of socio-moral resources of citizenship, and citizenship rights in order to become a politically legitimate approach. Otherwise diversity will remain a depoliticized management technique. (Faist, 2009, 173)

Seth Hannah und Steven Vertovec gehen gar einen Schritt weiter und führen – ebenfalls ausgehend von der Multikulturalismusdebatte – gar das Konzept der *Hyper Diversity* (Hannah, 2011) oder *Super Diversity* (Vertovec, 2007) ein, dem zufolge die vielfältigen Unterschiede Gesellschaftsrealitäten, Institutionen, aber auch Innovation und Veränderung prägen.

Bereits Ende der 1980er-Jahre entstand in der Frauenbewegung aus einer ähnlichen Perspektive heraus, nämlich der unterschiedlich gewichteten identitären Merkmale und den daraus entstehenden – oft auch innerhalb der Bewegung verschleierten – Risiken für vor allem rassistische Diskriminierungen, das Konzept der *Intersektionalität* (Crenshaw, 1991). Dieses Konzept verknüpft *Gender* auf analytische Art und Weise mit anderen sich überschneidenden Merkmalen sozialer Spaltungen (Lazaridis, 2000), woraus sich neue Unterdrückungsformen auf einer eigentlichen Matrix von Herrschaft ergeben (Hill Collins, 1986). Aus einer ähnlichen Perspektive spricht auch Nira Yuval-Davis von einer *mehrschichtigen Citizenship* im Sinne von Bürgerschaft, um *Zugehörigkeit* in einen grösseren Kontext zu setzen, der sowohl Bürgerschaft als auch die Identitäten sowie die damit verbundenen Emotionen umfasst. So wird *Citizenship* zu einer *verkörperten* Kategorie, die Menschen umfasst, die unterschiedlich hinsichtlich Gender, Klasse, Ethnizität, Sexualität, Fähigkeit, Zeitpunkt im Lebenszyklus usw. zu verorten sind (Yuval-Davis, 2007, 561).

Die wachsende Pluralisierung der Gesellschaft hat zur Folge, dass wir es nicht mehr mit fixen und stabilen sozialen Gruppen oder Entitäten zu tun haben, sondern vielmehr mit komplexen Identitäten in sich zeitlich ständig verändernden Kontexten und an unterschiedlichen sozialen Orten. Dieser Veränderung muss auch analytisch Rechnung getragen werden. Um essenzia-

lisierenden, intersektionalen Kategorien zu entkommen, führt Floya Anthias den *translokationalen* Ansatz ein:

A temporal and contextual analysis shifts attention away from fixities of social position (usually underpinned by assumptions about the primacy of the nation-state boundary), and enables a more *transnational* as well as more *local-based* lens. The idea of “translocation” thereby treats lives as being located across multiple but also fractured and interrelated social spaces of different types. (Anthias, 2013, 131)

Studien, die das Hauptaugenmerk auf spezifische, sich teilweise überschneidende Merkmale richten, laufen Gefahr, gewisse Kategorien wie *Gender*, Migration oder Behinderung zu essenzialisieren. Gleichzeitig muss anerkannt werden, dass diese Kategorien mit ihnen zusammenhängende Auswirkungen von Macht mit sich bringen, wie Helma Lutz et al. (2011) zeigen:

On the one hand, one of the insights of post-structuralism is that identity categories (gender, “race”, etc.) cannot be understood in an essentialist way, but at the same time the power effects generated by these categories are profoundly inscribed in historical and societal terms and, by virtue of the numerous overlaps between them, form the basis for the hierarchisation of groups and the formation of unequal social relations. (Ebd., 8)

Obwohl jede dieser unterschiedlichen sozialen Spaltungen auf einer separaten ontologischen Basis beruht, können sie nicht voneinander getrennt werden, da sie einander gestalten und miteinander interagieren, selbst wenn manche davon situations- und kontextbedingt eine grössere Rolle spielen als andere (Yuval-Davis, 2007, 565; 2006, 203). Demzufolge kann in einem bestimmten Kontext und Zeitpunkt der Migrationshintergrund eine zentrale Rolle spielen, während in einem anderen Kontext vor allem die sexuelle Neigung einer bestimmten Person im Vordergrund steht. Doch die Analyse identitärer Vielfalt und Komplexität sollte nicht nur auf individuelle Lebenswelten, also auf sich überschneidende soziale Kategorien, deren ungleiche Auswirkungen sowie auf die sich aus ihrer Schnittmenge ergebenden einzigartigen Konfigurationen fokussieren. Vielmehr muss jede Analyse die *multiple Diskriminierung* und strukturelle Benachteiligung anpacken (Equal Opportunities, 2007), oder – mit Sirma Bilges Worten – auf der institutionellen Ebene die Art und Weise hinterfragen, in der *multiple Machtsysteme* sich an der *Entstehung, Organisation und Aufrechterhaltung der Ungleichheiten* beteiligen (Bilge, 2010, 225). Letztlich geht es darum, diese komplexe Vielfalt oder vielfältige Komplexität

anzuerkennen und dabei nicht zu vergessen, dass Kategorien zwar vielfältig, aber nicht voneinander unabhängig sind, und zwar sowohl auf individueller als auch auf institutioneller Ebene (Hancock, 2007, 252).

Doch auch wenn plurale und komplexe Identitäten in der heutigen Gesellschaft einfach dazugehören und wir von Gleichheit oder Ähnlichkeit in der Differenz sprechen können (Scott, 1988), also sozusagen jeder Mensch sich in der Verschiedenheit gleicht, oder – aus einer radikal humanistischen Sicht gesprochen – sich die Schicksale aller Menschen gleichen (Goodley and Lawthom, 2005), müssen doch spezifische Unterschiede auch individuell verstanden werden, um Diskriminierungen und strukturelle Benachteiligungen zu vermeiden.

Ferner wird bei spezialisierten Studienrichtungen häufig einfach nur ein neues Merkmal hinzugefügt, wenn der identitären Komplexität und den damit verbundenen Überschneidungen etwas mehr als bisher Rechnung getragen werden soll, etwa, wenn *Gender* oder *Disability Studies* Migration analysieren. Letztendlich verlassen die Spezialistinnen und Spezialisten jedoch selten ihre Heimat und laufen so auch Gefahr, die eigenen altbekannten sozialen Aufteilungen und Spaltungen zu bevorzugen. Dabei sind es auch häufig die Kategorien selbst, die ins Zentrum rücken und nicht, wie Kimberly Crenshaw schon vor rund 20 Jahren einmal sagte, die *damit verbundenen spezifischen Wertvorstellungen* und die Art und Weise, wie diese *soziale Hierarchien hervorbringen* (Crenshaw, 1991, 1297).

Wie schon Anthias beobachtete, bewegen sich die verschiedenen akademischen Debatten selten auf dem gleichen Terrain, auch weil sie sich auf unterschiedliche Quellen abstützen (Anthias, 2013, 121). Eine Hierarchisierung oder Priorisierung der spezifischen sozialen Kategorien kann der heute in unserer Gesellschaft existierenden Vielfalt identitärer Komplexität kaum mehr gerecht werden. Der Ansatz einer *dynamischen* Intersektionalität, die sich nicht erneut in der Fixierung einzelner Merkmale verliert, versucht im Unterschied dazu alle existierenden sozialen Spaltungen Kategorien identitärer Vielfalt nicht nur wahrzunehmen und anzuerkennen, sondern analysiert gleichzeitig auch die Art und Weise, wie sie sich gegenseitig beeinflussen.

Methodik

Im Folgenden stellen wir die Ergebnisse einer Studie vor, die in Genf durchgeführt worden ist. Ihr Ziel war es, zu veranschaulichen, wie Individuen die unterschiedlichen *Dimensionen ihrer identitären Vielfalt* in spezifischen Situationen und Kontexten selbst verorten und gleichzeitig die Art und Weise zu illustrieren, wie Gesundheits- und soziale Institutionen dieser Vielfalt in der

Praxis begegnen. Aufbauend auf Bilges Versuch, das Konzept der Intersektionalität als ein *offenes Metaprinzip* zu verwenden, das immer auch – abhängig vom jeweiligen Forschungsgebiet – wieder angepasst und neu ausgerichtet werden soll (Bilge, 2010, 69), versuchen wir aufzuzeigen, wie sich verschiedene soziale Spaltungen oder Schichten ineinander verzahnen und sich in bestimmten Situationen und Kontexten gegenseitig beeinflussen.

Methodologisch gesehen arbeiten wir mit ausführlichen Interviews mit 22 Personen aus dem Raum Genf, die zumindest zwei *identitäre Merkmale* aufweisen, die das Risiko einer Diskriminierung oder einer strukturellen Benachteiligung mit sich tragen (sexuelle Orientierung, Behinderung, Herkunft usw.).² Obwohl wir uns im Grundsatz auf diese Kategorien abstützen, um die Gesprächsteilnehmenden auszuwählen, folgen wir nicht einer additiven Logik. Ohne in eine antikategorische Analyse zu verfallen, konzentrieren wir uns primär auf die Beziehungsdynamik zwischen den Gesprächsteilnehmenden und den Institutionen, mit denen sie interagieren. Wir verfolgen dabei das Ziel, zu eruieren, inwiefern und auf welche Art und Weise identitäre Vielfalt und Komplexität, institutionelle Praktiken zu verwandeln vermögen (Prins, 2006, 281). Unsere Arbeitshypothese ist dabei, dass Menschen mit pluralen und komplexen Identitäten grundsätzlich alle mit ähnlich gelagerten Problemen konfrontiert werden, die durch Institutionen herbeigeführt werden, deren Versuch es ist, genau diese sie heraus- und überfordernde Komplexität zu überwinden oder zumindest auf eine ihnen genehme Art und Weise zu kanalisieren.

Bei der Auswertung der Ergebnisse beziehen wir uns nicht auf gängige, fixe Kategorien, sondern lassen der Komplexität der Erzählungen den notwendigen Raum, so dass sich die individuellen Lebensgeschichten dieser komplexen Identitäten auch wirklich entfalten können – oder mit den Worten von Ann-Dorte Christensen und Sune Ovotrup Jensen – *der Schmelztiegel der sich überschneidenden und unwiderruflich miteinander verbundenen Kategorien* (Christensen and Jensen, 2012, 120) auch wirklich fassbar wird. Nichtsdestotrotz fokussieren wir nicht nur auf individuelle Perspektiven, sondern ebenso auf organisationale und institutionelle Ausdrucksweisen, die von Menschen mit pluralen und komplexen Identitäten in Institutionen erlebt und erfahren werden. Ohne die unterschiedlichen Positionierungen und Perspektiven dabei als repräsentativ für bestimmte soziale Gruppierungen zu betrachten, könnten unsere Resultate auch eine Basis für gemeinsame *politisch-emanzipatorische Ziele* legen (Yuval-Davis, 2006, 205), was ja eines der hauptsächlichen Anliegen

2 Die Anzahl der Interviews ergab sich durch Saturation. Nachdem eine erste Analyse der Interviews ein hinreichend differenziertes Verständnis ihrer Wirklichkeit ergab, suchten wir keine weiteren Personen für die Interviews. Die Interviewpartner wurden durch Kontakte unter Kollegen und Studentinnen eruiert. Sie stimmten der Verwendung ihrer Interviews für wissenschaftliche Zwecke zu.

gen des Ansatzes der Intersektionalität darstellt. Dieser analysiert immer auch soziale Strukturen, insbesondere die organisationalen und institutionellen Ausdrucksweisen von Macht und Hierarchien und deren Auswirkungen auf Individuen und Gruppen (Hill Collins, 2009: ix).

Die Interviews wurden in zwei Phasen durchgeführt. In einer ersten Begegnung thematisierten wir vor allem die Lebensgeschichte; erst beim zweiten Treffen – nachdem ein gewisses Mass an Vertrauen hergestellt werden konnte – stellten wir in einer meist entspannten Atmosphäre unsere Fragen zu ihren guten, aber auch zu ihren schlechten Erfahrungen mit Sozial- und Gesundheitseinstitutionen. Alle Interviews wurden anschliessend vollständig transkribiert. Die sich bereits aus dieser ersten Durchsicht herauskristallisierenden Themen bildeten dann die Grundlage für die Analysecodes. Diese Codes dienten dann zur Organisation und Zuordnung der gesammelten Daten in die relevanten Interpretationsfelder, die wiederum auch die Grundlage für die Strukturierung der folgenden Unterkapitel lieferten.

Plurale und komplexe Lebensgeschichten

Nachdem unsere Gesprächspartnerinnen und -partner uns bei der ersten Begegnung ihre Lebensgeschichte erzählen konnten, waren sie beim zweiten Treffen dann eher bereit, auch ihre schwierigen Erfahrungen mit strukturellen Benachteiligungen und Diskriminierungen in Gesundheits- und Sozialinstitutionen mit uns zu teilen. Was uns jedoch schon nach dem ersten Interview auffiel, war eine grundsätzliche Lebenshaltung der Entschlossenheit und Beharrlichkeit in schwierigen Situationen, die diese Menschen auf Grund der multiplen Diskriminierungen für sich entwickelt hatten. Typische Aussagen, die auf diese Art der Motivation hinweisen, sind:

Ich arbeite in einem Umfeld, das man als ziemlich hart bezeichnen kann. Da muss man stark sein! Wenn du schwach bist, ist das das Ende, dann machen sie dich fertig. (Camilla, Q1, 1)³

Meine Lebenserfahrungen haben mich vieles gelehrt. (Samir, ASu1, 1)

Ich denke, das Wichtigste ist Beharrlichkeit und Mut, das ist sehr wichtig und die haben mir wirklich sehr geholfen. (Alain, Q1, 3)

3 Die Zitate aus den Interviews wurden alle aus dem Original (Englisch, Französisch, Schweizerdeutsch) ins Deutsche übersetzt. In Klammern stehen der geänderte Vorname der interviewten Person und der Verweis auf die Codierung mit der Abkürzung sowie der Seitenzahl in der Datensammlung.

Multiple Diskriminierungen scheinen jeweils eine dramatische Wahl zu implizieren, nämlich *sterben oder überleben*. Selbstmord als sogenannte *Exit*-Strategie ist hinsichtlich bekannt, die *Voice*-Strategie, das heisst die Stimme zu erheben, oder aber die *Survive*-Strategie, also einfach zu überleben, sind es hingegen weniger. Unsere Gesprächspartnerinnen und -partner präsentierten sich primär als eine Motivationselite, die den Willen hat, die soziale Dynamik, der sie ständig ausgesetzt sind, auch zu verändern, statt ihre fortdauernde Ausgrenzung einfach zu akzeptieren. Dabei handelt es sich hier nicht um eine materielle Strategie beziehungsweise eine *pawlowsche* Überlebensstrategie, um bessere Kleidung oder eine schönere Wohnung zu erlangen, sondern vielmehr um die Suche nach *Anerkennung*. So suchten alle unsere Gesprächspartnerinnen und -partner primär nach Anerkennung, um ihrem Leben einen Sinn zu geben.

So haben auch alle uns erzählten Lebensgeschichten etwas gemeinsam: Sie alle legen Zeugnis darüber ab, sich als betroffene Personen von den Fachpersonen im Gesundheits- und Sozialbereich unverstanden zu fühlen. Grund dafür sei, dass den Betroffenen keine Fragen gestellt würden oder ihnen schlicht und einfach nicht zugehört würde, was dazu führe, dass notwendige Informationen fehlten, damit die Betroffenen-situation durch die Fachpersonen überhaupt adäquat evaluiert werden könne. Was Betroffene besonders zu treffen scheint und somit auch als diskriminierend wahrgenommen wird, ist die Erkenntnis, dass die Fachpersonen eigentlich viel mehr für sie tun könnten, wenn sie es nur wollen. Samir, ein Asylsuchender aus Afghanistan, der mit seiner Familie in Genf wohnt, beschreibt, wie er ergebnislos eine Sozialarbeiterin nach Unterstützung für einen Sprachkurs fragte:

Nicht nur half sie mir nicht finanziell, sie erwähnte auch nicht die Möglichkeiten, die ausserhalb des Sozialsystems existieren. Ich denke, dass sie die anderen Möglichkeiten sogar sehr gut kannte, aber sie erzählte mir nicht davon, und ich verstehe immer noch nicht, warum.
(Samir, AO3, 1)

Besonders auffällig ist, dass die Interviewten, die hauptsächlich in einem vulnerablen und sozial marginalisierten Kontext leben, meist sehr motiviert und vom Verlangen nach persönlichem und sozialem Erfolg oder Weiterkommen getragen sind, um beispielsweise eine für sie unhaltbare finanzielle Situation zu verbessern oder ihre durch eine Behinderung begrenzte Autonomie zu erhöhen. Dementsprechend haben sie auch wenig Verständnis für Institutionen, die diese im Grunde sinnvollen Bemühungen nicht unterstützen wollen oder können. Insbesondere Asylsuchende haben kaum Verständnis dafür, warum

sie – nachdem sie in die Schweiz einreisen konnten – in der Folge keine Unterstützung erhalten bei ihrem Versuch, ökonomisch unabhängig zu werden.

Die Wahrnehmung sehr komplexer Identitäten und Lebenssituationen bewirkt bei Institutionen, Prioritäten zu setzen und Entscheidungen zu treffen, auch ohne die gesamte Persönlichkeit einer betroffenen Person einzubeziehen. Personen werden klassifiziert und die unterschiedlichen festgestellten Merkmale anschliessend gewichtet. Nila, eine junge, sehbehinderte Frau aus Afghanistan, die ihre Familie auf der Flucht verloren und in der Folge alleine einen Asylantrag in der Schweiz gestellt hat, ist überzeugt, dass sie auf Grund ihrer Sehbehinderung eine bessere Behandlung erhalten wird, obwohl sie sich gleichzeitig auch keine Illusionen macht:

Ich bin noch immer eine Asylsuchende, aber ich wäre sicherlich nicht bevorzugt worden, wenn ich nicht eine Sehbehinderung hätte. Aber meine Integration in der Schweiz wird einfacher sein, auch wenn es heutzutage schwer ist, den Flüchtlingsstatus zu erreichen und zu arbeiten, und damit auch Geld zu verdienen. Aber es ist eben so, und ich habe das mittlerweile akzeptiert. Und ich hoffe, eines Tages komplett selbstständig sein zu können. (Nila, RSu1, 3)

Verschiedene von Fachpersonen wahrgenommene Merkmale der identitären Vielfalt können bei diesen manchmal auch zu einem Gefühl der Verunsicherung führen, und zwar besonders dann, wenn die spezifischen Attribute, die mit *einer* Kategorie assoziiert werden, den Attributen einer *anderen* Kategorie im Grundsatz widersprechen. Jessica, eine schwarze, jüdische Frau, erzählt uns dafür ein eindrückliches Beispiel:

Die antischwarze Einstellung ist, dass Schwarze grosse Kinder sind, dass sie Affen sind, dass es ihnen an Intelligenz mangelt, dass sie aber nicht gefährlich sind. Die antisemitische Einstellung ist hingegen eine ganze andere Sache, sie geht davon aus, dass Juden sehr schlau sind, dass sie sich genetisch zu Geld hingezogen fühlen und dass sie sehr gefährlich sind. Also gibt es hier eine Art Zusammenkommen zweier Einstellungen, die einander widersprechen. (Jessica, RSu2, 2)

Interessanterweise scheint im Falle eines Spitalaufenthalts mit einer klaren Indikation, wie zum Beispiel bei einer Operation, die Komplexität identitärer Vielfalt für die Befragten kein spezifisches Problem darzustellen, da der Fokus hier offenbar rein auf somatische Probleme gerichtet wird. Die Interviewten sind sehr zufrieden mit der Behandlung und Pflege und fühlen sich durch eine *gleiche* medizinische Behandlung *wie alle anderen* sogar privilegiert. Es scheint

also, dass problematische Interaktionen nur dann entstehen, wenn die individuelle und soziale Komplexität der Lebenswelt einer Person nicht nur zum Vorschein kommt, sondern für eine angemessene Behandlung, Pflege oder Betreuung auch eine Rolle spielt oder zumindest spielen würde. Nur dann setzen Fachpersonen verschiedene Abwehrmechanismen ein, wie lautes Drohen, Schweigen oder das Benutzen der Bürokratie als Ausrede, um der gegebenen Komplexität keinen Platz gewähren zu müssen. Goffmans Darstellung psychiatrischer Anstalten scheint weiterhin eine Realität zu sein, auch für einige unserer Interviewten. Je grösser die Anzahl der in die Interaktion eingehenden Interpretationen ist, desto höher ist auch das Risiko der Stigmatisierung und Abwertung (Goffman, 1961). Die interviewten Personen sind dabei sehr wohl im Stande, diese Abwehrmechanismen auch wahrzunehmen – sie kommen in ihren Aussagen auch immer wieder darauf zurück – und betrachten diese als unfaire, abwertende und zwielichtige Verhaltensmuster. Die Brasilianerin Janeina, die in Genf ohne Niederlassungsbewilligung lebt und an einem chronischen Schmerzsyndrom leidet, wurde – zumindest aus ihrer Perspektive – zwar im Spital gut versorgt, empfindet aber die Nachbehandlung als völlig mangelhaft:

Mittlerweile denke ich schon, wie soll ich das ausdrücken, sie hätten eine bessere Abklärung machen müssen, bessere Untersuchungen, da ich trotz der Operation immer noch Schmerzen habe und im Spital niemand irgendetwas darüber weiss. (Janeina, ASu1, 1)

Nicht nur eine mangelhafte Kommunikation, sondern auch ungenügende Interaktionskompetenzen seitens der Fachpersonen scheinen auch der Ursprung für die Diskriminierung zu sein, die Camilla widerfuhr. Camilla wurde von ihrem Arzt verdächtigt, ihr Kind missbraucht zu haben, nachdem sie es wegen Prellungen ins Spital gebracht hatte. Und dies, obwohl sie ihm gesagt hatte, ihr Sohn leide an Hämophilie. Ungeachtet dessen leitete der zuständige Arzt seinen Verdacht sofort an die Behörde weiter, die umgehend den Kindersozialdienst benachrichtigte.

Ich sagte dem Arzt: «Ich werde keine Beschwerde einreichen. Ich hätte zwar das Recht dazu, aber ich werde es nicht tun, aber ich möchte eine Entschuldigung von Ihnen und ein Zeugnis, das belegt, dass mein Sohn diese Krankheit hat.» (Camilla, ASO2, 1)

Aram, ein iranischer Kurde, der auf Grund von Foltererfahrungen vermutlich an einem posttraumatischen Stresssyndrom leidet und mittlerweile als Flüchtling in der Schweiz aufgenommen worden ist, erinnert sich, wie schwer es für

ihn gewesen sei, nicht nur kaum etwas zu verstehen, sondern vor allem auch die Handlungen der Fachpersonen nicht nachvollziehen zu können:

Ich sprach damals praktisch kein Französisch, also war ich auch nicht fähig, die Gründe für ihre Handlungen zu verstehen. Sie hätten nur einen Übersetzer zu bringen brauchen, der mir in dreissig Minuten alles hätte erklären können. (Aram, ILSo 2, 3)

Reflexivität über gelebte Erfahrungen

Wie schon Arpad Szakolczai (2004) und Vincent de Gaulejac (2008) aufgezeigt haben, stellen *Erfahrungen* die Hauptbezüge für die Entwicklung *individueller* Strategien dar, um sich mit den sich ständig verändernden Realitäten auseinanderzusetzen. In unseren Interviews stellten wir drei verschiedene, möglicherweise miteinander in Beziehung stehende Strategien als Reaktion auf den Umgang von Institutionen mit komplexer identitärer Vielfalt fest, nämlich *Resignation*, *Wut* und *Bekräftigung der Eigenart*.

Die Strategie der *Resignation* – was nicht unbedingt Verzicht auf Handlungen heisst – bedeutet, dass die Betroffenen die Erwartungen der Institutionen und insbesondere der Personen in einer höheren Machtposition zu erfüllen versuchen. Diese Strategie wurde bereits von Gayatri Chakravorty Spivak (1992) und dessen Analyse darüber, wie der *Untergeordnete* spricht, sowie in Erving Goffmans Beispiel des *Blinden*, der seine Augen derjenigen Person zuwendet, zu der er spricht (Goffman, 1963, 127). Institutionen und Menschen in Machtpositionen werden grundsätzlich als undurchdringlich betrachtet. Daher ist die einzige Art, mit ihnen umzugehen, deren Regeln zu akzeptieren. Samir resignierte beispielsweise, nachdem er keine Unterstützung für den Zugang zu einer Ausbildung erhalten hatte und projizierte in der Folge seine Wünsche für eine bessere Zukunft einfach auf seinen Sohn:

Jedes Mal, wenn ich versuchte, mein Projekt voranzubringen, waren die Ergebnisse immer negativ [...]. Also ist das Einzige, was mir jetzt noch Hoffnung gibt für mein hiesiges Leben, die Zukunft meines Sohnes, dass wenigstens er ein ruhiges und friedliches Leben haben wird. (Samir, RSu 1, 1)

Die Strategie wird also dann angewandt, wenn angenommen wird, dass Institutionen sich nicht verändern *können*. Aline, die aus Frankreich stammt, psychische Probleme und eine beeinträchtigte Mobilität hat, beschreibt beispielsweise

mit einem Augenzwinkern, wie diese unhinterfragte, eben auch resignative Anpassung an die Institution für sie die einzig mögliche Strategie war, diese überhaupt wieder verlassen zu können:

Der Psychiater war eine Art Grosser Manitou, den man nicht häufiger als einmal in der Woche zu Gesicht bekam, und dann musste man das sagen, was er hören wollte, wenn man jemals wieder nach Hause wollte, um sein eigenes, normales Leben wieder aufzubauen, denn, wenn sie merkten, dass wir immer noch verletzlich waren, hätten sie uns niemals rausgelassen. (Aline, RSo2, 5)

Die Interviewten versuchten also, ihr Wissen über die Institutionen und die Menschen, denen sie darin begegneten, zu nutzen, um eine bessere Behandlung zu erfahren. Wenn sie beispielsweise merkten, dass eine Institution im Umgang mit ihnen ein spezifisches Merkmal ihrer identitären Vielfalt als das wichtigste identifizierte – wie die Blindheit im obigen Beispiel –, dann versuchten sie in der Folge genau dieses Merkmal auch besonders zu betonen.

Wut ist diejenige Strategie, die bei der wahrgenommenen Unfähigkeit, institutionelle Prozesse und Kommunikationswege zu verändern, zum Tragen kommt und drückt sich primär in einem Rückzug aus der Kommunikation aus. Aram beispielsweise will vermutlich vor allem seiner Wut Ausdruck geben, da er spürt, dass er nicht respektvoll behandelt wird, und dies, obwohl er weiss, dass er sich dadurch zusätzliche Schwierigkeiten einhandelt:

Der Richter verlangte von mir, dass ich meinen Hut ausziehe und ihn direkt anschau. Ich antwortete ihm: «Auch wenn ich weiss, da ich Dich respektiere, dass ich Dich, wenn ich spreche, anschauen muss, hast Du mich zuerst nicht respektiert, indem du mich vor all meinen Kindern entehrt hast. Also hast Du mich nicht respektiert. In meiner Kultur, darf man sich nicht wie Du gegenüber einem Mann verhalten, der Vater von sechs Kindern ist. Also erkenne ich dich als Richter nicht an.» (Aram, RSo2, 5)

Camilla wird wütend, wenn Polizisten in Uniform sie nicht respektieren. Daher hat sie sich entschieden, mit einer Organisation zusammenzuarbeiten, die sich für die Rechte der Prostituierten einsetzt:

Wir haben versucht, die Polizisten dazu zu bringen, den Mädchen gegenüber respektvoller zu sein; sie sollen nicht einfach stehen bleiben, nur um deine Brustwarzen zu betrachten, nein. Wenn du in Uniform bist, musst du mich respektieren, wenn du willst, dass ich dich

respektiere. Du magst uns als Kunde am Wochenende besuchen, das ist okay, aber wenn du in Uniform bist, musst du die Uniform respektieren, und auch mich. (Camilla, RSo2, 1)

Die Strategie der *Bekräftigung der Eigenart* ergibt sich meist aus Erfahrungen, die Betroffene auf Grund rechtlicher Angelegenheiten gemacht haben. Durch diese Erfahrungen haben sie gelernt, sich auf die ihnen zustehenden Rechte zu berufen und dabei auch etablierte Verfahrenswege für ihre Ziele einzusetzen. Janeina zum Beispiel argumentiert, dass ihre Sozialarbeiterin kein Recht habe, sie für den Empfang von Sozialhilfe zu kritisieren, da sie ein anerkanntes Recht darauf habe:

Ja, es stimmt, wir sind illegal in diesem Land, und trotzdem profitieren wir von der der Krankenkasse, ein Service für die Schweizer, aber wenn man Unterstützungsstrukturen für Leute, die in Not sind, bereitstellt, dann spricht man ihnen auch das Recht zu, diese zu nutzen. Sobald dieses Recht den Nutzern zusteht, kannst du ihnen nicht sagen, dass sie nicht das Recht hätten, davon auch Gebrauch zu machen. Wenn der Staat soziale Unterstützung bereitstellt, ist es nicht an den Sozialarbeitern, diese Hilfe zu kritisieren. (Janeina, RSo2, 1)

Dam benutzt manchmal eher ungewöhnliche Kommunikationsmethoden, um seine Rechte zu einzufordern, die aber dafür seinen eigenen Fähigkeiten und Ressourcen entsprechen:

Manchmal ziehe ich es vor, persönlich dort zu erscheinen. Denn am Telefon ist es sehr einfach für sie zu sagen, dass sie gerade keine Zeit haben, um mir zuzuhören. Das ist der Grund, warum ich es vorziehe, von Angesicht zu Angesicht zu kommunizieren. (Dam, RSo2, 3)

Unsere Interviewten stellten auch Überlegungen dazu an, warum vorhandene Ressourcen zu wenig eingesetzt würden. Insbesondere kritisierten sie die Institutionen dafür, dass sie ihre Fähigkeiten nicht genügend anerkennen, wie im Falle des homosexuellen und gehörlosen Yves, der nicht verstehen kann, warum ihn sein Handicap daran hindern soll, eine Arbeit zu finden:

Die Verantwortlichen sollten eigentlich eine gehörlose Person zuerst einmal an der Arbeit sehen, und erst dann evaluieren, ob das Handicap wirklich ein Problem für den Job darstellt. Testtage, wo die Experten den gehörlosen Kandidaten gegenüberstehen, und nur dafür da

sind, zu prüfen, wie wir arbeiten. Das ist es vielleicht, was getan werden müsste. (Yves, RO3, 2)

Alain, ein Rollstuhlfahrer französischen Ursprungs, schlägt vor, dass diejenigen, die eine Bewegungseinschränkung haben, auch diejenigen sein sollten, die die Probleme, die sie behindern, definierten, um sicherzugehen, dass auch die richtigen Massnahmen implementiert werden:

Ich denke, dass erst in dem Moment, in dem Menschen mit einer Behinderung ihre Probleme darlegen, Anpassungen, Zugangserleichterungen implementiert werden. Denn Menschen ohne Bewegungseinschränkungen sind sich unserer wahren Probleme noch nicht bewusst, und deswegen sollten wir ihnen alles erklären, so dass sie unsere Probleme besser verstehen. Und dann könnten die Anpassungen vielleicht umgesetzt werden. (Alain, RO3, 4)

Institutionelles Handeln

Unsere Gesprächspartner machen sich aber auch Gedanken zu möglichen Prozessen institutioneller Veränderung, indem sie drei Verhaltensweisen unterstreichen, wie Fachpersonen ihnen adäquat und respektvoll begegnen könnten. Zuerst unterstreichen sie die Wichtigkeit des *Zuhörens*, dass man ihrer Geschichte, ihrem Anliegen und ihren Gefühlen Gehör schenkt. Wenn die Asymmetrie der institutionellen Erfahrung in eine symmetrischere Beziehung zwischen Fachpersonen und Klienten mündet, fühlen sich Menschen mit komplexen identitären Geschichten und oft schwierigen sozialen Lebenslagen viel besser verstanden und entwickeln in der Folge auch mehr Vertrauen der Institution gegenüber, wie Alain bemerkt:

Was das Spital anbelangt, würde ich sagen, dass es wie ein Zuhause mit Eltern war, wie eine richtige Familie, weil die Leute mir gegenüber offen waren, und sie haben mir zugehört. Sie haben Fragen gestellt, ohne indiskret zu sein, sie gaben mir Informationen und sie versuchten, eine Lösung zu finden. Und sie versuchten auch einfach nur ein Lächeln mit mir auszutauschen, einfach nur um Vertrauen aufzubauen. (Alain, ILS03, 3)

Diese symmetrischere Beziehung findet sich im Augenblick vor allem im Spital, wo meist höhere professionelle Standards zu befolgen sind und die Angestell-

ten auch öfters mit professionellen Übersetzerinnen und Übersetzern zusammenarbeiten, wie im Fall von Emin, der sich an die gute Erfahrung mit einem Arzt zurückerinnert:

Von der Operation und bis jetzt, bin ich zufrieden. Es war wichtig, einen Arzt zu finden, der fähig ist, mir wirklich zuzuhören. Obwohl wir ein Sprachproblem hatten, hat er mir aufmerksam zugehört, und er hat versucht, die richtigen Worte zu finden, damit wir uns gegenseitig verstehen konnten. (Emin, ILSo2, 2)

Als zweite Empfehlung für die Institutionen wünschen sich unsere Gesprächspartner, die ausdrückliche Bereitschaft der Institutionen und Fachpersonen, ihre Fähigkeiten zu testen, zu evaluieren und zu beurteilen, und damit allen eine echte Chance zu geben. Pedro, der kognitiv beeinträchtigt ist und ursprünglich aus Spanien stammt, insistiert in diesem Punkt und ist überzeugt, dass er bald seine Chance bekommen wird:

Sie haben mir vorgeschlagen, herauszufinden, ob ich es schaffe, alleine zu wohnen oder nicht. Und ich denke, ich würde es schon können. Ich habe viel Erfahrung mit Selbstständigkeit; es ist nicht wie bei anderen, die keine Fertigkeiten haben. Ich gehe zum Markt und verkaufe unser Gemüse, ich bin auch fähig, das Geld zu zählen und das Restgeld zurückzugeben. Das ist eine Errungenschaft für mich, das gibt mir Sicherheit und Halt. (Pedro, ILSt3, 3)

Pedros Beispiel ist besonders interessant aus der Perspektive unserer Analyse, da er sich gegenüber seinesgleichen abgrenzt und dadurch eine unterschiedliche Sicht dafür aufzeigt, was Ähnlichkeit sein könnte und oft auch ist. Die besonderen Fähigkeiten eines Menschen in einer konstruktiven und fairen Art und Weise zu evaluieren, erlaubt es allen Beteiligten, vorsichtig die eigenen (Vor)Urteile zu analysieren, um sie dann bestätigt zu sehen oder eben auch anzupassen. Diese Evaluation beinhaltet dabei nicht nur die Bereitschaft, einen gegenseitigen Lernprozess einzugehen, sondern auch neue Lösungen und Prozesse darüber anzudenken, wie spezifische Fragestellungen eigentlich gehandhabt werden müssten.

Letztendlich betonen unsere Interviewten auch, dass sie über ihre Rechte informiert werden müssen. Solange sich Fachpersonen aus dem Gesundheits- und Sozialbereich nicht für ihre Interessen einsetzen, haben Menschen mit einem hohen und multiplen Risiko für Diskriminierungen meist kaum eine Chance, aus ihrer Opferrolle herauszukommen. So erzählt uns Larissa, wie

wichtig es für sie gewesen sei, einer solchen Haltung der Interessenvertretung zu begegnen, und als Resultat davon wichtige Informationen erhalten zu haben:

Ich ging zum Sozialamt in Genf. Ich habe dort eine sehr nette Frau kennengelernt, die meine Bedürfnisse ernst genommen hat. Sie sagte mir, dass ich das Recht hätte, verschiedene Arten von Unterstützung zu beantragen, und das hatte ich nicht gewusst, obwohl ich schon seit zwei Jahren in der Schweiz wohnte [...]. Also informierte mich die Frau darüber, was meine Rechte waren in meiner Situation, über alle die verschiedenen Arten von Sozialhilfe, die existierten, und über alle diese Dinge [...]. (Larissa, ILSt3, 2)

Aber es geht nicht nur darum, über bestehende Rechte informiert, sondern auch darum, fair behandelt zu werden. Dies wird als zentraler Aspekt von Respekt betrachtet, der Standard in allen Institutionen sein sollte. Diego sagt uns das so:

Die Betreuung, die ich hier bekommen habe, war gut. Die gleiche Betreuung, wie jeder andere Schweizer sie bekommen hätte, auch die gleichen Untersuchungen. Sie behandelten mich und umsorgten mich sehr gut. Das Röntgenbild, ich habe sogar Ultraschalluntersuchungen gemacht. (Diego, ILSt3, 3)

Die schwierige Aufgabe, eine Institution zu wandeln, indem man sie auf konstruktive Art und Weise herausfordert, ist Teil eines schwierigen Lernprozesses, dem Menschen mit einem hohen Risiko für Diskriminierungen in konkreten Situationen im Gesundheits- und Sozialbereich oft ausgesetzt sind. Doch die Betroffenen sind sich dessen oft kaum bewusst, da sie die Fähigkeit, die Interaktion innerhalb einer Institution zu ihrem eigenen Vorteil beeinflussen zu können, als eine erworbene Fähigkeit betrachten. Viviane Chatel und Marc-Henry Soulet beschreiben diese Fähigkeit als *weak agency*, als die strategische Fähigkeit vulnerabler Menschen, Möglichkeiten zur Verbesserung ihrer eigenen Situation auch noch in den schwierigsten Situationen zu erkennen und zu nutzen (Chatel und Soulet, 2003).

Schlussbetrachtungen

Unsere Untersuchung suggeriert, dass das Aufeinandertreffen von Menschen mit pluralen und komplexen Identitäten, die ein hohes Risiko für multiple Diskriminierungen aufweisen, auf der einen Seite und Gesundheits- und Sozial-

institutionen, auf der anderen Seite von den früheren Diskriminierungserfahrungen der betroffenen Personen gekennzeichnet ist (Kareem, [1992] 1999, 23). Wie Lorraine Culley auch geltend macht, müssen Fachpersonen daher immer daran denken, dass Patienten oder Klientinnen schon mit verschiedenen *Formen des individuellen und institutionellen Rassismus* konfrontiert worden sind, was sich auch auf die Interaktion mit ihnen auswirkt:

[...] that when we meet clients they may well have been subjected to a variety of racisms, both individual and institutional, which may impact on their health status, their access to health-care, their feelings about using health services and their subsequent interactions with healthcare providers. (Culley, 2006, 151)

Dabei gilt es jedoch immer zu beachten, dass nicht alle die gleichen Erfahrungen gemacht haben, so dass sich auch nicht alle in der gleichen Art und Weise betroffen fühlen oder entsprechend verhalten. Daher ist es fundamental wichtig, dass Institutionen nicht alle gleich und *egalitär* behandeln, wie es hier Jim ausdrückt:

Das ist das Problem. Es gibt eine Art Gleichmachung, die Ungerechtigkeit schaffen kann. (Jim, ILSu1, 1)

Mit Menschen mit komplexen identitären Bezügen und meist auch entsprechend komplexen Lebensgeschichten zu arbeiten, verlangt also die Offenheit, ihnen neugierig zu begegnen, die Fähigkeit, ihren Geschichten zuzuhören sowie Respekt und Empathie für sie zu entwickeln. Die Art und Weise, wie diese der Gesellschaft begegnen, ist immer auch von ihren Erfahrungen der Ambivalenz geprägt. Da ihre Individualität selten als solche erkannt und häufig auf einfache Merkmale reduziert wird, fühlen sie sich in den Begegnungen in den Institutionen des Gesundheits- und Sozialbereichs oft miss- und unverstanden, zumal sie insbesondere spüren, dass sich niemand wirklich für ihre spezifische Anliegen und ihre besonderen Fähigkeiten interessiert, obwohl gerade diese Fähigkeiten in einer pluralen Gesellschaft wertvoll sind. Interessanterweise wird selten über ihren Kampf um Anerkennung durch die Spezialistinnen und Spezialisten der unterschiedlichen Disziplinen berichtet, die sich meist auf ein bestimmtes Merkmal spezialisiert haben. Deshalb auch fühlen sich unsere Gesprächspartnerinnen und -partner häufig in ihrem Kampf alleingelassen und entwickeln entsprechend individuelle Strategien, Tricks und Taktiken, um in und mit Institutionen zu überleben. Ihr gemeinsames Ziel ist es, respektiert zu werden und ein würdevolles Leben führen zu können. Institutionen im Sozial- und Gesundheitsbereich können deshalb nicht darauf

vertrauen, dass sich eine bestimmte Bewegung für sie einsetzt. Es sind die Institutionen selber, die sich für ihre Klientinnen und Klienten einsetzen müssten.

Literatur

- Amselle, Jean-Loup (2000). *Branchements. Anthropologie de l'universalité des cultures*. Paris: Flammarion.
- Anthias, Floya (2013). Hierarchies of social location, class and intersectionality: Towards a translocational frame, *International Sociology*, 28(1), 121–138.
- Bassolé, Alexis Clotaire Némoiby (2014). *L'agir clandestin. Agentivité de migrants ouest africains*. Genève/Zürich: Seismo.
- Bilge, Sirma (2010). Recent feminist outlooks on intersectionality, *Diogenes*, 57(1), 58–72.
- Chatel, Viviane; Soulet, Marc-Henry (eds.) (2003). *Agir en situation de vulnérabilité*. Saint-Nicolas (Québec): Les Presses de l'Université Laval.
- Chimienti, Milena (2009). *Migration et prostitution. Les ressources de l'agir faible*. Zurich: Seismo.
- Christensen, Ann-Dorte; Jensen, Sune Qvotrup (2012). Doing intersectional analysis: methodological implications for qualitative research, *NORA – Nordic Journal of Feminist and Gender Research*, 20(2), 109–125.
- Crenshaw, Kimberle (1991). Mapping the margins: intersectionality, identity politics, and violence against women of color, *Stanford Law Review*, 43(6), 1241–1299.
- Culley, Lorraine (2006). Transcending transculturalism? Race, ethnicity and health-care, *Nursing Inquiry*, 13(2), 144–153.
- de Gaulejac, Vincet; Taboada Leonetti, Isabella; Blondel, Frédéric (2008). *La lutte des places : insertion et désinsertion. Sociologie clinique*, Paris: Desclée de Brouwer.
- Equal Opportunities, U. G. (2007). *Tackling multiple discrimination: practices, policies and laws*. Office for Official Publications of the European Communities.
- Faist, Thomas (2009). Diversity – a new mode of incorporation?, *Ethnic and Racial Studies*, 32(1), 171–190.
- Goffman, Erving (1961). *Asylums: Essays on the social situation of mental patients and other inmates*. New York: Anchor Books.
- Goffman, Erving (1963). *Stigma: notes on the management of spoiled identity*. Prentice-Hall: Penguin.
- Goodley, Dan; Lawthom, Rebecca (2005). Epistemological journeys in participatory action research: alliances between community psychology and disability studies, *Disability & Society*, 20(2), 135–151.

- Hancock, Ange-Marie (2007). Intersectionality as a normative and empirical paradigm, *Politics & Gender*, 3(2), 248–254.
- Hannah, Seth Donal (2011). *Clinical care in environments of hyperdiversity: race, culture, and ethnicity in a post pentad world*. Doctoral Thesis: Harvard University.
- Hill Collins, Patricia (1986). Learning from the outsider within: the sociological significance of black feminist thought, *Social Problems*, 33(6), 14–32.
- Hill Collins, Patricia (2009). Foreword. Knowledge and Transforming Institutions, in: Patricia Hill Collins et al. (eds.), *Emerging intersections: Race, class, and gender in theory, policy, and practice*, New Brunswick, NJ, and London: Rutgers University Press, vii–xiv.
- Kareem, Jafar ([1992] 1999). The Nafsiyat Intercultural Therapy Centre: Ideas and experiences in intercultural therapy, in: Jafar Kareem, Roland Littlewood (eds.), *Intercultural Therapy: Themes, Interpretations and Practice. Second Edition*. London: Blackwell Science Ltd., 14–38.
- Lazaridis, Gabriella (2000). Filipino and Albanian women migrant workers in Greece: multiple layers of oppression, in: Floya Anthias, Gabriella Lazaridis (eds.), *Gender and Migration in Southern Europe: Women on the Move*. Oxford: Berg, 49–80.
- Lutz, Helma; Herrera Vivar, Maria Teresa; Supik, Linda (2011). *Framing intersectionality: debates on a multi-faceted concept in gender studies. The feminist imagination: Europe and beyond* Farnham, Burlington, VT: Ashgate.
- Martuccelli, Danilo (2010). *La société singulariste. Individu et société*, Paris: A. Colin.
- Prins, Baukje (2006). Narrative accounts of origins: a blind spot in the intersectional approach?, *European Journal of Women's Studies*, 13(3), 277–290.
- Scott, Joan W. (1988). Deconstructing equality-versus-difference: or, the uses of poststructuralist theory for feminism, *Feminist Studies*, 14(1), 33–50.
- Soulet, Marc-Henry (2009). Changer de vie, devenir autre : essai de formalisation des processus engagés, in: Marc Bessin, Claire Bidart, Michel Grossetti (eds.), *Bifurcations. Les sciences sociales face aux ruptures et à l'événement*, Paris: La Découverte, 273–288.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1992). Can the subaltern speak?, in: P. Williams, L. Chrisman (eds.), *Colonial discourse and post-colonial theory*, New York: Columbia University Press, 66–111.
- Szokolczai, Arpad (2004). Experiential sociology, *Theoria*, 04(103), 59–87.
- Vertovec, Steven (2007). Super-diversity and its implications, *Ethnic and Racial Studies*, 30(6), 1024–1054.
- Walzer, Micheal (1985). *Spheres of justice. a defence of pluralism & equality*. Oxford: Blackwell.

- Yuval-Davis, Nira (2006). Intersectionality and feminist politics, *European Journal of Women's Studies*, 13(3), 193–209.
- Yuval-Davis, Nira (2007). Intersectionality, citizenship and contemporary politics of belonging, *Critical review of international social and political philosophy*, 10(4), 561–574.

Bild 5: Astrit – aus dem Film *Dort ist hier*.

TEIL III

PRAXIS

Migrationshintergrund und Behinderung – Herausforderungen an einer diskriminierungsrelevanten Schnittstelle

Judy Gummich

Einleitung

Mit dem Entstehungsprozess der UN-Behindertenrechtskonvention (BGBl, 2008) und ihrer Verabschiedung durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen im Jahre 2006, erlangte das Thema Inklusion zunehmend Aufmerksamkeit.¹ Dabei wird Inklusion im deutschsprachigen Raum – etwas weniger im internationalen Kontext – fast ausschliesslich mit Behinderung assoziiert, obwohl in der Präambel der Konvention explizit darauf hingewiesen wird, dass hier nicht allein *Behinderung* im Fokus stehe. Weitere Verschränkungen mit beispielsweise Geschlecht und Herkunft², an denen Diskriminierung häufig anknüpfe, seien ebenfalls zu berücksichtigen. Schon in ihrem Aktionsprogramm von 2001 bis 2006 stellte die Europäische Kommission dazu fest, dass das Phänomen der *Mehrfachdiskriminierung* besonderer Aufmerksamkeit bedürfe. Sie weist darauf hin, dass doppelte oder dreifache Diskriminierung besonders schwerwiegende Auswirkungen habe, da sie sich vielfach nur schwer aufdecken oder nachweisen liesse und offenbar häufig anders geartet sei als die Diskriminierung aus bestimmten Einzelgründen (Europäische Kommission, 2002). Auch wenn hier nicht der Begriff *Intersektionalität* verwendet wird, spricht die EU wesentliche Aspekte dieser Form der Diskriminierung(en) an: ihre Erkennbarkeit(en), ihre Ausprägung(en) und ihre spezifischen Auswirkungen.

So wird auch die Kombination von Migrationshintergrund und Behinderung nach wie vor selten in ihrer komplexen Verwobenheit wahrgenommen, obwohl sie die Lebensrealitäten der betreffenden Personen wesentlich beeinflussen. Diskurse, rechtliche Rahmenbedingungen, Förderpolitiken und Unterstützungs- beziehungsweise Selbstorganisationsstrukturen fokussieren zumeist nur auf einen der beiden Aspekte. Mit der zunehmenden Diskussion um Inter-

1 Dieser Beitrag beruht auf einer gekürzten und aktualisierten Version der Veröffentlichung *Migrationshintergrund und Beeinträchtigung – Vielschichtige Herausforderungen an einer diskriminierungsrelevanten Schnittstelle* (Gummich, 2010).

2 Es handelt sich hier explizit um eine nicht abgeschlossene Liste, um zukünftigen Entwicklungen und regionalen Gegebenheiten Raum zu geben.

sektionalität rücken beide sowie weitere diskriminierungsrelevante Dimensionen, die über den monokategorialen Ansatz hinausgehen, zunehmend in den Fokus von Wissenschaft und sozialer Praxis. Dieses Kapitel³ soll dazu beitragen, den Blick für die spezifischen Lebensrealitäten von Menschen mit Migrationshintergrund/rassistischen Erfahrungen und Behinderung zu weiten sowie dazu anregen, im eigenen Kontext stärker intersektionale Aspekte mit in den Blick zu nehmen. Da Begriffe oft unterschiedlich verstanden und eingesetzt werden, möchte ich vorab darstellen, wie ich einige in diesem Beitrag zentrale Begriffe verstehe beziehungsweise welche Position ich zu ihnen habe.

Entsprechend der UN-Behindertenrechtskonvention (BGBl, 2008, 3) differenziere ich zwischen *Beeinträchtigung* und *Behinderung*. Behinderung entsteht demnach durch die Wechselwirkung von Beeinträchtigung, das heisst individueller körperlicher, psychischer und/oder kognitiver Gegebenheiten, mit verschiedenen Barrieren in der Umwelt, die gesellschaftliche Teilhabe verhindern beziehungsweise einschränken. Nach dieser Definition ist Behinderung also ein soziales und kein gesundheitliches Konzept und Inklusion, da sie in den Menschenrechten begründet ist, wird damit zu einem menschenrechtlichen Prinzip, das auf alle Menschenrechte wirkt.

Migrationsgeschichte versucht nicht ausschliesslich die Person, sondern gegebenenfalls auch die Auswirkungen der Migration der Eltern beziehungsweise der Vorfahren in den Blick zu nehmen. Ähnlich wie der Begriff *Migrationserfahrung* sagt dieser jedoch nichts über die tatsächliche, zugeschriebene oder vermutete geografisch-kulturelle Herkunft aus. Er beschreibt lediglich, dass ein Mensch beziehungsweise seine Vorfahren migriert sind. Und dies trifft auf sehr viele Menschen zu.

Der *Hintergrund* im Wort *Migrationshintergrund* ist durchaus kritisch zu betrachten. Niemand spricht vom Sesshaften-, Deutschen-, Bayerischen oder sonstigem Hintergrund, geschweige denn Vordergrund. Ich finde es bezeichnend, dass unsere Gesellschaft für einen so bedeutenden und weitreichenden gesellschaftlichen Veränderungsprozess keine Sprache findet. Trotzdem bleibe ich aus Ermangelung einer treffenden und sinnvollen Alternative zunächst bei dem Begriff Migrationshintergrund. Heutzutage höre ich als Selbstbezeichnung auch (familiäre) *Migrationsbiografie*. Das mag für einige zutreffen, für andere, die durch ihren Migrationshintergrund markiert werden, jedoch nicht. Wenn ich in diesem Beitrag Migrationshintergrund verwende, beziehe ich rassistische Erfahrungen beziehungsweise Verletzbarkeit durch rassistische

3 Ich werde hier hauptsächlich – entsprechend dem Buchtitel *Vielfältig anders sein – Migration und Behinderung* auf Migrationshintergrund, rassistische Erfahrungen sowie Behinderung und deren Verschränkungen eingehen; weitere Aspekte wie Geschlecht, sexuelle Identität, sozio-ökonomischer Status und gesellschaftliche Verortung werden nur am Rande berührt, auch wenn sie zusätzlich Einfluss auf die Dynamik an dieser Schnittstelle haben.

Diskriminierung mit ein, denn nur bestimmte Gruppen sind mit Migrationshintergrund gemeint. Die meisten denken beispielsweise nicht an weiße Österreicherinnen oder Belgier, wenn sie von Migrationshintergrund sprechen. Der Begriff Migrationshintergrund wird dabei durchaus auch widersprüchlich verwendet, indem dieser einerseits als Behelfsbegriff herangezogen wird, um rassistische Diskriminierung zu beschreiben, andererseits aber auch als Ausweichbegriff eingesetzt wird, um Diskussionen um beziehungsweise die Auseinandersetzung mit Rassismus zu vermeiden. Zu berücksichtigen ist weiter, dass im Kontext von Migrationshintergrund hinsichtlich der Partizipations- und Handlungsräume der Aufenthaltsstatus oft eine zentrale Rolle spielt. Im Unterschied dazu werden im Kontext von rassistischen Erfahrungen Menschen rein auf Grund ihrer Hautfarbe oder Haarstruktur zu *Anderen* gemacht oder als *nicht deutsch oder nicht schweizerisch* identifiziert und dementsprechend diskriminiert.

Mehrfachdiskriminierung hat sehr unterschiedliche Facetten, die es zu berücksichtigen gilt. So ist es ein Unterschied, ob die Diskriminierung einer Person mal an dem einen oder an dem anderen Persönlichkeitsaspekt (oder auch an beiden) anknüpft (Gummich, 2004). *Intersektionalität* kann hingegen als eine spezifische Form von Mehrfachdiskriminierung beziehungsweise -zugehörigkeit⁴ verstanden werden und beschreibt die komplexen Wechselwirkungen und die Verwobenheit von sozial konstruierten und Ungleichheit generierenden gesellschaftlichen Strukturen und Praktiken (Winker und Degele, 2009, 14). Sie sind kontextspezifisch und situationsabhängig. Jeder Persönlichkeitsaspekt beziehungsweise dessen Zuschreibungen und Diskriminierungsfolgen stehen dabei mit anderen in wechselseitiger Verbindung.

Die Theorie der intersektionalen Diskriminierung wurde in den 1980er-Jahren von der US-amerikanischen Juristin und Professorin Kimberlé Crenshaw (1991, 2) entwickelt. Sie fand heraus, dass schwarze Frauen in den USA spezifischen Formen von Diskriminierung ausgesetzt sind, die weder schwarze Männer noch weiße Frauen erfahren und die auf Grund des Zusammenwirkens der Einzelfaktoren (schwarz und Frau) entstehen. Doch wurde über die Verwobenheit verschiedener Heterogenitätsdimensionen historisch schon längst am Beispiel schwarzer Frauen diskutiert, wenn auch nicht unter dem Begriff der Intersektionalität.

4 Die Formulierung *Mehrfachzugehörigkeit* ermöglicht es, Erfahrungen jenseits von Diskriminierung zu beschreiben, so zum Beispiel Ressourcen, Fähigkeiten, gesellschaftliche Impulse und Beiträge.

Intersektionalität und Mehrfachdiskriminierung

Der Schutz vor Diskriminierung ist ein fundamentales Menschenrecht, und doch ruft das Engagement gegen Diskriminierung Widerstände hervor. In der Auseinandersetzung mit mehrdimensionaler Diskriminierung oder Intersektionalität scheinen sich diese gar zu potenzieren, daher erachte ich es als wichtig, diese Widerstände zu erkennen, zu benennen und sie – wo möglich – zu beseitigen beziehungsweise einen nicht diskriminierenden Umgang mit ihnen zu finden.

Die geringe Beachtung von intersektionaler beziehungsweise mehrdimensionaler Diskriminierung vor allem in wissenschaftlichen und politischen Diskursen und Praktiken hängt meines Erachtens dabei mit Faktoren zusammen, die häufig miteinander in Verbindung stehen. Zu diesen Faktoren gehört der Prozess der *Kategorienbildung*, das heisst inwiefern auf Grund von Machtpositionen und Differenzlinien Ein- und Ausschlüsse produziert werden, wie mit – vermeintlich klaren – Grenzziehungen diesbezüglich umgegangen wird und wie sehr die gebildeten Kategorien Lebensrealitäten auch wirklich abzubilden vermögen und nicht vielmehr einfach nur verzerren. Ein weiterer Faktor scheint mir das *duale Prinzip* zu sein, das bei der Kategorienbildung meist nur eine und meist einzige Zuordnung erlaubt und zu einer Entweder-oder-Entscheidung zwingt, weil eine Nichtzuordnung beziehungsweise Mehrfachzuordnung in der Regel nicht vorgesehen ist. Dies wird auch dadurch unterstützt, dass das vermeintlich Spezifische einer definierten Kategorie – wie zum Beispiel Behinderung – bei dessen zunehmender Ausdifferenzierung auf Grund unterschiedlicher Behinderungsarten oder verschiedener Bevölkerungsgruppen zunehmend an Kontur verliert, was wiederum als Verkomplizierung der Interessenvertretung wahrgenommen wird. Denn je spezifischer und einzigartiger Zuordnungen möglich sind, desto klarer können sich identitätspolitisch ausgerichtete Lobbyorganisationen positionieren. Dadurch wird oft eine Auseinandersetzung mit der *internen* Vielfalt behindert oder verhindert, was wiederum zu Diskriminierungen innerhalb einer Organisation führen kann, da Vielfalt durchaus als Störung der definierten Einheit interpretiert wird (Gummich, 2004).

Als *Diversity*-Trainerin frage ich die Teilnehmenden eines Workshops oder Trainings manchmal danach, wie viele Menschen mit Behinderung beziehungsweise Migrationshintergrund sie in ihrem engeren sozialen Umfeld – wie Partnerschaften, Freundeskreise, befreundete Kinder der eigenen Kinder oder Kontakte mit der Nachbarschaft beziehungsweise bei Freizeitaktivitäten – kennen, einschliesslich ihres Arbeitsumfelds. Für eine der beiden Heterogenitäts-

dimensionen melden sich meist einige Teilnehmende im Raum⁵, für beide aber kaum noch, noch seltener und meist gar nicht, für beide Heterogenitätsdimensionen in einer Person. Die Nichtpräsenz im engeren Umfeld wird als ein (nicht der einzige) Indikator für segregierende Gesellschaften betrachtet. Insofern kann das Ergebnis solcher Erfahrungen als ein Hinweis auf Ausgrenzungen von Menschen mit Migrationshintergrund *und* Behinderung interpretiert werden.

Letztlich ist aber auch zu beachten, dass Migrationshintergrund nicht gleich Migrationshintergrund und Behinderung nicht gleich Behinderung ist. Denn es ist ein Unterschied, ob eine weisse EU-Bürgerin oder ein sudanesischer Flüchtling betroffen ist, und ob eine leichte Hörbeeinträchtigung oder eine komplexe Beeinträchtigung vorliegt.

Migrationshintergrund und Behinderung: Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Ein erster Schritt, sich den Ausprägungen und Auswirkungen der Verwobenheit von Migrationshintergrund und Behinderung zu nähern, ist es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider kategorisierter Gruppen zu betrachten und insbesondere dabei auch die Aussensicht beziehungsweise kategoriale Konstruktionen hervorzuheben.

Folgende Gemeinsamkeiten lassen sich dabei herauskristallisieren:

- › Zu-Grunde-Liegen einer konstruierten Normalität, die bestimmte Menschen(gruppen) als anders definiert, stigmatisiert und ausgrenzt;
- › Tendenz zur räumlichen beziehungsweise physischen Ausgrenzung (Sondereinrichtungen, Ghettoisierung);
- › Anpassung der Konzepte Behinderung oder Migrationshintergrund an gesellschaftliche Entwicklungen und Diskurse;
- › Zugehörigkeit zu zahlenmässigen Minderheiten;⁶
- › Wahrnehmung als Problem und erheblicher gesellschaftlicher Kostenfaktor;
- › Wahrnehmung als eher Bedürftige, dadurch eher als Nehmende und nicht als Gebende, wodurch ihr gesellschaftlicher Beitrag verschwiegen wird.

5 Angesichts des Tagungsthemas *Gendering Disability* vom 22. und 23.01.2009 an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg war es nicht überraschend, dass die Anzahl dort vergleichsweise hoch war.

6 Statistiken sprechen im Bundesdurchschnitt von ca. 18 % Menschen mit Migrationshintergrund (Statistisches Bundesamt, 2014) und ca. 10 % Menschen mit Beeinträchtigung (Statistisches Bundesamt, 2014).

- › Diskriminierung und Ausgrenzung auf individueller (z.B. Alltag) und struktureller (z.B. Wohnungsmarkt, Schule, Gesundheitsinstitutionen) sowie auf institutioneller Ebene (z.B. Behörden, Gesundheitssystem, Arbeit);
- › Bestimmung der Partizipationsmöglichkeiten und Handlungsräume durch Ein- und Ausschlusskriterien beziehungsweise Zugangsbarrieren;
- › Bestehen von gruppeninternen Klassifizierungen und Hierarchisierungen (z.B. EU versus Drittstaaten oder körperliche Beeinträchtigung versus kognitive Beeinträchtigung);
- › Mangel an Selbstvertretungsrechten und Repräsentationsmöglichkeiten;⁷
- › Angebote beziehungsweise Pflicht zur Teilnahme an Kursen und Programmen, die integrationsfördernd sein sollen (in den Arbeitsmarkt, ins Quartier, ins Bildungssystem, in die Gesellschaft);
- › Reduktion auf *einen* Persönlichkeitsaspekt beziehungsweise dessen Zuschreibungen;
- › fehlendes Wissen und Verständnis für Lebenswirklichkeiten;
- › Interpretation von Nachteilsausgleichen⁸ als Privilegierung;
- › grosses Arbeitsfeld für soziale Einrichtungen und Träger;
- › Paternalismus und Fürsorge als leitendes Motiv im Umgang und in der Folge Erwartung von Dankbarkeit, Unterstützung sowie angepasstem Verhalten;
- › keine Kommunikation auf Augenhöhe, sondern Stigmatisierung und Ethnisierung (Mitbewohner werden zu Klienten, Nachbarn werden zu Polinnen oder Türken usw.);
- › fehlende persönliche Kontakte der Mehrheit der Bevölkerung zu Angehörigen dieser Gruppen und wenn, dann stehen diese für *die Ausnahmen, die Besonderen, die Guten* und werden als Legitimation herangezogen, selbst nicht zu diskriminieren.

Als Reaktionen auf diese Ausgrenzungen seitens der kategorisierten Gruppen sind der Kampf um Rechte und Teilhabe oder Teilsein, die Bildung von Selbstorganisationen und Netzwerken und die Entwicklung von *Empowerment*-Strategien, um nur einige Gegenstrategien zu nennen.

Als Unterschiede zwischen beiden Gruppen können insbesondere die Folgen hervorgehoben werden:

7 Der Slogan «Nichts über uns ohne uns» des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderung 2003 drückt dies auf klare und einfache Weise aus.

8 Ich vermeide den Begriff «positive Massnahmen», denn Massnahmen, insbesondere solche zum Abbau von Diskriminierung, sollten grundsätzlich positiv sein. «Nachteilsausgleich» benennt viel genauer, worum es bei den Massnahmen geht, nämlich Nachteile auszugleichen beziehungsweise zu verhindern.

- › rechtliche Definition von Behinderung, woraus sich Rechte (z.B. Zugang zu Leistungen) ableiten lassen versus statistische Definition von Migrationshintergrund;
- › Betrachtung von Menschen mit Migrationshintergrund als nicht zugehörig zur *deutschen* Gesellschaft und als *fremd* versus Zugehörigkeit von Menschen mit Behinderung, wenn auch Verortung *am Rande* der Gesellschaft;
- › oft eingeschränkte bürgerliche Rechte bei Migrationshintergrund hinsichtlich Wahlrecht, Zugang zum Arbeitsmarkt oder Ausbildungen versus keine Einschränkung bürgerlicher Rechte (Behinderung) ausser teilweise zum Beispiel beim Wahlrecht;
- › unterschiedliche Ausprägungen des Ausmasses an Ausgrenzung in den unterschiedlichen Lebensbereichen (Zugänglichkeit von Einrichtungen, Zugang zu Arbeitsmöglichkeiten, Zugang zur Schule und ihren spezifischen Angeboten, Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel, Repräsentationsformen in Politik und Medien);
- › Unterschiede in der (Un-)Sichtbarkeit beziehungsweise (Nicht-)Wahrnehmbarkeit und Verbergungsmöglichkeiten hinsichtlich der Beeinträchtigungen beziehungsweise tatsächlicher oder zugeschriebener Migrationshintergründe, an die individuelle Diskriminierungsformen anknüpfen, was dazu führen kann, dass die Zugehörigkeit zu einer der beiden Gruppen verborgen wird;
- › Unterschiede hinsichtlich Vorstellungen (*images*), wie beispielsweise, dass Menschen mit Behinderung sich nicht integrieren *können*⁹ und daher auch *nichts dafür können* beziehungsweise Menschen mit Migrationshintergrund das nicht *wollen* und darum an ihrer Lage *selbst schuld* sind;
- › Wahrnehmung von Menschen mit Migrationshintergrund als Störung oder Gefahr für die Gesellschaft versus Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen als gesellschaftlich eher irrelevant und nicht fähig, gesellschaftliche Veränderungsprozesse in Gang zu setzen;¹⁰
- › Abschiebung von Menschen mit Migrationshintergrund ins Ausland versus Aussonderung von Menschen mit Behinderung «nur» in Institutionen.
- › Verwehrung des Zugangs zur Gesellschaft durch Abtreibung nach Pränataldiagnostik, bei der eine Beeinträchtigung des Kindes festgestellt wurde beziehungsweise Einreiseverweigerung für Menschen mit Migrationshintergrund aus bestimmten Ländern oft in Verbindung mit ihrem sozioökonomischem Status;

9 Im Sinne von: Sie haben nicht die Fähigkeit, es selbst zu tun.

10 Auf individueller Ebene können Menschen aus beiden kategorisierten Gruppen als bedrohlich wahrgenommen werden.

- › Zuschreibung von klaren Geschlechterrollen bei Menschen mit Migrationshintergrund versus Ignorieren des Geschlechts bei Menschen mit Behinderung;
- › Interpretation von Ursachen bei Beeinträchtigung als naturgegeben, gottgegeben, als Schicksal oder medizinisch versus Flucht oder Vertreibung, Arbeit oder Aus- und Weiterbildung als treibende Kraft beim Migrationshintergrund.

Die Betrachtung von Gemeinsamkeiten und Parallelen sowie Unterschieden kann dazu beitragen, die Ereignisse und Prozesse an diskriminierungsrelevanten Schnittstellen besser zu verstehen. Welche zusammentreffenden (Macht-) Faktoren auf welche Weise wirken, kann meiner Meinung nach nur situationsabhängig und unter Berücksichtigung des jeweiligen gesellschaftlichen und hegemonialen Kontextes analysiert werden. Bei genauerer Betrachtung handelt es sich nicht nur um eine, sondern um viele Schnittstellen, bedingt durch vielfältige Migrationshintergründe und unterschiedlichste Beeinträchtigungen oder Behinderungen. Unter anderem dadurch stellen sich – bisher – mehr Fragen als Antworten vorhanden sind. Im Folgenden werde ich einige Fragen und Überlegungen anführen, mit denen ich ein paar Aspekte und Dynamiken an diesen Schnittstellen beleuchten möchte.

Fokus: Schwarze Löcher im Universum der Lebenswirklichkeiten¹¹

Als schwarze Frau und Mutter einer Tochter mit Down-Syndrom bewege ich mich sowohl in Migrations-, schwarzen Community- und Anti-Rassismus-Zusammenhängen als auch in Kreisen zum Thema Behinderung. Diejenigen, die viel auf Tagungen und Veranstaltungen unterwegs sind, wissen, dass man über kurz oder lang immer wieder denselben Leuten begegnet. Ich stellte jedoch fest, dass sich diese nur innerhalb der *eigenen* thematischen Kontexte bewegen. Ich traf – abgesehen von einer Ausnahme¹² – in Migrationszusammenhängen nie Vertretende der Behindertenzusammenhänge und umgekehrt. Meist bin ich auf Veranstaltungen rund um das Thema Behinderung die einzige schwarze

11 Die folgenden Abschnitte enthalten vorwiegend Ergebnisse beziehungsweise Erkenntnisse aus persönlichen Beobachtungen und Gesprächen aus meinen verschiedenen Arbeitszusammenhängen sowie Erinnerungsstücke aus der Sekundärliteratur.

12 Hier handelt es sich um die Abschlussveranstaltung in Potsdam zum Europäischen Jahr der Chancengleichheit 2007. Zu dieser Tagung wurden entsprechend den im AGG (Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz) aufgeführten Merkmalen – Alter, Religion/Weltanschauung, Hautfarbe/Herkunft, Geschlecht und sexuelle Identität – bewusst Personen aus unterschiedlichen thematischen Zusammenhängen eingeladen.

Frau, oft sehe ich nicht einmal andere *Persons of Color*. In migrationsbezogenen Zusammenhängen treffe ich keine Menschen mit für mich wahrnehmbaren Beeinträchtigungen. Auch mein Auftreten als Expertin im Bereich Behinderung und Inklusion scheint bei einigen Leuten noch immer Irritationen auszulösen.¹³ Obwohl das Thema inzwischen mehr Aufmerksamkeit erfährt, hat sich an den eben beschriebenen Beobachtungen kaum etwas verändert.

In Gesprächen mit Mitarbeitenden von Unterstützungsorganisationen oder Vertretenden von Selbstorganisationen der beiden kategorisierten Gruppen höre ich wiederholt Sätze wie: «Die [gemeint sind Personen mit Migrationshintergrund und Behinderung] kommen nicht zu uns» oder: «Wir unterstützen zwar die Familie, die Behinderung des Kindes war allerdings bisher keine Thema» beziehungsweise im Kontext Behinderung: «[...] der Migrationshintergrund der Familie wurde bisher nicht thematisiert.»¹⁴

Menschen mit Migrationshintergrund *und* Behinderung werden in Berichten oder Statistiken zur Lage von Menschen mit Migrationshintergrund beziehungsweise Behinderungen noch immer nicht standardmässig berücksichtigt, ganz gleich, ob auf lokaler oder Länderebene, nationaler oder EU-Ebene. Studien über genau diesen Personenkreis sind nach wie vor selten (Heiden et al., 2009; FBD, 2009; BMAS, 2013), was klar darauf hinweist, dass in Diskursen, in der Wissenschaft und Politik wie auch in der Praxis und bei den Akteurinnen und Akteuren selbst meist keine thematischen Verknüpfungen bestehen, keine Zusammenarbeit und Vernetzung existiert und schon gar keine intersektionale Herangehensweise an die jeweiligen Fragestellungen. Sie sind weder Thema noch sind sie vertreten und durch diese separierende Vorgehensweise entsteht gar der Eindruck, es gäbe diese Menschen gar nicht, was selbstverständlich nicht der Realität entspricht.

Doch was geschieht an der Schnittstelle Migrationshintergrund und Behinderung, wenn Menschen beiden kategorisierten Gruppen zugeordnet werden, sei es per Fremd- oder Eigendefinition? Menschen afrikanischer Herkunft mit einer Behinderung zum Beispiel bestätigen mir schon seit mehr als 20 Jahren, dass sie sich weder in den schwarzen *Communities* noch in Selbstorganisationen von Menschen mit Behinderungen aufgehoben fühlten. Nicht nur, weil sie meistens vereinzelt repräsentiert seien, sondern auch, weil ein wesentlicher Teil ihrer Persönlichkeit nicht wahrgenommen oder aktiv ignoriert werde. Sie

13 Von einer schwarzen Frau wird erfahrungsgemäss erwartet, dass sie Expertin zum Thema Rassismus ist, vor allem, wenn sie in Menschenrechts- und Anti-Diskriminierungszusammenhängen auftritt.

14 Ähnliche Aussagen waren auch in der Auswertungsrunde zu hören bei der Vorstellung der Ergebnisse der Befragung *Zugänge und Einblicke in das Gesundheitssystem von Migrantinnen/Migrantinnen mit Beeinträchtigungen* des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg (FBD, 2009).

würden mit einem als konkurrierend wahrgenommenen Persönlichkeitsaspekt nicht in die *eigene* Gruppe gehören, allenfalls würde sie toleriert, gelegentlich voll akzeptiert, häufig jedoch ausgegrenzt. Daher neigten sie dazu, abhängig vom jeweiligen Zusammenhang, mal den einen, mal den anderen Persönlichkeitsaspekt selbst zunehmend auszublenden. Als Reaktion ziehen sich offenbar viele zurück oder tauchen erst gar nicht in einem der Zusammenhänge auf, sind auf Veranstaltungen und Versammlungen nicht (mehr) präsent, in Migranten- beziehungsweise Behinderten-Selbstorganisationen sowie in Wissenschaft und Politik kaum vertreten. Sie sind unsichtbar und damit quasi nicht existent. Die gegenseitige Bedingtheit von Nicht-wahrgenommen-Werden und Nicht-präsent-Sein in Wissenschaft, Politik und sozialer Praxis unterstreicht ihre Unsichtbarkeit innerhalb der *eigenen* Organisationen und verstärkt sie darüber hinaus auch in anderen gesellschaftlichen Kontexten.

Das Zusammenwirken verschiedener Ausgrenzungsmechanismen wird kaum beachtet und deren Einfluss auf die spezifischen Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund nur selten wahrgenommen. Folglich werden zu wenig (neue) Erkenntnisse generiert und Wissen nicht (weiter)entwickelt, die diese spezifischen Lebenssituationen widerspiegeln. Somit können auch keine Strategien entworfen werden, um diese sehr spezifische Form der intersektionalen Diskriminierung an der Schnittstelle Migrationshintergrund und Behinderung abzubauen oder zu verhindern. Es werden auch keine Konzepte entwickelt, damit sie ihre – wie ich vermute – sehr komplexen Kompetenzen in die immer vielfältiger und verwobener werdende Gesellschaft einbringen können.

Fokus: Dynamiken an den Schnittstellen

Es gibt viele Fragen zu den Überschneidungssituationen und -prozessen, wie zum Beispiel: Würden sich aufeinander treffende Machtachsen gegenseitig verstärken oder eher schwächen? Würde, wie unter anderem Crenshaw (1991, 2) beschreibt, etwas völlig Neues entstehen, etwas, das weder in das eine noch in das andere Schema passe? Oder würde gar etwas Unsichtbares dadurch sichtbar gemacht?

Was bedeutet es somit zum Beispiel für eine schwarze Frau, die Rolli-Nutzerin ist, wenn zwei gegensätzliche Klischees aufeinandertreffen, nämlich die schwarze Frau als *Objekt sexueller Begierden* und die Frau im Rollstuhl als *geschlechtsloses Wesen*? Was bedeutet diese Art der Verflechtung für die Identität und Identitätsentwicklung dieser Frau, für ihr Selbstkonzept, ihr Verhalten gegenüber anderen Menschen, gegenüber Frauen oder Männern? Es ist zu vermuten, dass durch die Verflechtung zweier widersprüchlicher Konzeptionen

eine starke Dynamik entsteht, die oft für Aussenstehende in der Unsichtbarkeit stattfindet, die jedoch für die betreffende Person eine enorme Bedeutung und entsprechende Auswirkungen haben kann. In der Konsequenz kann dies entweder zu einer starken Verunsicherung oder zur Entfaltung enorm widerständiger Kräfte führen oder auch zu beidem gleichzeitig. Und was bedeutet es für das kollektive Selbstbild der betreffenden Migrationsgemeinschaften, und zwar sowohl für die Kinder wie für deren Eltern, wenn ein überdurchschnittlich hoher Prozentsatz ihrer Kinder in gesonderten Schulen¹⁵ mit dem sogenannten Förderschwerpunkt Lernen¹⁶ konzentriert wird? Und wie sollen Eltern verstehen, dass ihr Kind mit Behinderung nicht in die gleiche Schule gehen darf wie die anderen Geschwisterkinder, sondern in eine sogenannte Förderschule gehen muss, wenn ein derart segregiertes Schulsystem im Herkunftsland nicht existiert?

Was bedeutet dies zukunftsprospektiv für die Gesellschaft, in der der Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund weiter zunehmen wird?¹⁷ Was bedeutet es psychologisch für die Identität und das Selbstbild eines schwarzen Kindes mit einer Beeinträchtigung, wenn es ausschliesslich von Weissen therapiert wird, und auf welche Weise beeinflussen sich hier die zwei meist aufeinandertreffenden Konzepte von Normalität (*Weiss sein* und *Keine Beeinträchtigung haben*) gegenseitig? Und welche Rolle spielt dabei der historische Kontext? Welche Auswirkungen hat diese Kombination auf andere Aspekte der Persönlichkeit, zum Beispiel auf die Geschlechtsidentität, noch dazu, wenn die Therapierenden oft Frauen sind?

Zudem bedeutet das Zusammentreffen zweier Gesellschaftsmodelle, meist das vorwiegend individualistisch ausgerichtete und das tendenziell oft kollektivistische Modell, eine mögliche zusätzliche Verunsicherung. So herrscht in den nordeuropäischen Ländern eher die individualisierende Ideologie vor, als Erwachsene möglichst unabhängig und autonom zu leben, was auch für Menschen mit Behinderungen gilt. In mehr kollektivistisch orientierten Gesellschaften unterstützen sich die Mitglieder öfters auch gegenseitig, was dazu führen kann, dass der Aspekt der Sorge füreinander stärker gewichtet wird als der der Selbstbestimmung. Diese potenzielle Unterschiedlichkeit stellt auch den unhinterfragten Anspruch des individuellen *Empowerment* mit dem Ziel,

15 Auf die generelle Problematik des segregierenden deutschen Schulsystems kann ich hier nicht näher eingehen.

16 In Berlin beispielhaft wird unter dem Label «Inklusion» dieser Förderschwerpunkt abgeschafft. Es ist jedoch kaum erkennbar, dass Konzepte entwickelt und Rahmenbedingungen geschaffen werden, die tatsächlich dem menschenrechtlichen Prinzip von Inklusion gerecht werden.

17 An dieser Stelle wird nochmals die Notwendigkeit deutlich, eine andere Benennung für *Migrationshintergrund* zu finden, weil abzusehen ist, dass dieser Begriff künftig überhaupt nicht mehr greifen wird.

grösstmögliche Selbstständigkeit von Menschen mit Behinderung zu erreichen, teilweise etwas in Frage.

Fokus: Beeinträchtigung/Behinderung – Erklärungsansätze und Bewältigungsstrategien

Das Verständnis von dem, was als Behinderung definiert wird, ist in unterschiedlichen kulturell-religiösen Kontexten sehr verschieden. In einigen Sprachen kommt das Wort *Behinderung* gar nicht vor, in anderen gibt es keine Bezeichnungen für bestimmte Beeinträchtigungen (z.B. *geistige Behinderung*¹⁸). Menschen mit gewissen Beeinträchtigungen (unter anderem Blindheit und Schizophrenie) haben in einigen religiösen und spirituellen Gemeinschaften einen gesellschaftlich besonders geachteten Stellenwert, während in anderen Gemeinschaften Menschen mit bestimmten Beeinträchtigungen verachtet, versteckt und aus der Familie beziehungsweise Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Auch die Erklärungsansätze, wie es zu einer Beeinträchtigung kommt, sind vielfältig. So werden medizinische Gründe, ein Fluch, der sogenannte böse Blick, die Strafe einer Gottheit, das Schicksal oder die Schuld einer Person als Erklärung für die Ursache einer Beeinträchtigung herangezogen.

Doch auch der Umgang mit der Beeinträchtigung eines Sohnes oder einer Tochter kann sehr unterschiedlich sein. So kann der Umgang damit beim erstgeborenen Sohn ein fürsorglicherer sein als bei der Tochter. Dabei kann ein Nicht-wahrnehmen-Wollen der Beeinträchtigung des Kindes oder eine – aus welchen Gründen auch immer – nicht rechtzeitig begonnene oder verpasste Therapie im Kindesalter konkrete Auswirkungen auf die Beeinträchtigung und deren Verlauf haben. Hier herrscht der Anspruch vor, dass ein Kind (allgemein der Mensch) sich entwickeln muss und dabei so weit wie möglich unterstützt werden soll. Vielleicht existiert aber die Vorstellung in der Familie und/oder Herkunftsgesellschaft, dass ein Kind glücklich und gut behütet und versorgt ein Leben lang in der Familie leben soll. Was ist dagegen zu sagen? Dies berührt auch die Frage nach den Lebenszielen von und auch für Menschen mit und ohne Behinderung, mit und ohne Migrationshintergrund. An dieser Stelle tut sich ausserdem die Frage nach unterschiedlichen Vorstellungen über Rollen und Zuständigkeiten innerhalb der Familie und in den *Communities* auf. Wer ist generell für die Pflege und Betreuung in der Familie, für die gesundheitliche Versorgung, die Bildung usw. verantwortlich? Verändern sich diese im Hin-

18 Die Selbstorganisation *People First – Mensch zuerst* setzt sich vehement für die Bezeichnung *Menschen mit Lernschwierigkeiten* ein (Mensch zuerst, 2014).

blick auf das Kind beziehungsweise das Familienmitglied mit Behinderung? Verstärken sie sich oder verkehren sie sich sogar ins Gegenteil?

Eine grosse Herausforderung besteht darin, die jeweiligen Erklärungsansätze oder Bewältigungsstrategien im konkreten Kontext zu kennen und keinesfalls den kategorisierten Gruppen einfach unhinterfragt zuzuordnen. Die Strukturen von Familien in *Migrationscommunities* ähneln zunehmend den in Deutschland und auch in der Schweiz dominierenden Kleinfamilien und individualistischen Lebensentwürfen. So gibt es immer mehr ältere Menschen mit Migrationshintergrund, die nicht mehr in der Familie leben und von ihren Kindern gepflegt und versorgt werden. Gerade in der älteren Generation ist so auch der Anteil von Menschen mit Behinderung besonders gross. Vereine und Träger übernehmen zunehmend die Pflege und Unterstützung. Doch sind sie darauf genügend vorbereitet? Worauf müssen sie sich einstellen? Was müssen sie verändern, um den Bedürfnissen dieser Menschen gerecht zu werden? In einigen Ländern gibt es Unterstützungssysteme für Menschen mit Behinderungen, doch nicht in allen. Auch daher stellt sich die Frage, inwieweit das Eingebundensein beziehungsweise Nichteingebundensein in Migrationsbeziehungsweise Behindertengemeinschaften vor Ort Einfluss auf die jeweilige Lebenssituation, auf die jeweilige Unterstützung des Menschen mit Behinderung hat. Besteht gar der Anspruch, ohne staatliche Hilfe oder Unterstützung von Trägern klarzukommen und sich ausschliesslich auf das enge soziale Umfeld zu verlassen? Und wenn ja, von wem wird das pflegende Familienmitglied unterstützt und entlastet? Und wie sollen Familien Unterstützungsleistungen nutzen, wenn ihnen diese nicht bekannt sind, weil es sie im Herkunftsland nicht gibt?

Immer wieder haben Familien auch Angst, staatliche Leistungen in Anspruch zu nehmen, aus Furcht, den Aufenthaltsstatus zu verlieren, nicht eingebürgert zu werden oder weil bereits im Heimatland schlechte Erfahrungen mit Behörden gemacht wurden. Wie soll das Jugendamt als unterstützende staatliche Instanz für das behinderte Kind wahrgenommen werden, wenn es gleichzeitig immer wieder Probleme mit der Ausländerbehörde wegen des Aufenthaltes gibt? In welcher Konfliktsituation befindet sich möglicherweise eine Familie, wenn der Aufenthaltsstatus der gesamten Familie von dem Kind mit Behinderung abhängt und eine Besserung seines Zustandes möglicherweise negative Auswirkungen für den Aufenthaltsstatus hat?

Manche Menschen, die unter anderem auf Grund des permanenten und alltäglichen Rassismus mit psychischen Folgen zu kämpfen haben, werden zudem bei der Inanspruchnahme therapeutischer Hilfe genau wieder mit den rassistischen Klischees und Vorurteilen konfrontiert, derentwegen sie die – meist wissen – Therapeutinnen und Therapeuten (es gibt kaum Schwarze) aufgesucht haben. Welche Konsequenzen hat diese ziemlich ausweglose para-

doxe Situation für diese Menschen? Insbesondere bei Flüchtlingen, die lediglich eine Duldung und daher nur einen Anspruch auf medizinische Akutversorgung haben, werden zudem Therapien wie Logopädie oder Ergotherapie nicht finanziert. Was bedeutet dies insbesondere für traumatisierte Flüchtlinge? Besonders prekär ist die Situation illegalisierter Menschen mit Migrationshintergrund. Für sie gibt es weder unabhängige Beratungsmöglichkeiten noch medizinisch-therapeutische Unterstützung bei einer Beeinträchtigung oder chronischen Erkrankung.¹⁹ Diese Form des Nichthandelns, diese Art der unterlassenen Hilfeleistung kann durchaus als massive Menschenrechtsverletzung gewertet werden, vor allem in Bezug auf das Recht auf Gesundheit.

Die Kommunikation erweist sich neben rechtlichen Rahmenbedingungen sowie Versorgungs- und Behördenstrukturen als eine wesentliche Schlüsselbarriere im Kontext von Migrationshintergrund und Behinderung. Und Kommunikation meint hier mehr als die bloße sprachliche Übersetzung.

Häufig werden zudem in der direkten Kommunikation Machtverhältnisse offen ausagiert²⁰ und Menschen unmittelbar mit Vorurteilen über sie als Mitglied, über eine kategorisierte Minderheit oder Gruppe offen konfrontiert und damit diskriminiert. Diese Art der Kommunikation, die einem wertschätzenden und respektvollen Umgang völlig widerspricht, kann dazu führen, dass von dem betreffenden Menschen bestimmte Unterstützungsleistungen und Therapien nicht in Anspruch genommen werden, um sich dieser unmittelbaren Diskriminierung und Verletzung nicht weiter aussetzen zu müssen. Dies wiederum kann sich auf den gesundheitlichen Zustand oder die persönliche Entwicklung auswirken. In der Konsequenz können solche Mechanismen darüber hinaus zu struktureller Diskriminierung führen beziehungsweise diese verstärken.

Handlungsansätze und aktuelle Entwicklungen

Um das Ausmass, die komplexen Ausprägungen und Auswirkungen der spezifischen Diskriminierungen, aber auch ihre individuellen und kollektiven Potenziale zu erkennen, ist es Voraussetzung, die Lebenswirklichkeiten von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund mehrperspektivisch zu analysieren und entsprechende Handlungsansätze zu entwickeln. Als positives Beispiel sei hier die empirische Studie und das Netzwerk zur Partizipation mehrfach diskriminierter Menschen am Arbeitsmarkt an der Universität

19 Die Lebensbedingungen in der Illegalität können dabei wiederum selbst Ursache für die Beeinträchtigung oder chronische Erkrankung sein.

20 Macht wird auf unterschiedliche Weise offenbart, mal offener – mal subtiler, mal aktiver – mal passiver, mal direkter – mal indirekter.

Hamburg unter der Leitung von Marianne Pieper und der Projektkoordination von Jamal Haji Mohammadi erwähnt. In ihrem Beitrag zu dem Buch «Behinderung und Migration» beschreiben sie, wie Rassismus und Ableism als machtvollen, teils gewaltvollen Formen von Normierungs- und Ausgrenzungssystemen ineinandergreifen und als Folge zu – wie sie es nennen – limitierter Inklusion sowie zur Potenzierung von Diskriminierung führen (können), die sich bis hin zur Segregation und Marginalisierung zeigen (Pieper und Haji Mohammadi, 2014).

Das Motto der Behindertenrechtsbewegung «Nichts über uns – ohne uns» gilt auch für diese *Teilgruppe* der Menschen mit Behinderungen. Das 2012 ausgelaufene Projekt *Job-InforM* in Berlin hat Menschen mit Migrationshintergrund und Behinderung zu Integrationsbegleitenden ausgebildet, die potenzielle Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber für das Thema sensibilisieren und mittels *Peer Counseling* in den *Communities* beratend tätig sein sollen. Einige von ihnen arbeiten mittlerweile in Organisationen von beziehungsweise für Menschen mit Behinderungen zu dieser Schnittstelle. Ähnliche Projekte sind teilweise auch in anderen Städten zu finden. Auch nimmt die Zahl der Organisationen zu, die Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund als relevante Zielgruppe begreifen und entsprechende Beratung und Unterstützung anbieten. Dass das Thema zunehmend an Beachtung gewinnt, zeigt die steigende Zahl von Veranstaltungen teils intern in Organisationen, teils auf lokaler sowie Länder- und Bundesebene, teils herkunftsspezifisch oder herkunftsübergreifend ausgerichtet. Ebenso steigt die Zahl der Veröffentlichungen und Bücher. Auch finden sich Artikel in Fach- und Vereinszeitschriften, die dieses Thema aufgreifen sowie eine steigende Zahl von universitären Facharbeiten, manchmal auch nur zu thematischen Teilaspekten. Des Weiteren gibt es inzwischen einige Veröffentlichungen in meist türkischer, arabischer und manchmal auch russischer Sprache, die vor allem über Rechte informieren.²¹ Einige Organisationen, meist Behinderten- und Wohlfahrtsverbände, haben begonnen, Stellen für dieses Themenfeld einzurichten.

Aktuell beobachte ich, dass Migration(shintergrund) und Behinderung vorwiegend ein Thema grosser Verbände und Organisationen ist, die Menschen mit Behinderung beraten und unterstützen. Die Thematik wird auch eher im Behinderungskontext und weniger in Migrationszusammenhängen aufgegriffen. Selbst wenn es Beratungsstellen und Vereine für diese Bevölkerungsgruppe gibt, agieren diese in der Mehrzahl unter dem Dach einer anderen Behinderten- oder Wohlfahrtsorganisation. Selbstvertretungsorganisationen, wie zum

21 Zum Beispiel der Rechtsratgeber «Mein Kind ist behindert – Diese Hilfen gibt es» in deutscher Sprache sowie in türkisch-deutsch, arabisch-deutsch und vietnamesisch-deutsch (BVKM, 2014).

Beispiel *MINA – Leben in Vielfalt e.V.*²² oder *HUDA e.V.*²³ in Berlin, sind eher selten. Auch wird das Thema selbst vorwiegend im Kontext von Behinderung und noch selten in Migrantenorganisationen als relevant wahrgenommen.

Was noch fehlt, ist eine aktive Vernetzung von Organisationen aus dem Migrations- und Behinderungsbereich, wie zum Beispiel das beim AWO-Landesverband Berlin²⁴ angesiedelte «Fachforum Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte – Netzwerk für Integration und Inklusion». Doch auch hier gibt es ein Übergewicht von Organisationen aus dem Behinderungskontext, trotz einer in Berlin sehr aktiven *Migrationsszene*. Solche Vernetzung und Zusammenarbeit als eine Handlungsstrategie sehe ich als notwendig an, um gegenseitiges Verständnis und das Bewusstsein zu fördern, dass diese Bevölkerungsgruppe Teil der jeweils eigenen Zielgruppe beziehungsweise Gruppe ist. Solche *Cross-over*-Vernetzung fördert, dass das jeweils *andere* Thema als Querschnitt in den eigenen Strukturen und Praktiken verankert werden kann. Dabei sollte darauf geachtet werden, dass alle Migrantengruppen einbezogen werden. Denn bisher gibt es häufig eine Begrenzung auf meist türkische, arabische oder russische *Communities*. Vertretende der *Communities* mit afrikanischen, asiatischen oder anderen Wurzeln sind – nicht nur – in diesem Kontext selten vertreten. Damit fehlen ihre spezifischen Perspektiven und Erfahrungen sowie ihr Wissen. Eine breit angelegte Vernetzungsstrategie schliesst im Übrigen herkunftsspezifische Angebote und Aktivitäten nicht aus.

Wünschenswert sind intensivere Diskurse in beiden Kontexten, aber auch gemeinsam über ein breites Verständnis von Inklusion. Denn Inklusion bedeutet die Akzeptanz der Individualität jedes einzelnen Menschen und zugleich bedeutet sie, die Vielfalt menschlichen Seins als Normalität zu begreifen. Sie bedeutet auch – wie die UN-Behindertenrechtskonvention dies verdeutlicht – die einstellungs- und umweltbedingten Barrieren, die eine gleichberechtigte Teilhabe verhindern, in den Blick zu nehmen und abzubauen. Inklusion als menschenrechtliches Prinzip heisst, Nichtdiskriminierung, Chancengleichheit, gesellschaftliche Teilhabe und Barrierefreiheit (im weitesten Sinne) auf individueller, struktureller und institutioneller Ebene zu beachten. Inklusion heisst, Rahmenbedingungen zu schaffen, damit alle ihre Menschenrechte in allen gesellschaftlichen Bereichen gleichberechtigt und diskriminierungsfrei verwirklichen können.

22 Mina e.V. berät in Deutsch, Türkisch, Arabisch und Grundgebärdensprache.

23 Die Huda e.V. richtet sich vorwiegend an arabische Väter.

24 Die AWO (Arbeiterwohlfahrt) ist ein dezentral organisierter Wohlfahrtsverband.

Schlussfolgerungen

Intersektionale Verflechtungen und deren Mechanismen beeinflussen das Leben eines jeden Menschen. Je nach Situation und Kontext werden die unterschiedlichen Machtverhältnisse an den Schnittstellen – hier: Migrationshintergrund und Behinderung – wahrnehmbar, wirksam und auf unterschiedliche Weise ausagiert.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Relevanz des Themas zunehmend erkannt wird. Was fehlt, ist nach wie vor Wissen über die spezifischen Lebenswirklichkeiten von Menschen mit Migrationshintergrund und Behinderungen im Wirkungsfeld der verschiedenen Ausgrenzungsmechanismen und individuellen Bewältigungsstrategien. Handlungsbedarf besteht auch bei der Entwicklung und Umsetzung von inklusionsfördernden Handlungskonzepten. Diese sollten nicht an der Zuordnung zu Kategorien, sondern an den Lebensrealitäten der Menschen ausgerichtet sein. *Migrationshintergrund* und *Behinderung* können – wie alle Kategorien – dabei lediglich als Orientierungshilfe betrachtet werden. Das Ziel der Inklusion ist dabei nicht nur menschenrechtlich geboten, sondern bietet auch die Basis dafür, den vielschichtigen Herausforderungen an dieser diskriminierungsrelevanten Schnittstelle von Ableismus und Rassismus angemessen zu begegnen.

Literatur

- BGBL, Bundesgesetzblatt (2008). Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen vom 13. Dezember, Bundesgesetzblatt (BGBL) 2008 II, 1419.
- BMAS, Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2013). *Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen*, Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Referat Information, Publikation, Redaktion: Bonn.
- BRK, Behindertenrechtskonvention (2006). Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, UNO: New York.
- BVKM, Bundesverband für körper- und mehrfachbehinderte Menschen e.V. (2014). *Rechtsratgeber*, auf <http://www.bvkm.de/recht-und-politik/rechtsratgeber.html> (Zugang: 29.09.2014).
- Crenshaw, Kimberle (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, *Stanford Law Review*, 43(6): 1241–1299.
- Europäische Kommission, GD Beschäftigung und Soziales (2002). Aktionsprogramm der Europäischen Gemeinschaft zur Bekämpfung von Diskrimi-

- nierungen 2001 bis 2006. Kompendium. Transnationale Aktionen für den Austausch von Informationen und bewährte Verfahren, EU: Brüssel.
- FBD, Federas Beratung Deutschland AG (Hrsg.) (2009). Auswertung Fragebogen zum Projekt «Zugänge und Einblicke in das Gesundheitssystem von Migranten/Migrantinnen mit Beeinträchtigungen», Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg, Federas: Berlin.
- FBD, Federas Beratung Deutschland AG, Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg (Hrsg.) (2004). *Zugänge und Einblicke in das Gesundheitssystem von Migranten/Migrantinnen mit Beeinträchtigungen*, Federas: Berlin.
- Gummich, Judy (2004). Schützen die Antidiskriminierungsgesetze vor mehrdimensionaler Diskriminierung? In: Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin des Türkischen Bundes in Berlin-Brandenburg (Hrsg.), *QUEbERlin – Mehrfachzugehörigkeit als Bürde oder Chance?* Berlin: o.A., 8–12.
- Gummich, Judy (2010). Migrationshintergrund und Beeinträchtigung – Vielschichtige Herausforderungen an einer diskriminierungsrelevanten Schnittstelle, in: Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, transcript: Bielefeld, 131–152.
- Heiden, H.-Günter; Srna, Christiane; Franz, Katarina (2009). Zugangswege in der Beratung chronisch kranker/behinderter Menschen mit Migrationshintergrund. Eine Feldstudie, Stiftung LEBENSNERV: Berlin.
- Mensch zuerst (2014). Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e.V., <http://www.people1.de>.
- Pieper, Marianne; Mohammadi, Jamal Haji (2014). Partizipation mehrfach diskriminierter Menschen am Arbeitsmarkt. Ableism und Rassismus – Barrieren des Zugangs, in: Wansing, Gudrun und Manuela Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität*. Wiesbaden: Springer VS, 221–251.
- Spiewak, Martin (1999). Die stille Selektion, in *Zeitonline.de* http://www.zeit.de/1999/01/Die_stille_Selektion (Zugang: 10.10.2009).
- Statistisches Bundesamt (2014). 7,5 Millionen schwerbehinderte Menschen leben in Deutschland. Pressemitteilung vom 29.07.2014 – 266/14 des statistischen Bundesamts. Wiesbaden: DeStatistis.
- Winker, Gabriele; Degele, Nina (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, Bielefeld: transcript.

Migration und Beeinträchtigung – Zum Filmprojekt *Dort ist hier*

Irina Radu

Einleitung

Wie können komplexe identitäre Bezüge zu Migration und Beeinträchtigung filmisch dargestellt werden? Das Filmprojekt «Dort ist hier», das im Rahmen einer Forschungsarbeit, die durch die «Stiftung Arkadis»¹ in Olten in Auftrag gegeben worden ist, soll eine Antwort auf diese Frage geben, wenn auch nur eine bescheidene.

In Absprache mit der Stiftung Arkadis erklärten sich zwei Klienten, Astrit und Samson, und eine Klientin, Monia, bereit, zusammen mit ihren Familien und ihren jeweiligen institutionellen Bezugspersonen an unserem² Filmprojekt, dessen Resultat diesem Buch in Form einer DVD beigelegt ist, teilzunehmen. Dabei verband die drei Personen eine grosse Gemeinsamkeit, nämlich dass alle Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen sind, die gleichzeitig auch Migrationserfahrungen – entweder selbst oder in der Familie – durchlebt haben. Mit der Absicht das Leben von Astrit, Samson und Monia in möglichst vielen Aspekten zu betrachten, sprachen wir mit ihnen – während wir sie bei ihren täglichen Aktivitäten begleiteten – entweder (sofern möglich) selbst oder gemeinsam mit ihren Betreuungspersonen und ihren Familien.

Trotz ihrer Gemeinsamkeiten unterscheiden sich Astrit, Monia und Samson jedoch auch stark, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer Migrationsgeschichten als auch in Bezug auf ihre Behinderungen. So ist bereits der sie vereinende Begriff *Migration* insofern trügerisch, als alle unterschiedlichen Einwanderungsgruppen zuzurechnen sind, indem Monia, deren Eltern im Zuge der italienischen Arbeitsmigration in die Schweiz eingewandert sind, eine bereits in der Schweiz geborene *Seconda* ist und im Unterschied dazu Astrit erst als

1 Die Stiftung Arkadis ist ein Dienstleistungs- und Fachzentrum für Erwachsene mit einer Behinderung, primär mit einer kognitiven Beeinträchtigung und/oder zerebralen Bewegungsstörung, die in der Stiftung Arkadis leben und/oder in einer Tagesstätte arbeiten. Weiter bietet die Stiftung Arkadis Dienstleistungen an für Kinder und Jugendliche, inklusive ihrem Umfeld, mit einer Behinderung, Entwicklungsbeeinträchtigung oder -gefährdung sowie mit einem besonderen gesundheitlichen oder sozialen Unterstützungsbedarf (siehe auch www.arkadis.ch).

2 Das Filmteam bestand aus Anna Weber, Dana Pedemonte und Irina Radu. Sandro Cattacin begleitete den Film konzeptuell.

Kind, zusammen mit seiner Familie, aus dem Kosovo geflüchtet ist. Und Samson, unser dritter Darsteller, verbrachte nicht nur seine Kindheit sondern auch den grössten Teil seiner Jugend in einem afrikanischen Land. Doch auch in Bezug auf die Art der Beeinträchtigung bestehen zwischen Astrit, Monia und Samson Unterschiede, wie beispielsweise hinsichtlich Sprache, Mobilität oder Alter. Dabei handelt es sich bei diesen Unterschiedlichkeiten nicht um unverrückbare Realitäten, denn sowohl Migration wie auch Behinderung sind nicht nur in ihrer Ausgestaltung unterschiedlich, sondern auch einem ständigen Wandel ausgesetzt. In der Stiftung Arkadis werden beispielsweise die Bewohnerinnen und Bewohner oder die in der Tagesstätte arbeitenden Menschen mit einer Beeinträchtigung täglich agogisch gefördert, um Fähigkeiten sowohl zu erhalten als auch zu erweitern. Aber auch die Migrationserfahrung verändert sich im Laufe der Zeit, so zum Beispiel über das Zusammentreffen mit anderen Personen, durch Ortswechsel oder auch schlicht durch die Entwicklung der Reflexivitätsfähigkeit in Bezug auf die eigene Geschichte. Identitäre Bezüge, seien sie auf Migration oder eine Beeinträchtigung bezogen, sind somit flüchtig und ständiger Veränderung ausgesetzt (Anthias, 2013). Diese Tatsache galt es auch bei unseren drei Hauptdarstellenden filmisch zu berücksichtigen.

Eine weitere Herausforderung stellte für uns die Kommunikation dar, deren Gelingen für das Führen biografischer Interviews für uns unverzichtbar war. Doch Astrit, der sowohl Schweizerdeutsch als auch Deutsch und Albanisch beherrscht, konnte mit uns nur über einen Sprachcomputer auf Deutsch kommunizieren. Monia sprach und verstand zwar sowohl Deutsch, Schweizerdeutsch als auch Italienisch, war aber nicht immer einfach zu verstehen, während Samson zum Zeitpunkt unseres Films nur wenige Worte und Sätze sprach. Während des Drehs stellte sich dann jedoch bald heraus, dass unsere Sorge grösstenteils unbegründet war, da nicht nur verbale sondern die *nonverbale* Kommunikation zu unserem klaren Wegweiser in der Interaktion werden sollte, indem wir über Zeichen, eigens für sie erstellte Kommunikationskarten oder einfach nur mittels Körpersprache und Mimik kommunizierten.

Neben der eigentlichen Kommunikation fragten wir uns anfänglich auch, ob Astrit, Samson und Monia das Filmprojekt beziehungsweise die Filmsituation kognitiv überhaupt erfassen konnten, und wie *abstrakt* die Fragen eigentlich sein durften, die wir ihnen stellten, damit sie auch diese verstehen und beantworten konnten. Ganz besonders beschäftigte uns dabei die Frage, wie wir trotz ihrer Einwilligung, am Film mitzumachen, das Überschreiten jeglicher persönlicher Grenzen und das Ihnen-zu-Nahe-treten verhindern konnten. Im Verlauf des Drehs wurde uns dann zunehmend bewusst, dass Antworten auf diese und ähnliche Fragen grundsätzlich sehr schwierig waren, insbesondere blieb der Begriff *kognitive Fähigkeiten* weitgehend undefinierbar, ja, er wurde gar umso diffuser desto besser wir Astrit, Monia und Samson kennenlernen-

ten. Eine häufig von Seiten der Betreuenden während unserer Drehzeit in der Stiftung Arkadis gehörte Bemerkung: «Unser [Name] versteht alles», gibt das Gefühl sehr gut wieder, das auch wir gegenüber Astrit, Monia und Samson zunehmend empfanden. So kamen wir zu der Erkenntnis, dass letztlich die Fähigkeit zur facettenreichen und tiefgründigen *Kommunikation* dessen, was sie empfinden und wahrnehmen, meist die grössere Hürde für Astrit, Monia und Samson darstellte, die es tagtäglich und auch im Umgang mit uns zu überwinden galt, als deren *kognitiven* Fähigkeiten.

Der filmische Ausgangspunkt und Rahmenbedingungen

Bereits zu Beginn entschieden wir uns, ein filmisches Porträt über die Lebenswelt von Astrit, Monia und Samson zu produzieren, jeweils auf der Basis dreier unterschiedlicher Perspektiven, nämlich der Lebenswelt in der Stiftung Arkadis, der sozialen beziehungsweise familiären Lebenswelt sowie der individuellen Lebenswelt. Dabei interessierte uns vor allem, wie es sich an der Schnittstelle zwischen *Behinderung* und *Migration* leben lässt, beziehungsweise wie sich diese sozialen Konstruktionen gegenseitig beeinflussen. Aber auch, ob und wenn ja, in welcher Form, sich diese Schnittstelle auf das Leben von Astrit, Monia und Samson, aber auch auf deren Umfeld, wie die Familie und die Mitarbeitenden der Stiftung Arkadis, auswirkt. Einen besonderen Fokus wollten wir auf die Frage richten, ob die Kategorie *Behinderung* alle anderen Kategorien, wie Migration, sexuelle Orientierung, Alter usw. überdeckt, so dass jegliche ansonsten übliche zusätzliche Zuschreibungen angesichts der Behinderung in den Hintergrund rücken. Die Antwort möchten wir hier bereits vorwegnehmen. Unsere Begegnung mit Astrit, Monia und Samson hat uns gezeigt, dass auch Menschen mit Behinderungen durch zusätzliche Kategorien oder Zuschreibungen geprägt werden, wie hier eben durch ihre besonderen Migrationserfahrungen, aber auch durch ihr Geschlecht und die daran gekoppelten gesellschaftlichen Erwartungen, wobei das Ausmass des Einflusses all dieser Kategorien auf die konkrete Lebenswelt jeweils unterschiedlich ist.

Ausgehend von diesen auf der Intersektionalitäts- und Identitätsforschung basierenden Forschungsfragen (Walby et al., 2012; Martuccelli, 2007), entwickelten wir anschliessend mehrere thematische Schwerpunkte³ für unsere Interviews mit Astrit, Monia und Samson. Wir informierten uns im Vorfeld bewusst nicht über lebensweltliche und andere Hintergründe von Astrit, Monia

3 Unsere thematischen Schwerpunkte in den Interviews waren Selbstdarstellungen, Fremddarstellungen, Erfahrungen erfolgreicher und gescheiterter Interaktionen, Sprachen, Ursprung, Nationalität, Inklusion, Zufriedenheit und Hoffnungen.

und Samson, da wir beabsichtigten, diese im Laufe der Interaktionen mit ihnen und ihrem Umfeld Schritt für Schritt zu erschliessen. Während der Forschung wollten wir dann induktiv vorgehen, indem wir diese im Voraus festgelegten Fragestellungen kontinuierlich adaptierten (Glaser und Strauss, 1967).

Die Dreharbeiten fanden zwischen dem 22. und dem 29. Juni 2013 statt. Im Laufe dieser Woche filmten wir mehrere Interviews mit den jeweiligen Bezugspersonen in der Stiftung Arkadis – teils im Beisein, teils ohne Beisein von Astrit, Monia und Samson – sowie mit den Familienangehörigen, teilweise auch bei diesen Zuhause. Daneben filmten wir unsere drei Hauptdarstellenden während ihren Tagesaktivitäten mehrheitlich in den Ateliers der Stiftung Arkadis, zum Teil auch zu Hause. Dabei war uns wichtig, unvoreingenommen auf unsere filmische Arbeit zuzugehen und unseren Gesprächspartnerinnen und -partnern für diejenigen Aspekte, die sie uns erzählen wollten⁴, so viel Raum wie nur möglich zu geben. Besonders beeindruckt waren wir von dem grossen Vertrauen, das uns alle von uns Interviewten schenkten, insbesondere auch die Offenheit, mit der sie vor laufender Kamera auch über sehr persönliche Ereignisse sprachen.

Für die Montage standen uns dann insgesamt über 20 Stunden Filmmaterial zur Verfügung, was uns erlaubte, unserem Ziel, die aufgrund des Ursprungsorts, der Sprache, des Geschlechts und der Behinderung intersektional komplexen Identitäten von Astrit, Monia und Samson aufzuzeigen, sehr nahe zu kommen. Dabei hatten alle drei uns eine andere Geschichte zu erzählen, und vor allem – was uns letztlich nicht nur erstaunte, sondern auch berührte – eine Geschichte, die nicht nur von der Behinderung oder der Migrationserfahrung handelte, sondern von zutiefst menschlichen Vorlieben und Sehnsüchten. Diese ganz persönlichen Sehnsüchte strukturierten dann in der Folge auch unseren Film über die Lebenswelten von Menschen mit einer Behinderung und einer Migrationserfahrung, nämlich Monias Sehnsucht nach Italien, Astrits Wunsch nach Bewegung und vielleicht auch ein bisschen mehr Freiheit und Samsons offenkundige sehnsüchtige Leidenschaft für Technik und ein bisschen mehr Kommunikation.

So ist ein Filmdokument entstanden, das verschiedene Aspekte hinsichtlich der Schnittstelle von Migration und Behinderung beleuchtet, die aus unserer Sicht auch in einem (sonder)pädagogischen Rahmen thematisiert werden könnten und auf die wir im Folgenden daher noch näher eingehen möchten, eben zu verstehen als Reflexion über eine mögliche pädagogische Praxis mit dem Filmdokument. Dabei denken wir, dass teilweise auch nur einzelne Filmausschnitte als Grundlage für Diskussionen über die nachfolgenden Aspekte

4 Bei Samson, der sich sprachlich kaum mitteilen konnte, wurden die Interviews mit Hilfe seiner Geschwister oder seiner Bezugsperson geführt.

dienen könnten, weswegen wir an verschiedenen Stellen auch die entsprechenden Zeitangaben für den Film angegeben haben.

Das Spannungsfeld Institution und Familie

Sandro Cattacin und Dagmar Domenig sprechen in ihrem Beitrag in diesem Buch von der Notwendigkeit der Anerkennung von Menschen mit pluralen und komplexen Identitäten im institutionellen Kontext, und zwar sowohl im Gesundheits- wie auch im Sozialbereich. Sie betonen dabei, dass Menschen mit komplexen Identitäten (Migration, Gender, Behinderung) nicht einfach als bloße Summe ihrer soziologischen Etiketten zu betrachten sind, sondern als individuelle Personen mit mehr oder weniger komplexen Identitäten. Dabei beschreiben sie auch, wie Institutionen, beispielsweise Krankenhäuser oder Migrationsämter, mit unterschiedlichen Zielgruppen – vielleicht bedingt durch ihr Streben nach Effizienz im Arbeitsalltag – häufig auf Vereinfachungen zurückgreifen, um Menschen mit komplexen Identitäten *behandeln* oder *verwalten* zu können. Die vor ihnen stehende Person wird dadurch vor allem auf diejenige soziologische Kategorie reduziert, mit der die Institution sich am besten auskennt. Dies führt dazu, dass die Migrationsbehörde sich mit dem Aspekt der Migrationserfahrung auseinandersetzt und die Organisation für Menschen mit Behinderungen sich hauptsächlich für die Behinderung interessiert. Dies ist jedoch, wie Domenig und Cattacin eindrücklich zeigen, genau der Grund, warum sich Menschen im Spektrum von Migration und Behinderung manchmal missverstanden fühlen. Denn gerade durch diese faktische Verneinung eines wichtigen Aspekts einer sozialen Identität können folgenreiche Verständigungs- und in der Folge dann auch Behandlungs- oder Beratungslücken entstehen.

Im Film «Dort ist hier» wird dieses Problem ebenfalls ansatzweise angesprochen. So wird während des Gesprächs mit Monias Familie (11:04–11:40) deutlich, dass für Monias Eltern die Frage nach der Unterstützung Monias nach ihrem Ableben eine ihrer grossen Sorgen darstellt. Sie erwecken gar den Eindruck, als sei dieser vermutlich relativ weit in der Zukunft liegende Zeitpunkt ein ständiger Referenzpunkt ihrer Planung im Hier und Jetzt. Auch Monia scheint die einschneidende Wirkung dieser (hoffentlich noch) fernen familiären Transition bewusst zu sein.

Die Frage nach der Betreuung eines Familienangehörigen mit kognitiven Beeinträchtigungen nach dem Tod der nahen Familienangehörigen beschäftigt wohl die meisten betroffenen Familien. Im Migrationskontext könnten diese Sorgen noch verstärkt auftreten, zum Beispiel wegen eines weniger dichten Netzwerks von Verwandten und Bekannten, bedingt durch die Tatsache, dass

viele dieser Menschen im Ursprungsland wohnen (Cattacin, 2007: 32). Es ist wichtig und zwar für Familien mit und ohne Migrationserfahrung, dass solche Themen angesprochen und bei Bedarf auch Beratung oder Begleitung durch die Institutionen angeboten werden, was wiederum dazu beitragen könnte, die Distanz zwischen der Institution und den Familien zu verringern, die zwar im Rahmen unseres Films wenig spürbar war, jedoch laut Cattacin und Domenig ein häufiges Problem im Kontakt zwischen Menschen mit komplexen Identitäten und Institutionen ist.⁵

Die Rolle familiärer Kontexte in der emotionalen Stabilisierung

Ein weiterer Aspekt, der in diesem Film immer wieder zum Ausdruck kommt, ist die Rolle der Familie (oder funktionaler Äquivalente wie starke freundschaftliche Bande) als Ort der emotionalen Stabilisierung auf der einen Seite und die institutionelle Einbettung als Ort des strukturierten Lernens auf der anderen Seite. Dass diese Dichotomie durchaus fließend sein kann, zeigt uns die Bezugsperson von Samson eindrucklich auf, wenn sie darüber spricht, dass Samson manchmal ein starkes Bedürfnis nach Zuneigung und menschlichem Kontakt habe, sie aber als professionelle Betreuende auch gewisse Grenzen ziehen müsse (18:07–19:03). Und gerade deshalb werden ausserhalb einer Institution liegende Orte emotionaler Stabilisierung enorm wichtig, da diese vorbehaltlos komplexe Identitäten aufnehmen können und die verschiedenen identitären Bezüge nicht hinterfragen müssen. Die institutionelle Bezugsperson kann sich nicht gleichermassen auf die Förderung der Fähigkeiten des Individuums sowie die Suche nach emotionaler Stabilität einlassen. Denn Fördern bedeutet eben auch Unruhe zu stiften, anzuregen, sich zu verändern, was wiederum destabilisieren kann. Wenn jedoch parallel dazu Lebensbereiche der emotionalen Stabilisierung und Ruhe existieren, kann auf diese institutionelle Förderung besser eingegangen werden (Kaufmann, 1988: 403). Genau deshalb ist es für den Erfolg institutioneller Fördermassnahmen von so grosser Bedeu-

5 Gleichzeitig wäre es natürlich reduzierend und gewissermassen paternalistisch, von diesem Beispiel ausgehend anzunehmen, dass alle Familien mit Migrationserfahrung und Beeinträchtigung von dieser spezifischen Sorge betroffen sind. Immerhin wurde das Problem der Betreuung nach dem Tod der Eltern im Falle der jeweiligen Familien von Astrit und Samson nicht hervorgehoben. Dies könnte aber auch daran liegen, dass diese einer jüngeren Generation angehören und diese Frage sich ihnen somit nicht dringend stellt. Auch führt Migration nicht immer zu schwächeren familiären Netzwerken. Auch hier zeigt sich in der Realität eine sehr grosse Variabilität. Insofern könnte durchaus daraus geschlossen werden, dass ein Beratungsangebot in Form einer institutionellen Kontaktperson oder Anlaufstelle wichtig sein kann, ohne dass daraus ein Handlungs- oder Kommunikationszwang für die Familie oder für die Institution entstehen sollte.

tung, auch diese externen, auf die emotionale Stabilisierung spezialisierten Kontexte zu stärken. Im Migrationskontext besteht jedoch die Gefahr – wegen der Migrationserfahrung und damit verbundener Barrieren – diese notwendigen familiären Kontakte auch von Seiten der Institution zu wenig zu fördern. Dabei wäre es gerade hier wichtig, deren besonderen Bedürfnisse zu (er)kennen, deren zentrale Rolle in der emotionalen Stabilisierung anzuerkennen und vor allem auch zu stärken. Dabei können Kommunikationsbarrieren mit dem Einsatz professioneller dolmetschender Personen meist zu einem grossen Teil bereits überwunden werden.

Die Förderung individueller Fähigkeiten einerseits und die emotionale Stabilisierung andererseits baut dabei auf gegensätzlichen Voraussetzungen auf. Während die Arbeit an den Fähigkeiten des Individuums Struktur und Organisation sowie die Einhaltung gewisser Regeln zwecks Koordination einer Vielzahl von Individuen voraussetzt, verlangt umgekehrt die Stabilisierung der Gefühlswelt genau das Gegenteil: eine gewisse Freiheit der zeitlichen Gestaltung, eine Lockerheit im zwischenmenschlichen Umgang und eine emotionale, aber auch körperliche Nähe, die nur durch die Familie oder funktionale Äquivalente von Beziehungen übernommen werden kann.

Stärken stärken

Durch die emotionale Stabilisierung leisten Familien und andere enge freundschaftliche Bezugspersonen somit einen wichtigen Beitrag in der Förderung individueller Fähigkeiten. Dabei nehmen sie teilweise auch Potenziale wahr, die allenfalls innerhalb der Institution so nicht erkannt beziehungsweise sich nicht problemlos in den institutionellen Ablauf einfügen lassen. Samsons Vorliebe für Technik zum Beispiel ist ein Hinweis auf ein solches Potenzial, das in der Szene im Holzatelier zum Vorschein kommt, wo offensichtlich wird, dass Samson lieber ein technisches Gerät auseinandernehmen als Holz sägen würde (21:48–23:22). Auch Samsons Geschwister weisen auf dieses Potenzial hin und wünschen sich, dass Samson hier vermehrt gefördert wird (23:30–24:30). Auch wenn sich – aufbauend auf den Thesen Amartya Sens (Sen, 1992) – der Fokus im Bereich der institutionellen Arbeit mit Menschen mit Behinderungen bereits seit Jahrzehnten von der Minimierung der Schwächen hin zur Stärkung der Stärken verschoben hat, gibt es in der Praxis diesbezüglich nach wie vor Mängel in der Umsetzung. Und hier spielen die Familien und anderen freundschaftlichen Bezugspersonen eine wichtige Rolle, da sie solche Stärken ausserhalb des institutionellen Rahmens teilweise auch eher oder anders wahrnehmen oder schlicht genauer beobachten können. Auch bei Astrit kommt der Wunsch nach einer Gestaltung der Zeit nach seinen Vorlieben und Fähigkeiten

mehrmals zum Ausdruck, und zwar sowohl durch seine Bezugsperson (04:38–05:34) als auch durch andere Mitarbeitende in der Stiftung, die ihm, so oft es geht, die Möglichkeit geben, seinen Bewegungsdrang und seinen Einsatzwillen für die Institution auszuleben (04:06–04:38). Der Wunsch nach befähigenden Aktivitäten in der Organisation des täglichen Lebens ist somit ein gemeinsames Anliegen sowohl der Institution als auch der Familien, doch auch hier braucht es den regelmässigen gemeinsamen Austausch, auch im Migrationskontext.

Die Rolle des Ursprungortes im Leben

Innerhalb der Institution schien die Komponente der Nationalität ausser auf einer spielerischen und ironischen Ebene des persönlichen zwischenmenschlichen Umgangs – die *Italianità* Monias wird so fast zu einem *running gag* zwischen ihr und den Angestellten der Stiftung Arkadis (19:05–19:19; 21:01–21:37) – keine grosse Rolle zu spielen. Die Migrationsgeschichte im institutionellen Kontext wurde nicht eingesetzt, um Personen zu stigmatisieren, im Gegenteil, eine transkulturelle Haltung (Domenig, 2007), die genau diese Komponente ständig zu überwinden versucht, stand im Vordergrund. Dies bedeutet erstens, dass der Lebensstil einer Person zwar sozusagen zur Person gehört, aber auch veränderbar ist und daher nicht zu einer Objektivierung der Person führen darf. Dabei handelt es sich zweitens nicht um eine neutrale Haltung, sondern um den bewussten Einbezug sich verändernder Verschiedenheit in die institutionelle Arbeit. Es schien den Personen jederzeit freizustehen, sich wie auch immer auf ihre *Kultur* und *Heimat* zu beziehen oder auch nicht, und wenn sie es taten, wurde dies nicht in Frage gestellt. Offen muss hier bleiben, inwiefern sich die Institution primär der zu betreuenden Person auf diese Weise oder transkulturell annähern konnte, auch weil Stigmatisierungen in einer länger andauernden professionellen Beziehung meist ganz von selber relativiert werden. Daraus kann jedoch meist nicht gefolgert werden, dass im Kontakt mit der Migrationsfamilie dann nicht doch auch wieder stigmatisiert, ausgewichen oder aber notwendige Instrumente, wie Übersetzungen, nicht angewandt werden.

Plurale und komplexe Menschen

Menschliche Komplexität ist ein wichtiges Thema im Spannungsfeld einer Existenz zwischen der Migrationserfahrung und kognitiven Beeinträchtigungen. Es ist vor allem die letztere Kategorie, die Kategorie der *Behinderung*, die manchmal zu einer Übersimplifizierung der Wahrnehmung der hinter dem

Etikett steckenden Menschen führt. Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen sind komplexe Menschen. Diese Feststellung mag banal anmuten und dennoch hat uns der Kontakt mit Astrit, Monia und Samson im Rahmen unseres Films genau dies aufgezeigt. Diese Erlebnisse führten auch dazu, dass wir den Begriff der *kognitiven Beeinträchtigung* im Laufe der Zeit, die wir mit Astrit, Monia und Samson verbrachten, vermehrt zu relativieren begannen. Natürlich hatten und haben sie physische und kognitive Beeinträchtigungen, die sie im Sprachausdruck oder auch in der Mobilität behindern. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie nicht auch zu einer grossen emotionalen und gedanklichen Komplexität fähig wären, was wir im Folgenden an zwei Beispielen – nämlich der Selbstinszenierung sowie dem Ausdrücken von Sehnsüchten – illustrieren möchten.

Eines unserer Hauptanliegen war es von Anfang an, die Grenzen unserer Protagonisten und unserer Protagonistin jederzeit zu respektieren. Da wir nicht wussten, wie gut wir es schaffen würden, mit ihnen zu kommunizieren, nahmen wir uns vor, beim Filmen zurückhaltend zu sein und eine gewisse Distanz zu wahren. Während der filmischen Arbeit verdeutlichte sich uns, dass unseren drei Hauptdarstellenden die Möglichkeit der eigenen Inszenierung oder Darstellung sehr wohl bewusst war und sie gar angingen, uns aus der uns selbst verordneten Ecke der Distanz wieder herauszuholen.

So war es für Monia selbstverständlich, dass sie uns etwas *zeigen muss*, wie auch ihrem Ausruf aus dem Film «Händ ihr gseh?» (19:33–19:46) zu entnehmen ist, wo sie uns fragt, ob wir gesehen hätten, wie sie einen Papierkranz besticke. Ihr klarer Sinn für Inszenierung (und Selbstinszenierung) manifestiert sich einerseits in der ständigen Beteuerung, dass sie an den Tagen, an denen sie wusste, dass sie gefilmt wurde, ihr *bestes T-Shirt* angezogen habe, andererseits dadurch, dass sie vor jedem Spiegel, den sie finden konnte, Halt machte, um ihr Aussehen zu überprüfen. Am augenfälligsten war jedoch Monias Verständnis für die Filmsituation und ihre damit verbundene Inszenierung, als sie – nachdem sie sich im Atelier bereits an den Tisch gesetzt hatte – nochmals aufrichtete um ihre Gehhilfe, die hinter ihr stand und gross im Hintergrund unserer Kameraeinstellung prangte, dezidiert aus dem Bild zu schieben. Sie schien also einen klaren Blick dafür zu haben, wie sie wirken wollte. In diesem Fall entschied sie sich dafür, den prominentesten Signifikant ihrer Behinderung nicht zu zeigen. Man könnte auch mutmassen, dass sie sich vielleicht der Assoziationen, die mit einer Behinderung verbunden sind, sehr wohl bewusst war, und dass sie sich vielleicht aus Scham, vielleicht aus Eitelkeit davon abgrenzen wollte.

Auch Astrit war sich der Filmsituation jederzeit bewusst und bemühte sich sichtlich in allen Ateliers, in denen wir ihn im Laufe unseres Drehs begleiteten, besonders aktiv und engagiert zu zeigen. Es ist so gesehen auch nicht zufäl-

lig, dass Astrit im Film fast immer in Bewegung erscheint. Dies ist seine Wahl der Inszenierung oder diejenige Rolle, die er für sich selbst gewählt hat, eine Rolle, die er auch sonst im institutionellen Alltag gemäss den Berichten seiner Betreuungspersonen einnimmt, doch schien er sie für die Dreharbeiten mit noch mehr Nachdruck zu erfüllen (03:29–04:03).

Samson, der uns und der Kamera gegenüber am Anfang eher skeptisch war, setzte sich mit der Zeit ebenfalls auf seine Art in Szene, indem er zum Beispiel vor seinem Regal stand, offensichtlich für die Kamera posierte und mit betonter Lässigkeit auf seine Bücher und Autos zeigte (17:54–18:02).

Das zweite Beispiel für die emotionale und gedankliche Komplexität unserer Hauptdarstellenden erschloss sich uns erst nach Beendigung der Dreharbeiten während der Phase der Montage, in der wir am intensivsten über unsere Protagonisten und unsere Protagonistin reflektierten. Dies insbesondere auch anhand der Frage, wie wir die bei Astrit, Monia und Samson vorgefundene, gedankliche und emotionale Komplexität überhaupt filmisch festhalten konnten. Dabei fiel uns eine weitere, über die kognitive Beeinträchtigung und die Migrationserfahrung hinausgehende Gemeinsamkeit auf, nämlich die Sehnsucht, als eine Dimension ihrer Existenz, die sich in verschiedenen Momenten mehr oder minder direkt gezeigt hatte und die sie entweder selbst geäußert oder jemand aus ihrem Umfeld ausgedrückt hatte.

Astrits Sehnsucht wurde durch die Menschen in seiner unmittelbaren Umgebung thematisiert und durch sein eigenes Verhalten bestätigt. Es handelte sich um die Sehnsucht nach Bewegung, oder – wie seine Bezugsperson es artikuliert – um die Sehnsucht nach Verantwortung und Wirken. Das ständige (schnelle) Hin-und-her-Fahren, die Art und Weise, wie er im Gartentelier beauftragt wurde, den Pflanzenabfall zu entsorgen (03:29–04:03), oder auch der Slalomlauf, der extra für ihn immer wieder aufgebaut wurde, damit er seinen Bewegungsdrang ausleben kann (04:38–05:34), all dies sind wichtige Momente, in denen Astrits Sehnsucht durch die Institution, in der er tagtäglich arbeitet, anerkannt und im Rahmen ihrer Möglichkeiten erfüllt wird.

Samsons Sehnsucht, zumindest eine davon, wurde uns – obwohl er selbst nicht darüber sprechen konnte – in dem Moment bewusst, als er während des Holzateliers sich plötzlich dafür entscheidet, einen alten Videoplayer auseinanderzuschrauben, um ihn dann wieder zusammenzubauen (21:48–23:22). Dieser Moment kam vollkommen unerwartet und war von niemandem so geplant. Es war denn auch Samson, der das herumstehende Gerät im Atelier entdeckte und sich umgehend dafür entschied, damit zu arbeiten. Indem Samsons Vorliebe oder Bedürfnis nach einer anderen als der geplanten Beschäftigung durch die Institution, nicht nur wahrgenommen, sondern durch eine Abweichung vom geplanten Beschäftigungsprogramm auch ermöglicht worden ist, wurde seine Sehnsucht anerkannt und erfüllt.

Monia verleiht ihrer Sehnsucht in wiederholtem Masse und auf verschiedene Art und Weise Ausdruck, wie beispielsweise mit dem Satz: «Mir fehlt einfach Italien» (26:40–26:57), was auch ihre Bezugsperson als Monias Hauptthema identifiziert. Die grosse, nur teilweise ferienhalber erfüllte Sehnsucht nach diesem *Dort* und die Tatsache, dass dieser Ort in ihrem Dasein *hier* so wichtig ist, ist ein Leitfaden ihrer gegenwärtigen Existenz. Die Verbundenheit der Familie mit dem Ursprungsort Italien und mit den dort lebenden Verwandten, prägen auch Monias Erlebniswelt, ja sie nähren gar Monias Sehnsucht. Symbolisiert an dem lokalen Brot, ohne das sie nicht nach Hause gehe, wie sie mit Nachdruck erklärt (26:59–29:31), scheint sich hier Monias Sehnsucht nicht nur auf konkrete Menschen, sondern auf das *italienische Lebensgefühl* zu beziehen. Für die Institution scheint diese Sehnsucht nach dem *Dort* weit schwerer erfüllbar als die vorhergehenden, doch liesse sich auch hier mit ein bisschen mehr *Italianità* im institutionellen Rahmen zumindest eine teilweise Erfüllbarkeit sicher umsetzen, und sei es nur durch ein entsprechendes Bild an der Wand oder ein dem italienischen zumindest ähnliches Fladenbrot.

Schlussfolgerungen

Menschen mit Migrationserfahrungen und Behinderungen sind mehr als die Summe ihrer sozialen Kategorien. Sie stehen für eine komplexe Existenz am äussersten Rand unserer Gesellschaft, die meist mit Ausgrenzung, Diskriminierung und fehlender Anerkennung verknüpft ist. Dabei steht ihnen das gleiche Recht nach persönlicher Entfaltung und menschlicher Entwicklung zu, wie einer Existenz aus der gesellschaftlichen Mitte, so dass auch im Sinne unserer gesellschaftlichen Repräsentationen das *Dort ist hier* gilt, denn der Rand ist gar nicht so anders als die Mitte.

Wir haben versucht, einzelne Aspekte aus unserem Film näher zu beleuchten, um Anregungen für die Aus- oder Weiterbildung zu vermitteln. Der Film kann aber auch einfach nur für sich stehen und wirken und uns dazu auffordern, drei Menschen mit einer Behinderung *und* Migrationserfahrung zuzuhören, zu beobachten und ihre Geschichte einfach auf uns wirken zu lassen – Geschichten über Normalität, Verschiedenheit, Anderssein und Sonderbarkeit, die oft zu Stereotypisierungen, Diskriminierungen und Ausgrenzungen führen. Sollte es unserem Film gelingen, dabei nur ein wenig die eigene, gesellschaftlich legitimierte *Normalität* zu hinterfragen, wären wir bereits zufrieden.

Literatur

- Anthias, Floya (2013), Hierarchies of social location, class and intersectionality: Towards a translocational frame, *International Sociology*, 28(1): 121–138.
- Cattacin, Sandro (2007), Migration, Power and Health: An Exploration, in: Björngren Cuadra, Carin und Sandro Cattacin (Eds.), *Migration and Health. Difference sensitivity from an organisational perspective*. Malmö: IMER, 29–35.
- Domenig, Dagmar (2007), Das Konzept der transkulturellen Kompetenz, in: Domenig, Dagmar (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern: Verlag Hans Huber, 165–189.
- Glaser, Barney G. und Anselm Strauss (1967), *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. New York: Aldine.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1988), Familie und Modernität, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis und Michael Wehrspaun (Hrsg.), *Die «postmoderne» Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 391–416.
- Martuccelli, Danilo (2007), Les épreuves de l'individu dans la globalisation, *Recherches sociologiques et anthropologiques*, 38(1): 13–32.
- Sen, Amartya Kumar (1992), *Inequality reexamined*. New York; Cambridge, Mass.: Russell Sage Foundation; Harvard University Press.
- Walby, Sylvia, Jo Armstrong, and Sofia Strid (2012), Intersectionality: Multiple Inequalities in Social Theory, *Sociology*, 46(2): 224–240.

Bild 6: Alles an seinem Ort – aus dem Film *Dort ist hier*.

Teil IV
SCHLUSS-
BETRACHTUNGEN

Komplexe Identitäten: Chancen für eine offene Gesellschaft

Sandro Cattacin und Dagmar Domenig

In der sich mit multiplen Charakteristiken der Diskriminierung auseinandersetzenen Forschung – der Intersektionalitätsforschung – besteht der Grundtenor darin, auf die erhöhten Risiken der Diskriminierung hinzuweisen, die mit komplexen Identitäten verbunden sind. Unsere Autorinnen und Autoren führen denn auch eine Reihe konzeptueller Überlegungen und praktischer Beispiele an, die diese Ausrichtung der Forschung bestätigen. Daraus dürfen wir jedoch nicht ableiten, dass komplexe Identitäten mit Risiken der Mehrfachdiskriminierung *immer* unter die Räder von Mehrheitsgesellschaften kommen, denn vier wichtige Gründe sprechen dagegen:

Erstens sind Mehrheitsgesellschaften kaum noch anzutreffen, und wenn, sind auch sie Pluralisierungsdynamiken ausgesetzt, die an vielen Orten auch stabilen Mehrheiten den Garaus gemacht haben. Denken wir zum Beispiel an das katholische Monopol im Mittelalter in Europa, mit den mehrheitlich katholischen Moralvorstellungen, die inzwischen nicht einmal mehr im traditionell katholischen Italien den Boden für eine regierungsfähige Koalition zu legen vermögen. Der allgemeine Trend zur Pluralisierung erzeugt auf der gesellschaftlichen Ebene, einen nicht zu unterschätzenden Koordinationsbedarf hinsichtlich der daraus entstehenden Verschiedenheit, auf den man nur verzichten könnte, wenn man stattdessen mit institutioneller Gewalt eine Mehrheit durchsetzte. Da keine gesellschaftliche Position es heute mehr vermag, homogene moralische, ideologische oder philosophische Mehrheitsentscheide hervorzubringen und Anderen aufzuerlegen, sind Demokratien gewissermassen auf die prozedural organisierte Koordination von Verschiedenheit oder – in rawlschen Worten – auf Kooperation und Konsensorientierung angewiesen. Die Suche nach einem überschneidenden Konsens, mit dem sich alle Positionen identifizieren können (Rawls, 1993), scheint somit der Schlüssel zur Projektfähigkeit und Problemlösung zu sein. Wollen Institutionen ihre Legitimität nicht verlieren, sind sie gewissermassen gezwungen, dem Pluralismus auf diese Art und Weise Rechnung zu tragen, ob sie wollen oder nicht.

Doch wer vermag solche Positionen überhaupt noch zu vertreten? Waren es bis vor kurzem noch *starke*, eine *klare* moralische Haltung vertretende Gruppen, scheinen diese Gruppen heute auf der ständigen Suche nach Zulauf,

geschwächt von wechselnden Modeströmungen, volatilen politischen Haltungen und sich individualisierenden spirituellen Einstellungen.

Zweitens hat der Prozess der Pluralisierung nicht nur traditionelle Mehrheiten ins Wanken gebracht, sondern auch Institutionen wie Kirchen, Parteien und Gewerkschaften, die nicht nur ihre bisher homogene Gefolgschaft zunehmend verlieren, sondern sich durch Grabenkämpfe auch noch selbst schwächen. Die *Singularisierung* der Gesellschaft, wie dies Danilo Martuccelli (2010) ausdrückt, stellt dabei gar den Formulierungsprozess von Positionen selbst in Frage, da dieser letztlich nur flüchtige Meinungen aufnehmen, verarbeiten und vertreten könne, mit dem Ziel, temporäre Bindungen von Gemeinschaft und Zugehörigkeit herzustellen. Es ist also davon auszugehen, dass eine bestimmte Person oder eine Personengruppe in der pluralisierten Gesellschaft andere Personen kaum mehr über eine längere Zeit hinweg vertreten kann.

Drittens sind sich Individuen ihrer Einzigartigkeit und der Tatsache, dass sie diese auch aktiv pflegen müssen, um in einer Welt der identitären Herausforderungen überhaupt bestehen zu können, sehr wohl bewusst. Seit der Einsetzung von Singularisierung und Individualisierung als unumkehrbarem, gesellschaftlichem Trend scheint der Mensch *ohne Eigenschaften*, der dem fordistischen Leitmotiv der Gleichförmigkeit nachlebt, der Vergangenheit anzugehören, denn ein solcher würde erbarmungslos durch die Maschen des Netzes der erkennbaren Individuen hindurchfallen.

Viertens verflüchtigen sich nicht nur Institutionen und Gruppen, sondern auch lebensweltliche Kontexte, indem damit verknüpfte Gestaltungs- und Spielräume für Menschen nicht mehr mit nur schwer zu lösenden Fesseln limitiert werden. Kontexte werden demnach im Handeln analysiert, Erfahrungen daraus individuell verarbeitet und danach so genutzt, dass der Spielraum sich so weit wie möglich erweitert, mit dem Ziel, Kontexte zu Chancen zumindest einer geringen Verbesserung werden zu lassen, wie dies Marc-Henry Soulet (2005) beschrieben hat. Mit seinem Konzept des *agir faible* wies er darauf hin, dass selbst Personen in marginalen sozialen Positionen – wenn auch geringe oder schwache – Handlungsmöglichkeiten besitzen, die sie um des Überlebens willen, aber auch zur Verbesserung der eigenen Situation nutzen.

Pluralisierungsprozesse und damit die Ausbildung komplexer Identitäten sind Teil unserer Welt, ja sie sind konstitutiv für das, was wir *moderne, reflexive* Gesellschaften nennen. Sie stehen am Ursprung demokratischer Prozesse und bilden den Humus artistischer, sozialer und ökonomischer Innovation (Cattacin und Naegeli, 2014) und sind daher als positiv zu werten. Diese Erkenntnis scheint auf den ersten Blick im Widerspruch zu dem zu stehen, was in diesem Buch beschrieben und analysiert worden ist, wenn wir jedoch genauer hinschauen, löst sich dieser Widerspruch rasch auf. Denn unsere Autorinnen und Autoren unterstreichen, dass sich Menschen mit Behinderung *und* mit

eigenen oder familiären Migrationserfahrungen aus verschiedenen Gründen, die nicht mit ihrer Person, sondern mit dem Kontext – den individuellen, kollektiven und institutionellen Zuschreibungen – in Zusammenhang zu bringen sind, Gefahr laufen, ungerecht behandelt zu werden. Die Beiträge unterstreichen dabei nicht nur vehement, wie ungerecht, unmenschlich und gefährlich Diskriminierung und Unterdrückung für Gesellschaften sind, sondern auch, dass Verschiedenheit letztlich *allen* Menschen eigen ist und somit jeden (be)trifft. Anders ausgedrückt, wird in diesem Buch betont, dass Teilhabe und Verschiedenheit untrennbar zusammengehören und deren Trennung unsere demokratische Gesellschaft in ihrer Entwicklung für alle spürbar zurückwirft.

Offen bleibt noch die Frage, wieso gewisse komplexe Identitäten zu Diskriminierungen führen, andere hingegen nicht. Heuristisch können wir durchaus feststellen, dass je nach Kontext dieselben Charakteristiken zu Aufstieg, Teilhabe, Anerkennung und Einschluss oder aber zu Abstieg, Marginalität, Entwertung und Ausschluss führen können, teilweise im Laufe eines Lebens in ein und derselben Person. Niemand ist somit mehr davor gefeit, vom Töpfchen der Guten ins Kröpfchen der Schlechten – und umgekehrt – zu geraten. Ein gutes Beispiel sind schwule Politiker und lesbische Politikerinnen, die es in gewissen Kontexten zu höchsten Ämtern gebracht haben, ohne ihre Identität zu verleugnen, während anderen dies nicht vergönnt war. Dieser Unterschied könnte sich mit der Offenheit heterogener beziehungsweise der Verslossenheit homogener Orte erklären lassen. Demnach hätten Menschen mit bestimmten Charakteristiken, die diese offen zeigen beziehungsweise sichtbar sind, an homogenen Orten keine Chance, eine erfolgreiche Karriere zu starten. Dagegen sprechen uns bekannte Beispiele von Personen mit Charakteristiken, die Diskriminierungen auslösen könnten, die sowohl, wenn auch seltener an homogenen Orten wie auch an heterogenen Orten leben. Denken wir zum Beispiel an den Präsidenten der italienischen Region Apulien, Nichi Vendola, der bekennender Schwuler und in der Bevölkerung äusserst beliebt ist. Dynamiken der Anerkennung von Verschiedenheit sind somit als Prozesse zu lesen, die durch die moralische Herausforderung im öffentlichen Raum entstehen (Honneth, 1992) und mit Kampf und politischer Mobilisierung zusammenhängen (Cattacin, 2010). Dabei handelt es sich um gesellschaftliche Prozesse, die uns Menschen zwingen, uns mit einem *Spiegelbild* auseinanderzusetzen, wie Bill Hughes in seinem Beitrag schreibt, das uns nicht nur jeden Morgen vorspiegelt, wie endlich und eigen, sondern gleichermassen auch, wie beschränkt und eigennützig wir sind. Vendola hat diese Prozesse der Anerkennungsdynamiken durchlebt, sich den Risiken eines *Coming Out* gestellt und dafür gekämpft, als kompetenter Politiker wahrgenommen zu werden.

Der *Kampf um Anerkennung*, wie ihn Honneth beschrieben hat, setzt bei Personen an, die die erlebte Ungerechtigkeit miteinander reflexiv verarbeiten,

dabei entsetzt die Muster der Diskriminierung und Unterdrückung erkennen und in Folge davon ihrer Wut auch öffentlich Ausdruck geben, mit dem Ziel, diesen Prozess der moralischen Herausforderung einzuläuten (Cattacin und Minner, 2009). Ist dieser Kampf von Erfolg gekrönt, verändern sich Gesellschaften, indem sie heterogener und offener werden und diese Offenheit selektiv in Gesetzen und Richtlinien zu institutionalisieren beginnen. Parallel dazu verändert sich auch die Praxis des Umgangs mit Verschiedenheit (Arendt, 1970; Habermas, 1992).

Und was tun Menschen, die ihrem Entsetzen keinen oder kaum Ausdruck geben können, weil die Kommunikation mit Anderen eingeschränkt, erschwert oder gar unmöglich ist? Inwiefern ist der von Honneth beschriebene Kampf um Anerkennung für Personen ohne Rechte überhaupt durchführbar? Und was, wenn niemand sich für diese Rechte einsetzt und die Stimme für diejenigen erhebt, die sich gegen die alltägliche Diskriminierung und Entwertung nicht zur Wehr setzen können? In diesem Buch sind wir zwei identitären Kategorien – Migration und Behinderung – nachgegangen, die sich im Kampf um Anerkennung schwerer tun als andere. Die Kombination der Merkmale Migration *und* Behinderung führt, wie in den Beiträgen hergeleitet worden ist, dazu, dass betroffene Menschen ihren Anerkennungskampf oft nur schwer selbst durchführen können, obschon die moralische Legitimation dazu ausschliesslich bei ihnen läge. Dies führt uns zu einer abschliessenden und für die Überlegungen in diesem Buch zentralen, generelleren Betrachtung, nämlich erstens zu der Frage, wie Personen, die nicht für ihre Anerkennung und Rechte kämpfen können, vor Unterdrückung und Diskriminierung geschützt werden können, und zweitens, wessen Aufgabe es wäre, deren Interessen zu vertreten.

Die zweite Frage ist leichter zu beantworten als die erste. Wie von den verschiedenen Autorinnen und Autoren ausgeführt, sind wir alle dazu aufgerufen, uns gegen Diskriminierung und Entwertung einzusetzen, weil sie Ausdruck davon sind, in einer Gesellschaft zu leben, die Ungerechtigkeit zulässt. Und wenn Ungerechtigkeit erlaubt ist, wenn diese durch Institutionen und Menschen legitim ausgeübt wird, dann ist unsere Gesellschaft für Autoritarismus anfällig, und das wiederum kann sich auch gegen uns wenden. Denken wir nur daran, dass Judenverfolgungen, Apartheid oder Eugenik sich nur auf Grund der Komplizenschaft grosser Teile der Bevölkerung oder eben wegen des Mangels an Mobilisierung gegen Diskriminierung und Entwertung *Anderer* durchgesetzt haben, mit den bekannten, katastrophalen Folgen für die Menschheit und Gesellschaften.

Die erste Frage, nach dem Schutz, verweist uns hingegen auf die institutionelle und gesetzliche Ebene und damit auf die notwendige Verstärkung der Selbstbestimmungs- und anderer Rechte der Rechtslosen sowie derjenigen

Personen, die sich nicht wehren können.¹ Denn wenn wir Personen stärken und befähigen möchten, die sich nicht wehren können, müssen wir nicht den Sozialstaat ausbauen, sondern Gesetze erlassen, die es nicht nur erlauben, sondern auch erfordern, Menschen zu schützen. Die bestehenden Antidiskriminierungs- und Chancengleichheitsgesetzgebungen orientieren sich noch heute an Dimensionen wie Religion, sexuelle Orientierung, Herkunft oder Beeinträchtigung, obschon diese Kategorien kaum noch genügen, um Chancengleichheit *trotz* Verschiedenheit zu fördern, da diese die gegenwärtigen Metadiskurse über plurale und komplexe Identitäten der Verschiedenheit wenig widerspiegeln. Abgesehen davon fehlen die finanziellen Mittel und der politische Durchsetzungswille für deren konkrete Umsetzung – *notabene* auch zum Wohle von Wirtschaft und Politik. Doch Gesetzgebungen allein fördern gesellschaftliche Veränderungen nicht, sondern unterstützen diese nur bestmöglich, eine umso wichtigere Rolle spielen daher Institutionen. Diese können jedoch nicht einfach auf Offenheit, Anerkennung von Verschiedenheit und einen menschenwürdigen Umgang mit pluralen und komplexen Identitäten und vielfältigen Lebenswelten umgepolt werden, sondern müssen sich ebenso den Anerkennungsdynamiken in Form von Prozessen der moralischen Herausforderungen stellen. Das eigene Spiegelbild, ergänzt durch das sozusagen professionelle Spiegelbild, das uns mindestens so schmerzhaft reflektieren dürfte, könnte dabei der Ausgangspunkt der notwendigen institutionellen Lernprozesse sein. Erst dann können von innen, und nötigenfalls auch von aussen über Richtlinien und Weiterbildungen, aber auch über die interne Organisation einer Interessenvertretung, die sich diskriminierender Dynamiken und institutioneller Ausschlussmechanismen annimmt, Schritt für Schritt diejenigen Bedingungen verändert werden, die Menschen tagtäglich Ungerechtigkeiten aussetzen.

Literatur

Arendt, Hannah (1970). *On Violence*. New York: Harcourt Brace.

Cattacin, Sandro (2010). Einschluss und Ausschluss von Verschiedenheit in der reflexiven Moderne, in: Schweizerisches Rotes Kreuz (Hrsg.). *Einschluss und Ausschluss. Betrachtungen zu Integration und sozialer Ausgrenzung in der Schweiz*. Zürich/Genève: Seismo, 126–132.

Cattacin, Sandro und Frédéric Minner (2009). *L'apprentissage sociétal. De la souffrance à la transformation d'une société*. Berne: Formation Dépendences.

1 Verwiesen sei hier auf die Bestrebungen, sowohl Menschen mit einer Behinderung als auch ausländischen Personen bedingungsloses Stimm- und Wahlrecht zu gewähren.

- Cattacin, Sandro und Patricia Naegeli (2014). Städtische Innovationsregime. *Forschungsjournal soziale Bewegungen*, 27(2): 42–49.
- Habermas, Jürgen (1992). *Faktizität und Geltung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (1992). Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Martuccelli, Danilo (2010). *La société singulariste*. Paris: A. Colin.
- Rawls, John (1993). *Political Liberalism*. New York: Columbia University Press.
- Soulet, Marc-Henry (2005). Confiance et capacité d'action. Agir en contexte d'in-quiétude, in: Balsa, Casimiro (Ed.). *Confiance et lien social*. Fribourg: Academic Press, 31–56.

Autorinnen und Autoren

Sandro Cattacin ist Professor an der Universität Genf (*Département de sociologie*) und arbeitet seit über 20 Jahren zu Stadtpolitik und zu den Dynamiken des Einschlusses und Ausschlusses. Neben komparativen Studien zu Stadtentwicklungspolitiken, Policies in Städten im Bereich Drogen, Migration und HIV/Aids arbeitet Cattacin in den letzten Jahren zu Themen der organisierten Differenz und der Innovation im städtischen Kontext sowie der Beziehung zwischen Institutionen und Marginalität. (sandro.cattacin@unige.ch; Publikationen auf <https://unige.academia.edu/SandroCattacin>; Forschungsprojekte auf www.differences.ch).

Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Ihre Schwerpunktthemen sind Migration und Gesundheit, transkulturelle Kompetenz, Umgang mit Verschiedenheit im Gesundheits- und Sozialwesen. Seit über zehn Jahren ist sie in der Weiterbildung und Forschung tätig und publiziert regelmässig, unter anderem das 2007 in der zweiten Auflage im Hans Huber Verlag erschienene Lehrbuch *Transkulturelle Kompetenz für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Weiter hat sie in diversen europäischen Netzwerken und Projekten mitgearbeitet, unter anderem in einem europäischen Netzwerk für die Erarbeitung von *Equity Standards* für den Gesundheits- und Sozialbereich. Von 2000 bis 2010 war sie für das Schweizerische Rote Kreuz in Bern tätig, in den letzten Jahren als Departementsleiterin und Vizedirektorin, seit 2011 ist Domenig Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten (www.arkadis.ch, dagmar.domenig@arkadis.ch).

Michele Galizia ist Ethnologe und Leiter der Fachstelle für Rassismusbekämpfung des Eidgenössischen Departements des Innern (michele.galizia@gs-edi.admin.ch).

Dan Goodley ist Professor für *Disability Studies* und *Education* an der University of Sheffield. Davor arbeitete er an der University of Leeds und an der Manchester Metropolitan University. Goodley hat mehrere Bücher und Artikel zu den kritischen *Disability Studies* publiziert, unter anderem auch das 2011 bei Routledge erschienene Buch *Disability Studies: An interdisciplinary introduction*. Kürzlich erschien sein Buch *Dis/ability Studies: Theorising disablism and ableism* bei Routledge ([twitter@disabilityuos](https://twitter.com/disabilityuos)).

Judy Gummich ist Menschenrechtlerin, freiberufliche Trainerin und Beraterin für *Diversity* und wissenschaftliche Mitarbeiterin für Menschenrechtsbildung, Inklusion und *Diversity* am Deutschen Institut für Menschenrechte. Seit mehr als 25 Jahren arbeitet sie in unterschiedlichen nationalen und internationalen Zusammenhängen vor allem zu Belangen der afrikanischen Diaspora in Deutschland, zu (Anti-)Rassismus, Migration, Beeinträchtigung und Behinderung, Integration und Inklusion, Gender, sexuelle Identität sowie intersektionale Lebensrealitäten und Diskriminierung (www.eltern-beraten-eltern.de, mail@eltern-beraten-eltern.de).

Bill Hughes ist Professor für Soziologie an der *Glasgow School for Business and Society, Glasgow Caledonian University*. Seine Forschungsschwerpunkte sind Behinderung und Beeinträchtigung, Sozialtheorien und Biopolitiken. Er ist Koautor des 2000 bei University Press erschienen Buches *The Body, Culture and Society: An Introduction* und Mitherausgeber – mit Dan Goodley und Lennard Davis – des 2012 bei *Palgrave Macmillan* erschienenen Buches *Disability and Social Theory*. Derzeit arbeitet er an einem Buch mit dem Arbeitstitel: *Invalidation: A Social and Historical Ontology for Disability* (w.hughes@gcu.ac.uk).

Barbara Jeltsch-Schudel ist Titularprofessorin, Lehr- und Forschungsrätin, Abteilungsleiterin Klinische Heilpädagogik und Sozialpädagogik am Heilpädagogischen Institut der Universität Freiburg. Sie hat ausgiebig zu Themen wie Down-Syndrom, Elternbegleitung und Altern publiziert, unter anderem hat sie gemeinsam mit Udo Wilken das 2014 im Kohlhammer Verlag erschienene Buch *Elternarbeit und Behinderung. Empowerment – Inklusion – Wohlbefinden* herausgegeben (barbara.jeltsch@unifr.ch).

Daniela Pedemonte studierte *Communication Design* an der Hochschule der Künste Bern und schloss anschliessend an der Universität Bern den Master in *Research on the arts* ab. Ihr Fokus liegt auf den Themenbereichen Migration und Interkulturelle Kommunikation. Sie unterrichtet digitales Gestalten an der Hochschule der Künste in der Talentförderung Hofwil und ist in diversen Forschungsprojekten und selbstständig im eigenen Atelier tätig (danapedemonte83@yahoo.com).

Irina Radu ist Assistentin am Département de sociologie der Universität Genf. Sie hat Volkswirtschaft und Soziologie studiert und arbeitet mit audiovisuellen Methoden (irina.radu@unige.ch).

Kerstin Rathgeb ist Professorin für allgemeine Pädagogik an der Evangelischen Hochschule Darmstadt, Fachbereich Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Stu-

diengang Soziale Arbeit. Zuvor war Rathgeb Professorin für Heilpädagogik im Studiengang Integrative Heilpädagogik, Fachbereich Soziale Arbeit. Ihre Schwerpunkte sind sozialer Ausschluss, kritische Denkmodelle und eigenwillige Praxen, Gemeinwesen- und Nutzungsforschung. Unter anderem hat sie das 2012 im Springer Verlag erschienene Buch *Disability Studies: Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen* herausgegeben (rathgeb@eh-darmstadt.de).

Andreas Rieder ist Jurist und Leiter des Büros für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen des Eidgenössischen Departements des Innern (andreas.rieder@gs-edi.admin.ch).

Anna Weber ist Forschungsassistentin am *Département de sociologie* der Universität Genf. Sie hat Psychologie und Sozialanthropologie studiert. Ihre Schwerpunkte sind Sozial- und Gesundheitspolitik, Migration und Diversität, multiple Diskriminierung und soziale Innovation (anna.weber@unige.ch).

Sabine Schäper, Dagmar Domenig und Urs Schäfer (Hrsg.)

Hin- und herschieben?

An der Schnittstelle von Psychiatrie und sozialen Institutionen

Immer wieder werden Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung, die in sozialen Institutionen leben und/oder arbeiten, von diesen Institutionen in die Psychiatrie eingewiesen, wenn sie stark herausfordernde Verhaltensauffälligkeiten oder Anzeichen psychiatrischer Erkrankungen zeigen, obwohl eine ambulante Begleitung ohne Ortswechsel sinnvoller wäre. Die Psychiatrie ist jedoch meist nicht auf eine längere Unterbringung dieser Klientel vorbereitet. Dies führt zu einem Hin- und Herschieben dieser Menschen zwischen den verschiedenen Institutionen und Angeboten.

Die Schnittstelle Psychiatrie und Behinderteninstitution beziehungsweise psychische und kognitive Beeinträchtigung fordert Fachpersonen aufgrund unterschiedlicher Herangehensweisen, beruflicher Kompetenzen sowie entsprechender Erfahrungen heraus. Die Autorinnen und Autoren dieser Publikation setzen sich mit folgenden Fragen auseinander: Wie kann eine interdisziplinäre Zusammenarbeit gelingen? Wo bergen diese Schnittstellen Gefahren aber auch Potenziale? Wie können Menschen mit einer kognitiven und psychischen Beeinträchtigung besser begleitet werden?

Sabine Schäper ist Diplom-Theologin und Diplom-Sozialpädagogin sowie Professorin für das Lehrgebiet Heilpädagogische Methoden und Intervention an der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Münster.

2021, 172 Seiten, CHF 29.—

Dagmar Domenig, Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau ist Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten. Ihre Schwerpunktthemen sind Migration und Gesundheit, transkulturelle und transkategoriale Kompetenz, Umgang mit Verschiedenheit im Gesundheits- und Sozialwesen.

Urs Schäfer ist Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Luigi Bertoli, Karl Diethelm, Franziska Gaese, Alois Grüter, Gesa Müller, Rüdiger Nübling, Katrin Schwibinger.

Daniele Zullino, Sandro Cattacin, Dagmar Domenig
und Urs Schäfer (Hrsg.)

Leben lassen!

**Kognitive Beeinträchtigung, psychoaktive Substanzen
und suchtbedingte Verhaltensweisen**

Psychoaktive Substanzen, aber auch suchtbedingte Verhaltensweisen von Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung, werden im Behindertenbereich noch kaum thematisiert. Dies obschon die Öffnung der Institutionen im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention durch den leichten Zugang zu psychoaktiven Substanzen auch Risiken für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung birgt. Weiter fördert der leichtere Zugang zur digitalisierten Welt einerseits die Inklusion, andererseits suchtbedingte Verhaltensweisen, insbesondere wenn keine digitale Kompetenz vermittelt wird. In der Suchthilfe fehlen dann meist auf Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung angepasste Instrumente für die Früherkennung, für die Vermittlung eines risikoarmen Umgangs und für therapeutische Interventionen. Diese Aspekte werden von den Autorinnen und Autoren in dieser Publikation vertieft.

Daniele Zullino ist Facharzt Psychiatrie und Psychotherapie mit Schwerpunkt Abhängigkeitserkrankungen. Er ist Chefarzt der Suchtkliniken am Universitätsspital Genf und Professor für Psychiatrie an der Medizinischen Fakultät der Universität Genf.

Prof. Dr. Sandro Cattacin ist Soziologieprofessor an der Universität Genf und arbeitet zu Dynamiken des Einschlusses und Ausschlusses.

2020, 136 Seiten, CHF 29.—

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Gion Capeder, Eric Fassin, Ingeborg Hedderich, Christiane Maurer, Birgit Peböck, Dominique Rast, Monika Seifert, Elisabeth Wacker.

Sandro Cattacin, Dagmar Domenig und Urs Schäfer (Hrsg.)

Selbstbestimmt mitgestalten!

Behinderung im Fokus individueller und gesellschaftlicher Emanzipation

Mitbestimmung kann auf verschiedene Art und Weise konzeptualisiert werden. Im vorliegenden Buch wird Mitbestimmung im Sinne eines multidimensionalen Zugangs auf alle Bereiche bezogen, die zur Inklusion von Verschiedenheit relevant sind, nämlich: Autonomie und Mitbestimmung an der Gestaltung des eigenen Lebensbereichs, Recht auf Arbeit und politische Rechte. Emanzipation umfasst dabei immer individuelle, kollektive und strukturelle Prozesse, die grundsätzlich politischer Natur sind.

Die Autorinnen und Autoren behandeln die soziale Konstruktion von Anderssein und Verschiedenheit, Teilhabe und Vielfalt im Kontext der UN-Behindertenrechtskonvention, Beteiligungschancen am Erwerbsleben, Teilhabe und Selbstbestimmung beim Zugang zu Arbeit, Beteiligung von Menschen mit Behinderungen an der Gestaltung ihrer Lebenssituation sowie Evaluationen im Bereich der Behindertenhilfe durch Peer-Befragungen.

Das Buch ist mit Bildern von Künstlerinnen und Künstlern des Ateliers CREAHM (CREAtivité et Handicap Mental) in Villars-sur-Glâne illustriert.

Prof. Dr. Sandro Cattacin ist Soziologieprofessor an der Universität Genf und arbeitet zu Dynamiken des Einschlusses und Ausschlusses.

2019, 176 Seiten, CHF 29.—

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Gion Capeder, Eric Fassin, Ingeborg Hedderich, Christiane Maurer, Birgit Peböck, Dominique Rast, Monika Seifert, Elisabeth Wacker.

Dagmar Domenig und Urs Schäfer (Hrsg.)

Auffallend herausfordernd!

Begleitung zwischen Selbstbestimmung und Überforderung

In der Praxis beschäftigt das Thema «Herausforderndes Verhalten» in Bezug auf die Begleitung und Betreuung von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen die Fachpersonen in grossem Ausmass. Wie können Menschen begleitet werden, die ihre Betreuungspersonen bis an deren Grenzen herausfordern? Wie können die Zeichen eines herausfordernden Verhaltens richtig gedeutet und verstanden werden? Und vor allem, welche Handlungsansätze stehen zur Verfügung, um die Situation für alle Beteiligten zu verbessern und zukunftsorientierte Lösungen zu finden?

Neben übergreifenden Gedanken zu herausfordernden Verhaltensweisen, deren Entstehung, Äusserungsformen und Möglichkeiten, damit umzugehen, beleuchten die Beiträge in diesem Buch verschiedene Aspekte herausfordernden Verhaltens. Dabei liegt der Fokus auf Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung, Demenz, Autismus oder Prader-Willi-Syndrom.

Das Buch präsentiert auch die Resultate einer qualitativen Studie zu herausfordernden Verhaltensweisen von Menschen mit schweren, teilweise auch mit mehrfachen Beeinträchtigungen.

Das Comic «Besuch im Zoo» von *Daniela Schreiter* lässt uns die schwierigen Herausforderungen miterleben, aber auch die Freude an einer gefundenen Lösung.

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozial-

2018, 168 Seiten, CHF 29.—

anthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Theo Klauss, Eva Büschi, Stefania Calabrese, Wolfgang Praschak, Norbert Hödebeck-Stuntebeck, Anna Weber, Georg Theunissen, Martina Schäufole.

Franziska Hänsenberger-Aebi und Urs Schäfer (Hrsg.)

Eltern sein plus!

Begleitung von Kindern mit Unterstützungsbedarf

Eltern sein bedeutet immer eine Herausforderung, dennoch unterscheidet sich «Eltern sein von sich unauffällig entwickelnden Kindern» und «Eltern sein von Kindern mit Unterstützungsbedarf» wesentlich. Die Beiträge in diesem Buch behandeln das Thema aus verschiedenen Perspektiven. Was ist bei der Begleitung von Eltern, die vor, während oder nach der Geburt von einer (möglichen) Beeinträchtigung ihres Kindes erfahren, zu beachten? Wie läuft der Beziehungs- und Bindungsaufbau zwischen Eltern und ihrem besonderen Kind ab und wie kann Frühförderung dabei unterstützend wirken?

Das Buch stellt das Konzept der Familienorientierung vor und geht der Frage nach, wie sich Familienorientierung in professioneller Unterstützung und Begleitung umsetzen lässt. Abschliessend wird nicht nur die Wichtigkeit der Frühförderung an sich als wichtigstes Interventionsfeld der Prävention begründet, sondern auch ein all diese Themen aufgreifendes Projekt vorgestellt.

Franziska Hänsenberger-Aebi ist Logopädin und Heilpädagogische Früherzieherin. Sie leitet den Heilpädagogischen Dienst der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

2017, 172 Seiten, CHF 29.—

Mit Beiträgen von Remo Ankli, Elisabeth Beck-Gernsheim, Martin Hafen, Klaus Sarimski, Manfred Pretis, Isabella Bertschi, Claudia Ermert, Diana Sahrai, Suzana Braga.

Dagmar Domenig und Urs Schäfer (Hrsg.)

Mediale Welt inklusive!

**Sichtbarkeit und Teilhabe von Menschen mit
Behinderungen in den Medien**

Die Beiträge in diesem Buch beleuchten die Sichtbarkeit, die Repräsentation und die Partizipation von Menschen mit Behinderungen in den Medien. Dabei liegt der Fokus einerseits auf der Darstellung von Behinderung in der Öffentlichkeit und in den Massenmedien ganz allgemein, andererseits auf den typischen kommunikativen und gestalterischen Ausprägungen in der Fotografie und im Film sowie in der Spendenwerbung von Nonprofit-Organisationen. Ein weiteres Thema dieses Buches ist der barrierefreie Zugang zum Internet für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung. Die zentrale Forderung der Beiträge ist, den Menschen mit Behinderungen ihren Platz in der medialen Welt zuzugestehen, ohne sie damit zusätzlich zu stigmatisieren, zu erniedrigen, zu verniedlichen, zu verfremden oder zu romanisieren. Die ganzseitigen Fotos stammen vom Fotografen Peter Dammann, der auch einen der Beiträge verfasst hat.

2015, 184 Seiten, CHF 29.—

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Manuele Bertoli, Markus Dederich, Cornelia Renggli, Rebecca Maskos, Lorenz Spinaz, Peter Dammann, Alex Oberholzer, Gabriela Antener, Luzia Aregger.

Kategorien der Vielfalt können zu Diskriminierungen und sozialem Ausschluss führen. Die Analyse der Merkmale des Andersseins bedingt auch die Auseinandersetzung mit Ungleichheiten. Solche werden im Buch am Beispiel von Migration und Behinderung interdisziplinär diskutiert.

Das Buch leistet einen Beitrag zur praktischen Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, die eine Migrationserfahrung aufweisen. Darüber hinaus wird mit diesem Buch die konzeptuelle Diskussion zu Intersektionalität und erweiterten Identitäten angestoßen.

Der zugehörige Film «Dort ist hier» veranschaulicht die Buchbeiträge mit Einblicken in den Alltag von drei Personen mit einer kognitiven Beeinträchtigung und Migrationserfahrung.

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Ihre Schwerpunktthemen sind Migration und Gesundheit, transkulturelle Kompetenz, Umgang mit Verschiedenheit im Gesundheits- und Sozialwesen. Seit 2011 ist Domenig Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten (www.arkadis.ch).

Sandro Cattacin ist Professor der Soziologie an der Universität Genf. Er ist Stadtsoziologe und setzt sich unter anderem mit Fragen des Ein- und Ausschlusses vulnerabler Gruppen auseinander. Mehr Informationen auf www.differences.ch.

Irina Radu ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Soziologischen Institut der Universität Genf und spezialisiert in audiovisuellen Methoden.